krisis

Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft

Peter Samol	Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate
Ernst Lohoff	Auf Selbstzerstörung programmiert
Julian Bierwirth	Gegenständlicher Schein
Peter Samol	Ein theoretischer Holzweg
Ernst Lohoff	Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation
Julian Bierwirth	Henne und Ei

Jahrbuch 2013-2015

krisis Jahrbuch 2013-2015

Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft

krisis Jahrbuch 2013-2015 – Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft

Berlin: epubli, 2020

Hrsg.: Förderverein krisis – Verein für kritische Gesellschaftswissenschaft e.V.
Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg

Tel. +49 911 7056 28
Fax +49 911 780 9542

www.krisis.org
krisisweb@yahoo.de

ISSN 2196-940X

Inhalt

Editorial 4

Peter Samol
Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate 9
Zur Widerlegung von Michael Heinrichs Kritik am »Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate« und über die Bedeutung der schrumpfenden Wertmasse für den Krisenverlauf

Ernst Lohoff
Auf Selbstzerstörung programmiert 60
Über den inneren Zusammenhang von Wertformkritik und Krisentheorie in der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie

Julian Bierwirth
Gegenständlicher Schein 119
Zur Gesellschaftlichkeit von Zweckrationalität und Ich-Identität

Peter Samol
Ein theoretischer Holzweg 154
Die seltsame Fassung des Begriffs der »unproduktiven Arbeit« von Robert Kurz und wie er sich als Reaktion auf die Kritik daran in einen noch tieferen Schlamassel begeben hat

Ernst Lohoff
Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation 170
Der Fetischcharakter der Kapitalmarktwaren und sein Geheimnis

Julian Bierwirth
Henne und Ei 216
Der Wert als Einheit von Handlung und Struktur

Editorial

Seit acht Jahren geben wir nun schon die *Krisis* als Online-Zeitschrift heraus, um auf diese Weise alle unsere Texte allgemein zugänglich und frei verfügbar zu machen. Zusätzlich sind wir vor vier Jahren dazu übergegangen, alle *Krisis*-Aufsätze auch als Book-on-Demand anzubieten, weil wir wissen das viele unserer Leserinnen und Leser immer noch die Buchform bevorzugen – wie wir selbst übrigens auch. Hinzu kommt noch die bessere Zitierbarkeit, ein durchaus wichtiges Kriterium gerade bei Theorie-Texten. Mit dem Jahrbuch 2013 - 2015 wollen wir nun eine Lücke schließen, die uns schon seit längerem stört. Die Beiträge aus diesen Jahren stehen zwar allesamt online als PDF-Dateien zur Verfügung, doch gab es bisher keine Möglichkeit, sie auch in Buchform zu erhalten. Deshalb haben wir sie nun in diesem Sammelband zusammengefasst, der als Book-on-Demand erhältlich ist.

Der Schwerpunkt der *Krisis*-Beiträge aus den Jahren 2013 - 2015 liegt zum einen auf der Krisentheorie und der Ökonomiekritik, zum anderen werden aber auch subjekttheoretische Fragen verhandelt.

In seinem Aufsatz *Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate* (Krisis 1/2103) weist *Peter Samol* nach, dass Heinrichs angebliche Widerlegung des Marx'schen Theorems vom »Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate« auf falschen theoretischen Annahmen und Berechnungen beruht. Darüber hinaus wird herausgearbeitet, welche immense Bedeutung die Abnahme der Wertmasse für die Bestimmung der Krisendynamik hat; diese Größe bleibt nicht nur bei Heinrich, sondern auch bei fast allen anderen Anhängern der Marx'schen Theorie notorisch unterbelichtet. Betrachtet man nun den tendenziellen Fall der Profitrate und die Tendenz zur Abnahme der Wertmasse in ihrer gemeinsamen Wirkung, so stellt sich heraus, dass von beiden Entwicklungen ein Zangenangriff ausgeht, der in seiner Gesamtwirkung eine selbsttragende Kapitalakkumulation unmöglich werden lässt.

Auch *Ernst Lohoff* setzt sich in seinem Text *Auf Selbstzerstörung programmiert* (Krisis 2/2013) mit der Marx'schen Krisentheorie auseinander und hebt deren Erklärungskraft für die aktuellen ökonomischen Entwicklungen hervor. Dabei richtet Lohoff den Blick vor allem auf die innere Selbstzerstörungstendenz der kapitalistischen Reichtumsform und der abstrakten Arbeit als wertsetzender Tätigkeitsform. Er zeigt, dass der Marx'sche Gedanke einer dem Kapital gesetzten »immanenten Schranke« keineswegs allein schon im »Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate« aufgeht. Wie schon von Marx selber angedeutet, untergräbt die vom Kapital ins Werk gesetzte Produktivkraftentwicklung letztlich die Grundlage der Wertproduktion, indem sie auf die »Aufhebung der Privatarbeit« zusteuert. Der Aufsatz setzt sich außerdem mit der Frage auseinander, wieso die Wertformkritik der frühen 1970er Jahre diesen Umstand nicht wahrgenommen hat und warum die daran anknüpfenden Theorieansätze (vor allem die »Neue Marx-Lektüre«) ihn vollends negieren. Bei Marx selbst wird die Frage, welche Bedeutung dem Kreditwesen und der Bewegung des fiktiven Kapitals im Krisenprozess zukommt, wird nur am Rande berührt. Gerade in dieser Hinsicht ist jedoch seit dem 19. Jahrhundert eine ganz neue Krisendimension entstanden, die den aktuellen Krisenprozess entscheidend prägt und die mit einer Ablösung vom Gold als Geldware verbunden ist. Damit hat sich das Geld aber keinesfalls in ein bloßes Zeichen verwandelt, wie die weit verbreitete »Nominelle Geldtheorie« behauptet. Vielmehr bilden jetzt die bei den Zentralbanken akkumulierten Schuldtitel (»Waren 2ter Ordnung«) die Grundlage. Damit verschiebt sich der Krisenprozess zugleich auf die Ebene des Geldmediums selbst. Der vorliegende Text zeigt, dass die Kritik der Politischen Ökonomie an diesem Punkt über den von Marx erreichten Stand hinauszutreiben ist, wenn sie für die Erklärung der aktuellen Krise fruchtbar gemacht werden soll.

Ausgehend von der Bestimmung des Kapitalismus als gesellschaftlichem Verhältnis, in dem den Menschen die Ergebnisse ihres gesellschaftlichen Handelns als naturhafte, in den Dingen selbst angelegte Phänomene erscheinen, untersucht der Essay *Gegenständlicher Schein* (Krisis 3/2013) von *Julian Bierwirth* einige grundlegende Aspekte dieser Gesellschaftsformation. Am Beispiel vormoderner

Zeitvorstellungen diskutiert er zunächst die Differenz von vorkapitalistischem und kapitalistischem Welt- und Gegenstandsbezug. Anschließend wird der für die kapitalistische Gesellschaft grundlegende Doppelcharakter von konkreter und abstrakter Arbeit mit den dualistischen Konzeptionen vormodernen Tätigkeitsbezugs verglichen. Außerdem wird argumentiert, dass die historisch-spezifische Form gesellschaftlicher Vermittlung im Kapitalismus nicht nur die immanente Dialektik von Wert und sinnlich-stofflichem Gebrauchswert bzw. abstrakter und konkreter Arbeit in die Welt setzt, sondern eine weitere grundlegende Spaltung des gesellschaftlichen Zusammenhangs impliziert. In Auseinandersetzung mit den Begriffen Gesellschaft und Gemeinschaft wird erläutert, wie selbst die von der kapitalistischen Form »abgespaltenen« Momente der modernen Lebenswelt noch systematisch-logisch auf die kapitalistischen Formimperative bezogen sind. Eine theoretische Betrachtung dieser Phänomene muss folglich immer diesen Bezug mit reflektieren, wenn sie nicht ihren Gegenstand verfehlen will. Entsprechendes gilt auch für die abstrakte Individualität, die mit der kapitalistischen Subjektform untrennbar verbunden ist und die sich wesentlich von vormodernen Vorstellungen des Bewusstseins unterscheidet.

In seiner Kritik *Ein theoretischer Holzweg* (Krisis 4/2013) zeigt *Peter Samol,* wie sich der wertkritische Theoretiker Robert Kurz bei der Bearbeitung einer grundlegenden kategorialen Unterscheidung – der Differenz zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit – in eine theoretische Sackgasse manövriert hat. Während es für Marx zur Bestimmung der produktiven Arbeit entscheidend ist, ob und wie eine Arbeit jeweils Anteil an der Waren*produktion* durch das Kapital hat, gelangte Kurz zu der Auffassung, dass allein eine Betrachtung der Waren*zirkulation* eine saubere Grenzziehung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit erlaube. Allerdings kann mit Marx gezeigt werden, dass der Wert der Arbeitsprodukte nach ihrer Realisation beim Kapital verbleibt und die Zirkulation daher gar nicht die ihr von Kurz zugedachte Rolle bei der Begriffsbestimmung spielen kann. Darüber hinaus krankt die Kurz'sche Position an einer tautologischen Begriffsbestimmung, in welcher produktive Arbeit durch sich selbst erklärt wird. Und schließlich baut Kurz die fragwürdige Tautologie

zu einem Generalargument gegen jeden anderen Erklärungsansatz aus, das aber letzten Endes selbst nichts mehr erklären kann.

In *Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation* (Krisis 1/2014) setzt sich *Ernst Lohoff* mit der finanzmarktdominierten Kapitalakkumulation der letzten dreißig Jahre auseinander. Er argumentiert, dass sowohl die VWL als auch der traditionelle Marxismus die Entwicklung an den Finanzmärkten zwar zum Teil sehr ausführlich empirisch beschrieben, jedoch nicht in der Lage seien, sie theoretisch schlüssig zu analysieren. Im Rahmen des verkürzten Geld- und Reichtumskonzepts der VWL bleibe dieser Widerspruch von Empirie und Theorie unüberbrückbar; die Kritik der Politischen Ökonomie sei dagegen sehr wohl in der Lage, ihn zu überwinden. Dazu muss sie allerdings, so Lohoff, die Analyse der spezifischen Bewegungsgesetze der Ware Geldkapital einen Schritt weiter treiben, als Marx dies in seiner Fragment gebliebenen Untersuchung des zinstragenden Kapitals im dritten Band des Kapitals getan hat. Die Marx'sche Argumentation bricht auf einer Stufe der Darstellung ab, auf der von der Existenz handelbarer Schuldtitel, wie Staatspapieren, Aktien und Derivaten, noch durchgehend abstrahiert wird. Nimmt fiktives Kapital jedoch die Gestalt solcher Waren 2ter Ordnung an, dann verwandelt sich künftiger Wert nicht nur vom individuellen Standpunkt des Gläubigers in Kapital, sondern es entsteht auch in der gesellschaftlichen Gesamtbilanz für die Lebenszeit dieser Waren Zusatzkapital. Daraus folgt, dass es durchaus so etwas wie Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation geben kann, wenn auch nur innerhalb eines strukturell begrenzten, zeitlichen Horizonts.

Der abschließende Beitrag *Henne und Ei* (Krisis 1/2015) von *Julian Bierwirth* behandelt den Gegensatz von Handlung und Struktur, der die sozialwissenschaftliche Theoriebildung seit der Entstehung dieses Wissenschaftszweiges im 19. Jahrhundert prägt. Die Wertkritik wird dabei zumeist der strukturtheoretischen Seite zugeschlagen. Tatsächlich jedoch ist ihr Untersuchungsgegenstand, der kapitalistische Formzusammenhang, keinesfalls bloß eine »soziale Struktur«, die das Handeln determiniert, sondern eine bestimmte Form der Vergesellschaftung, die sich über ein historisch-spezifisches Verhältnis von Privatheit und Gesellschaft-

lichkeit konstituiert, in dem wiederum der Widerspruch zwischen Struktur und Handlung angelegt ist. Der Beitrag von Bierwirth stellt einen Versuch dar, das widersprüchliche Verhältnis zwischen diesen beiden Momenten zu entschlüsseln. Ausgehend von der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie zeichnet er zunächst nach, dass die allgemeine Warenproduktion auf der logischen Voraussetzung einer Zersplitterung des gesellschaftlichen Zusammenhangs in isolierte Privatproduzenten beruht. Weil sich Gesellschaft aber in der widersprüchlichen Form der allgemeinen Verfolgung privater Interessen konstituiert, nehmen die gesellschaftlichen Beziehungen die Form eines Verhältnissen von Dingen an, die sich den Einzelnen gegenüber verselbstständigen.

Wir wünschen eine anregende Lektüre.

Die Krisis-Redaktion, Januar 2020

Peter Samol

Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate

Zur Widerlegung von Michael Heinrichs Kritik am »Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate« und über die Bedeutung der schrumpfenden Wertmasse für den Krisenverlauf

Zusammenfassung

Mit seiner Behauptung, das Marx'sche Theorem vom »Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate« widerlegt zu haben, stößt der Theoretiker Michael Heinrich innerhalb der Linken auf große Resonanz. Der vorliegende Aufsatz zeigt dagegen, wie falsch Heinrich mit seiner Behauptung liegt. Mittels einer eingehenden Analyse und illustriert durch eine Reihe von Rechenbeispielen wird detailliert nachgewiesen, dass die von Heinrich aufgeführten Gegentendenzen keineswegs in der Lage sind, den Fall der Profitrate aufzuhalten. Darüber hinaus wird herausgearbeitet, welche immense Bedeutung die Abnahme der Wertmasse für die Bestimmung der Krisendynamik hat; diese Größe bleibt nicht nur bei Heinrich, sondern auch bei fast allen anderen Anhängern der Marx'schen Theorie notorisch unterbelichtet. Weil im Lauf der kapitalistischen Produktivitätsentwicklung der Wert jeder einzelnen Ware immer weiter fällt, kann das Kapital das Schrumpfen der Gesamtwertmasse nur durch eine beständige Steigerung des Gesamtwarenausstoßes ausgleichen. Gelingt das nicht mehr, dann versagt der einzig mögliche Kompensationsmechanismus gegenüber der allgemeinen Tendenz zur Wertminderung. Betrachtet man nun den tendenziellen Fall der Profitrate und die Tendenz zur Abnahme der Wertmasse in ihrer gemeinsamen

Wirkung, so stellt sich heraus, dass die kapitalistische Entwicklung unweigerlich einen Umschlagpunkt erreicht. Jenseits dieses Punktes reicht die der lebendigen Arbeit abgepresste Mehrwertmasse nicht mehr aus, um jene Produktionserweiterungen zu finanzieren, die erforderlich wären, um das erreichte Niveau der Wertproduktion zu halten. Eine selbsttragende Akkumulation ist damit unmöglich geworden.

Einleitung

Seit den Zeiten von Adam Smith betrachten die bürgerlichen Wirtschaftstheoretiker die Existenz der kapitalistischen Produktionsweise nicht nur als die natürlichste Sache der Welt, sondern darüber hinaus als die effizienteste Art und Weise der Güterproduktion und -verteilung. Karl Marx sah das allerdings schon rund hundert Jahre nach Smith völlig anders. Für ihn stellte die kapitalistische Produktionsweise vielmehr eine hochgradig katastrophenschwangere Vergesellschaftungsform dar, die letztlich an ihren eigenen unüberwindlichen inneren Widersprüchen scheitern würde. Periodisch, so Marx, zeigten sich diese Selbstwidersprüche in Form von Krisen, die schließlich in einen finalen und unumkehrbaren Krisenverlauf einmünden würden. Angesichts der enormen Prosperität seit dem Ende des zweiten Weltkrieges und der wiederholten, mehr oder weniger spürbaren Erholungen seit dem Kriseneinbruch zu Anfang der 1970er Jahre galt diese Behauptung jedoch in weiten Teilen der Öffentlichkeit als abwegig, da die kapitalistische Wirtschaftsweise trotz aller Probleme alles in allem recht gut zu funktionieren schien. Hinzu kam, wie zur Bestätigung dieser Auffassung, der Untergang des Realsozialismus. Mit der Jahrtausendwende hat sich dieser Eindruck jedoch drastisch gewandelt. Der New-Economy-Crash im Jahr 2000 und stärker noch die Immobilienkrise in den Jahren 2007 und folgende, die sich mittlerweile über den Zwischenzustand einer Bankenkrise zu einer veritablen Krise der Staatsfinanzen gewandelt hat, legen heute nahe, dass das kapitalistische System mitnichten so effizient und krisenfrei funktioniert, wie man noch vor einem guten Jahrzehnt geglaubt hat. Das Bild, das Marx vor 150 Jahren vom krisenbehafteten Grundcharakter des Kapitalismus zeichnete, ist inzwischen zu einer Dauererfahrung geworden, die fast jeden Morgen beim Aufschlagen einer beliebigen Tageszeitung erneuert wird.

Die massiven gegenwärtigen Krisenerscheinungen haben auch die Volkswirtschaftslehre selbst in eine Krise gestürzt, weil ihre Modelle sie nicht kommen sahen, nicht erklären können und sich erst recht nicht zu deren Lösung eignen. Folgerichtig gestehen immer mehr Wirtschaftsauguren die Fragwürdigkeit ihrer

theoretischen Grundannahmen und damit ihre Hilflosigkeit ein.[1] Diese Bankrotterklärung ändert allerdings nichts daran, dass die Marx'sche Theorie immer noch die Rolle eines Schmuddelkindes innehat. Und das, obwohl es sich bei ihr um den einzigen theoretischen Ansatz handelt, dessen krisentheoretische Grundannahmen durch die reale Entwicklung bestätigt wurden. Aber selbst das kapitalismuskritische Lager knüpft heute kaum an die Marx'sche Kritik der politischen Ökonomie an – und lässt damit ausgerechnet den theoretischen Ansatz mit der größten analytischen Erklärungskraft ungenutzt. Warum ist das so? Ein Grund liegt sicherlich in den Verheerungen, die der untergegangene »Realsozialismus« mit seiner arg verkürzten Marx-Rezeption, seiner Kommandowirtschaft und seinen diktatorischen Kasernenhofmethoden angerichtet hat. Aber auch die westliche Linke hat angesichts der Nachkriegsprosperität und der ihr folgenden neoliberalen Hegemonie theoretisch weitgehend das Handtuch geworfen oder sich – bis auf wenige Ausnahmen – einem als links verstandenen, aber theoretisch viel zu kurz greifenden Linkskeynesianismus zugewandt. Was überhaupt noch von der Marxrezeption mit theoretischem Anspruch übrig blieb, nahm hinsichtlich der Krisenanalyse in weiten Teilen höchst kontraproduktive Formen an.[2] Vor allem die »Neue Marxlektüre«, die sich im linksakademischen Bereich einer gewissen Beliebtheit erfreut, nimmt der Marx'schen Theoriebildung einen großen Teil ihrer analytischen Kraft. Einer ihrer Hauptexponenten steht für eine vom krisenanalytischen Gehalt der Marx'schen Theorie geradezu systematisch gereinigte Variante. Es handelt sich hierbei um Michael Heinrich mit seinem zu-

[1] Das geschieht allerdings ohne die grundlegende Überzeugung, wonach der kapitalistische Vergesellschaftungszusammenhang im Prinzip bis in alle Ewigkeit wunderbar funktionieren könnte, auch nur ansatzweise in Frage zu stellen. Im Vordergrund steht vielmehr die Frage nach dem defizitären Charakter der jeweils einzelnen Akteure (sprich: der Wirtschaftssubjekte). Das Marktgeschehen nimmt demnach nur deswegen irrationale Formen an, weil die Wirtschaftssubjekte angeblich gar nicht so rational handeln, wie man bisher geglaubt und propagiert hat. Das System selbst bleibt also als solches unhinterfragt, während es die Menschen sein sollen, die mit ihrer Irrationalität das Unheil anrichten.

[2] Eine Ausnahme bietet der wertkritische Ansatz, wie er auch hier vertreten wird. Dabei handelt es sich jedoch um eine ausgesprochene Minderheitenposition.

erst 1991 erschienenen und im Jahr 1999 in einer überarbeiteten und erweiterten Neuauflage erneut herausgegebenen Buch »Die Wissenschaft vom Wert«.[3] Die zentrale Argumentation dieses Werkes soll im Folgenden eingehender betrachtet und einer immanenten Kritik unterworfen werden. Zuvor sind allerdings noch einige Vorbemerkungen zur Bedeutung und zum logischen Status der Krisentheorie im Gefüge der Marx'schen Kritik der politischen Ökonomie angebracht.

1. Zum Stellenwert der Krisentheorie für die Marx'sche Kritik der politischen Ökonomie

Wer in den Marx'schen ökonomiekritischen Schriften nach einer geschlossenen Abhandlung über die kapitalistischen Krisen sucht, sucht vergeblich. Zwar hatte Marx ursprünglich durchaus die Absicht, ein explizit dem Problem der Weltmarktkrisen gewidmetes Werk zu verfassen, das den Titel »Der Weltmarkt und die Krisen« (MEW 42, S. 42) tragen und den Anschlussband seiner ursprünglich auf fünf Bände ausgelegten Gesamtdarstellung der Kritik der politischen Ökonomie bilden sollte. Dieser Plan wurde so nie umgesetzt. Michael Heinrich nimmt nun das Fehlen einer solchen theoretischen Gesamtschau des kapitalistischen Krisengeschehens zum Anlass für die Behauptung, dass sich für Marx die Bedeutung der Krisen im Laufe seiner Arbeit relativiert habe und er in dieser Frage sowieso im Schwimmen gewesen sei (so Heinrich 2006, S. 341ff). Dem ist entgegenzuhalten, dass das Fehlen des angekündigten Buches in keiner Weise den Schluss von Heinrich rechtfertigt. Zwar ist die Marx'sche Darstellung in der Tat unvollständig, aber nicht weil Marx hinsichtlich seiner Krisentheorie mit sich um Unreinen gewesen wäre. Die Marx'sche Krisentheorie ist nur in dem Sinne unabgeschlossen, in dem auch das Marx'sche Gesamtwerk unabgeschlossen geblieben ist. Das müsste Heinrich eigentlich wissen, nennt er doch selbst eine

[3] Im folgenden wird auf die Ausgabe aus dem Jahr 2006 zurückgegriffen, die mit der Version von 1999 im Wesentlichen identisch ist.

wichtige Lücke in der Marx'schen Kritik der politischen Ökonomie, die Marx hätte schließen müssen, bevor er sich an eine systematische Untersuchung der konkreten Verlaufsform der Weltmarktkrisen hätte machen können. Es handelt sich dabei um die Frage nach der Rolle des Kredits für den kapitalistischen Gesamtprozess. Auch zu diesem Thema war bei Marx ein eigenes Buch vorgesehen, zu dem er dann nicht mehr gekommen ist.

Marx selbst ist in seinem Werk an vielen verschiedenen Stellen immer wieder neu auf den Krisengesichtspunkt zu sprechen gekommen und hat ihn von den verschiedensten Seiten beleuchtet. Dieser Umstand ist der speziellen Methode und der mit ihr zusammenhängenden Darstellungsweise geschuldet, die seinen ökonomiekritischen Schriften zugrunde liegt. Marx versucht darin nämlich, von den abstraktesten Grundkategorien der kapitalistischen Gesellschaft ausgehend, zu immer konkreteren Bestimmungen aufzusteigen. Bei dieser Herangehensweise wäre es kaum angebracht gewesen, den Krisengesichtspunkt in einem eigenen, gesonderten Kapitel abzuhandeln.

> »Die Weltmarktkrisen müssen als die reale Zusammenfassung und gewaltsame Ausgleichung aller Widersprüche der bürgerlichen Ökonomie gefaßt werden. Die einzelnen Momente, die sich also in den Crisen zusammenfassen, müssen also in jeder Sphäre der bürgerlichen Ökonomie hervortreten und entwickelt werden, und je weiter wir in ihr vordringen müssen einerseits neue Bestimmungen dieses Widerstreits entwickelt, andererseits die abstracteren Formen desselben als wiederkehrend und enthalten und in den konkreteren nachgewiesen werden.« (MEW 26.2., S. 510f.)

Die krisentheoretische Reflexion ist eng mit der Gesamtdarstellung der bürgerlichen Ökonomie verwoben. Sie setzt bereits auf der allerabstraktesten und allgemeinsten Stufe der Marx'schen Darstellungsebene ein, und zwar sogar noch bevor die Kategorie des Kapitals selbst zum ersten Mal auftaucht: nämlich bereits bei der Abhandlung der Ware als der Elementarform des kapitalistischen Reichtums und des Geldes. Da mithilfe des letzteren Kauf und Verkauf auseinanderfallen, ist es möglich, dass es zu Unterbrechungen des Wirtschaftskreislaufs kommt, weil Tausch und Gegentausch zweier Waren nicht notwendig gleichzeitig erfolgen:

> »Das einfache Faktum, daß die Ware doppelt existiert, einmal als bestimmtes Produkt, das seinen Tauschwert in seiner gesellschaftlichen Daseinsform ideell enthält (latent enthält), und dann als manifestierter Tauschwert (Geld), der wieder allen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Daseinsform des Produkts abgestreift hat, diese doppelte verschiedene Existenz muß zum Unterschied, der Unterschied zum Gegensatz und Widerspruch fortgehen. Derselbe Widerspruch zwischen der besonderen Natur der Ware als Produkt und ihrer allgemeinen Natur als Tauschwert, der die Notwendigkeit erzeugte, sie doppelt zu setzen, einmal als diese bestimmte Ware, das andere Mal als Geld, der Widerspruch zwischen ihren besonderen Eigenschaften als Produkt und ihren allgemeinen gesellschaftlichen Eigenschaften enthält von vornherein die Möglichkeit, daß diese beiden getrennten Existenzformen der Ware nicht gegeneinander konvertibel sind« (MEW 42, S. 81f., Hervorhebung u. Hinzufügungen in Klammern im Orig.).

Die Analyse der Ware und ihres Doppelcharakters als Tauschwert und Gebrauchswert fördert zunächst einmal nur die allgemeine Möglichkeit von Krisen zutage. Auf dieser Stufe der Darstellung lässt sich jedoch noch nicht klären, von welchen Umständen es abhängt, ob aus der potenziellen »*Inkonvertibilität von Ware und Geld*« tatsächliche »Inkonvertibilität« wird. Das hängt von Bedingungen ab, die erst in dem Maße ins Blickfeld kommen, in dem die Untersuchung des Kapitals und seiner Bewegung fortschreitet. Bei der Analyse eben dieser Kapitalbewegung kehrt der Gegensatz von Tauschwert und Gebrauchswert in einer anderen Gestalt wieder, jetzt als Gegensatz zwischen dem *Zweck* der kapitalistischen Produktion, der Wertverwertung und Profitproduktion einerseits und seinem *Mittel,* der Produktion bestimmter Waren andererseits. Das Kapital verwertet sich zwar, indem es Gebrauchswerte, sprich: nützliche Dinge für die Menschen, herstellt, aber diese stellen keineswegs den eigentlichen Zweck der Produktion dar. Für das Kapital ist die Produktion von Gebrauchswerten nur ein Umweg, um an sein eigentliches Ziel zu gelangen, nämlich die Erwirtschaftung von Profit, sprich: die Verwandlung von Geld in mehr Geld. Gelingt es dem Kapital im gesellschaftlichen Durchschnitt dieses Ziel zu erreichen, dann sind auch Ware und Geld im gesellschaftlichen Durchschnitt konvertibel, und

es kommt zu keinen nennenswerten Stockungen zwischen Kauf und Verkauf. Verfehlen jedoch massenhaft Kapitale ihre Mission und bleiben sie auf ihren Waren sitzen oder müssen diese zu Schleuderpreisen loswerden, dann wirft die Produktion von Waren keinen entsprechenden Profit ab. Dann hat das Kapital keinen Grund mehr, Arbeitskräfte und andere Waren wie Maschinen und Rohstoffe anzukaufen. Das führt zu einem Rückstau, weitere Kapitale können ihre Waren nicht mehr losschlagen, fahren ihren Erwerb von Arbeitskraft und Produktionsmitteln zurück etc., kurz, es kommt zur Krise. Marx hat diese Selbstzwecklogik des Kapitals klar herausgearbeitet:

> »Das Kapital aber als die allgemeine Form des Reichtums – das Geld – repräsentierend, ist der schranken- und maßlose Trieb über seine Schranken hinauszugehen. Jede Grenze ist und muß Schranke für es sein. Es hört sonst auf Kapital – das Geld als sich selbst produzierend – zu sein. Sobald es eine bestimmte Grenze nicht mehr als Schranke fühlt, wäre es selbst von Tauschwert zu Gebrauchswert, von der allgemeinen Form des Reichtums zu einem bestimmten substantiellen Bestehn desselben herabgesunken. Das Kapital als solches schafft einen bestimmten Mehrwert (...) es ist die beständige Bewegung mehr davon zu schaffen.« (MEW 42, S. 252f.)

Das Kapital ist letztlich nichts anderes als ein end- und rastloser Selbstverwertungsprozess. Jede Verwertung ist immer nur Ausgangspunkt neuer Verwertung, denn das Kapital kann sich nur erhalten, indem es sich ständig vermehrt. Das ist auch der Grund, warum wirtschaftliches Wachstum für die kapitalistische Produktionsweise absolut essenziell ist. Ohne Wachstum gäbe es keine Profite und ohne Aussicht auf Profite käme die kapitalistische Produktion gar nicht erst in Gang. Kapital kennt nur die Alternative: »Wachsen oder untergehen.« Der Prozess der Verwandlung von Geld in mehr Geld ist jedoch riskant und sein Gelingen keineswegs garantiert. Vor allem die ständige Erhöhung der Produktivität stellt die Selbstverwertungsfähigkeit des Kapitals immer wieder infrage. Das betrifft zunächst einmal jedes Einzelkapital; denn ein Einzelkapital, das beim Produktivitätswettlauf nicht mithalten kann, kann seine Waren nicht mehr so günstig produzieren und anbieten wie die anderen Einzelkapitale und ist damit zum Untergang verurteilt. Die Produktivitätsentwicklung bedroht aber auch die

kapitalistische Produktionsweise als Gesamtsystem, sprich: das Gesamtkapital – wenn auch in ganz anderer Weise. Denn je weiter die vom Gesamtkapital selbst ins Werk gesetzte Entwicklung der Produktivität voranschreitet, um so mehr gerät sie in Konflikt mit dem zentralen Zweck des Kapitals – der Vermehrung von Wert durch die Produktion von Mehrwert:

> »Der Widerspruch, ganz allgemein ausgedrückt, besteht darin, daß die kapitalistische Produktionsweise eine Tendenz einschließt nach absoluter Entwicklung der Produktivkräfte, abgesehen vom Wert und den in ihm eingeschlossenen Mehrwert, während sie andererseits die Erhaltung des existierenden Kapitalwerts und seine Verwertung im höchsten Maß zum Ziel hat.« (MEW 25, S. 259)

Die Produktivitätsentwicklung führt immer wieder zum Ausschluss überflüssig gewordener Arbeitskräfte. Das aber ist fatal, denn letztlich schafft nur die Vernutzung menschlicher Arbeitskraft neuen Wert. Andererseits zwingt die kapitalistische Konkurrenz zu immer weiterer Entwicklung der Produktivität und damit zum weiteren Ausschluss menschlicher Arbeitskraft. Dieser Widerspruch entlädt sich nicht nur in periodischen Krisen, sondern die Entwicklung der Produktivität – da war sich Marx ganz sicher – steuert langfristig auf einen Punkt zu, an dem sie mit dem Zweck der Profitproduktion, sprich: der Vermehrung von Kapital, unvereinbar wird. Um diese langfristigen Entwicklungsprozesse, die zu einer tiefen strukturellen und letztlich finalen Krise der kapitalistischen Produktionsweise führen, soll es im Folgenden gehen.

2. Marx Darstellung des tendenziellen Falls der Profitrate

Nach Auffassung von Marx muss die kapitalistische Produktionsweise schließlich an der von ihr selber in Gang gesetzten und nie endenden Weiterentwicklung der Produktivität scheitern. Zur Stützung dieser zentralen These hat Marx in seinen ökonomiekritischen Schriften an verschiedensten Stellen angesetzt und

konkreter zu fassen versucht, welche Wirkungen die Produktivitätsentwicklung für das Wertverwertungssystem hat. Von all diesen Darstellungen sind die Überlegungen zum »Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate«, die er im dritten Band des »Kapital« (MEW 25, S. 221ff.) entwickelt hat, am weitesten ausgearbeitet. Marx sah in besagtem Gesetz »in jeder Beziehung das wichtigste Gesetz der modernen politischen Ökonomie, (...) das trotz seiner Einfachheit bisher nie begriffen und noch weniger bewußt ausgesprochen worden ist.« (Ebd., S. 253)

Ausgangspunkt von Marx' Überlegungen ist die Tatsache, dass die Konkurrenz der einzelnen Kapitale untereinander jedes von ihnen zu maximaler Anstrengung zwingt, um am Markt bestehen zu können. Von der Peitsche der Konkurrenz getrieben, versuchen alle Einzelkapitale, mit möglichst wenig und möglichst billiger Arbeit möglichst viel und möglichst kostengünstig zu produzieren. Das wiederum soll im größtmöglichen Umfang betrieben werden, weswegen aus dem erzielten Profit möglichst viel neu investiert, also in Kapital verwandelt werden muss. Letzteres bezeichnet er als Kapitalakkumulation. Sowohl stofflich als auch wertmäßig besteht das Kapital in der Produktionsphase aus zwei unterschiedlichen Bestandteilen: 1) den Maschinen, den Hilfsstoffen (Treibstoffen, Schmiermitteln etc.) und dem zu bearbeitenden Ausgangsmaterial (Rohstoffen oder Zwischenprodukten) auf der einen Seite sowie 2) der genutzten Ware Arbeitskraft auf der anderen Seite. Den ersten Bestandteil nennt Marx »konstantes Kapital« (kurz: c), den zweiten »variables Kapital« (kurz: v). Für das konstante Kapital c gilt, dass Hilfsstoffe und Ausgangsmaterialien jeweils ganz verbraucht werden, während von der Maschinerie nur ein Bruchteil bzw. ein gewisser Prozentsatz verbraucht (verschlissen) wird. Konstantes Kapital, das eine längere Lebensdauer hat, sprich: nicht völlig in einem einzigen Produktionszyklus aufgebraucht wird, bezeichnet Marx als »fixes Kapital«; neben Werkzeugen und Maschinen sind dazu vor allem Gebäude zu zählen.[4] Das varia-

[4] Im Folgenden werde ich es so wie Marx handhaben und zur Vereinfachung als konstantes Kapital eines Produktionszyklus nur dasjenige bezeichnen, das im betreffenden Zyklus völlig aufgebraucht wird. Wo es im Folgenden eine Rolle spielt, wird das fixe Kapital explizit genannt.

ble Kapital v bzw. die Arbeitskraft wird in Form von Arbeits*zeit* erworben, in welcher die Arbeiter ganz dem Kapital zur Verfügung stehen. Die Arbeitszeit wird selbstverständlich auch völlig aufgebraucht. Zur Wiederherstellung der dabei aufgewendeten Arbeitskraft bekommen die Arbeiter einen Lohn (kurz: v)[5], der die Reproduktionskosten der Ware Arbeitskraft deckt. In der Arbeitszeit schaffen die Arbeitskräfte aber mehr an Warenwert, als sie in Form von *Lohn* v bekommen. Dieser überschüssige Wert ist der *Mehrwert* (kurz: m). Das Verhältnis von Lohn zum Mehrwert ist die sogenannte *Mehrwertrate;* ihre Formel lautet: $\frac{m}{v}$. Im Hinblick auf unser Thema – den Fall der Profitrate – ist aber nicht die Mehrwertrate, sondern die *Profitrate* von Bedeutung. Um die Profitrate zu bestimmen, muss der Mehrwert nicht im Verhältnis zum variablen Kapital, sondern zum Gesamtkapital $v + c$ betrachtet werden. Die Formel für die Profitrate lautet demnach $\frac{m}{c+v}$.[6] Die Profitrate ist folglich kleiner als die Mehrwertrate, da in dieser Formel der Nenner des Bruchs größer ist.[7]

Konstantes Kapital c (also Maschinen sowie Ausgangs- und Hilfsstoffe) ist keine Quelle von Mehrwert; denn sein Verbrauch geht zwar in den Wert der produzierten Ware ein, aber es steigert den Wert der produzierten Ware nicht über seinen Verbrauch hinaus, es schafft also keinen Profit. Allein Arbeitskraft schafft Mehrwert und damit Profit. Also wäre es für die Gesamtheit aller Kapitale im Prinzip gut, möglichst viel Arbeitskraft zu beschäftigen. Gleichzeitig treibt jedoch die Konkurrenz die jeweils einzelnen Kapitale unerbittlich dazu, die lebendige Arbeit durch den Einsatz von Sachkapital – sprich: konstantem Kapital bzw. c – zu ersetzen. Dadurch wird die Produktivität jeder einzelnen

5 Das Kürzel lautet ebenso v wie bei der Arbeitskraft, denn es steht ja für nichts anderes, als eben für den Wert der Arbeitskraft, der sich im Lohn ausdrückt.

6 Die Profitrate wird bestimmt 1) durch die Größe der Mehrwerts und 2) durch das Verhältnis der lebendigen Arbeit zur akkumulierten (siehe MEW 42, S. 702).

7 Die Profitrate könnte »nur dann die wirkliche Rate des Mehrwerts ausdrücken, wenn das ganze Kapital bloß in Arbeitslohn verwandelt würde, ... also nicht nur das Rohmaterial = 0 wäre, sondern auch die Produktionsmittel« (MEW 42, S. 648). Dieser Fall aber kann »auf der Grundlage der dem Kapital entsprechenden Produktionsweise nicht vorkommen« (ebd.).

beschäftigten Arbeitskraft erhöht, und es werden mehr Waren produziert. Solange das nur durch eines oder sehr wenige Einzelkapitale geschieht, ist das noch kein großes Problem. Der gesamtgesellschaftliche Wert der Einzelware hat sich noch nicht verändert (man kann ihr nicht ansehen, ob sie unter starkem oder geringem Einsatz menschlicher Arbeitskraft produziert wurde), und die produktiveren Kapitale können mehr Waren auf dem alten Wertniveau bei geringeren tatsächlichen Eigenkosten absetzen. Auf diese Weise können sie Produktivitätsgewinne in Form von *Extramehrwert* erzielen. Dieser Extramehrwert bzw. der daraus resultierende *Extraprofit* ist es, der Produktivitätssteigerungen für das Einzelunternehmen so interessant macht. Schon sehr bald sieht sich allerdings die Konkurrenz gezwungen, bei der Produktivitätserhöhung nachzuziehen. Der Vorteil der Pionierkapitale verschwindet, sobald die anderen Kapitale der Branche die Produktion umgestellt haben bzw. in Konkurs gegangen sind. Dann treffen sich alle überlebenden Kapitale auf einem niedrigeren Wertniveau pro Einzelware wieder. Der Extramehrwert ist also ein reines Übergangsphänomen; denn in dem Maße, wie sich die neuen, verbesserten Produktionsmethoden verallgemeinern, sprich: von den Konkurrenten übernommen werden, verschwindet er wieder.

Die langfristigen Entwicklungsperspektiven des Kapitalismus hängen davon ab, wie sich mit der Produktivitätsentwicklung die Durchschnittsbedingungen verändern, unter denen die Produktion und Verwertung stattfindet. Marx sieht vor allem einen grundlegenden Prozess am Werk: Mit steigender Produktivität verschieben sich die Gewichte zwischen Maschinerie und Ausgangsmaterialien (sprich: c) einerseits und Arbeitskraft (v) andererseits in Richtung eines Anwachsens ersterer und einer Schrumpfung zweiterer. Die gleiche Anzahl von Arbeitskraft setzt immer mehr Maschinen in Gang und verbraucht in der gleichen Zeit immer mehr Rohmaterialien. Diese Veränderung der »technischen Zusammensetzung« schlägt sich auch, wenn auch nicht in vollem Umfang[8], in

8 Die steigende technische Zusammensetzung bildet sich deshalb nicht im vollen Umfang in der wertmäßigen Form ab, weil Maschinerie, Ausgangsstoffe etc., sprich: sämtliche Bestandteile von c, ihrerseits auch Waren darstellen und mit steigender Produktivität

den Wertproportionen zwischen den beiden Kapitalbestandteilen nieder. Ein immer größerer Teil des Gesamtkapitals wird für den Ankauf von konstantem Kapital c verausgabt und ein immer kleinerer für den von variablem Kapital v. Für diese Verschiebung im Verhältnis von variablem und konstantem Kapitalteil hat Marx einen eigenen Begriff geprägt: Er spricht von einer »steigenden organischen Zusammensetzung« des Kapitals. Das »Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate« ergibt sich für ihn direkt aus dieser steigenden »organischen Zusammensetzung«: Das relativ höhere Wachstum des konstanten Kapitals gegenüber dem des variablen Teils des Kapitals drückt auf die Durchschnittsprofitrate, weil jener Teil des Kapitals beständig zunimmt, dessen Wert bei der Produktion von Waren nur reproduziert wird, während der allein zur Schaffung zusätzlichen Werts befähigte Kapitalteil (also v) relativ schrumpft. Irgendwann verdrängt das konstante Kapital c das variable Kapital v in einem solch hohen Maße, dass eine Mehrwertproduktion und infolgedessen auch Profite nicht mehr möglich sind. So gelangt am Ende die durch das Kapital selbst in seiner historischen Entwicklung herbeigeführte Entfaltung der Produktivkräfte an einen Punkt, an dem es der Selbstverwertung des Kapitals im Wege steht, statt sie zu befördern. Folgerichtig ist dieses »Gesetz« im Marx'schen »Kapital« ein zentraler Begründungsansatz dafür, dass das Kapital unvermeidlich auf eine Endkrise zusteuert.

3. Michael Heinrichs Einwand gegen das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate

Dass ein immer geringer Teil des Gesamtkapitals aus variablem Kapital besteht, ist nun allerdings nicht die einzige Wirkung wachsender Produktivität. Mit dem Produktivitätsfortschritt gehen noch zwei weitere Prozesse einher: 1) Die Erhöhung der Mehrwertrate durch die Entwicklung des relativen Mehrwerts

ebenso dem Absinken des Wertniveaus (d.h. der einer allgemeinen Verbilligung) unterliegen wie alle anderen Waren auch. Näheres siehe weiter unten.

sowie 2) die Verbilligung des konstanten Kapitals. Diese Momente wurden auch von Marx berücksichtigt (siehe MEW 25, S. 242ff. bzw. 245f.) und von diesem als »entgegenwirkende Ursachen« verbucht, die selbst in ihrer gemeinsamen Wirkung schwächer sind als die Wirkung der Verdrängung lebendiger Arbeitskraft. Michael Heinrich ist nun der Auffassung, dass Marx diese beiden Momente in ihrer Wirkung unterschätzt hat und diese vielmehr die Kraft haben, den Fall der Profitrate nicht nur aufzuhalten, sondern sogar in ihr Gegenteil – sprich: in eine Steigerung der Profitrate – umzukehren. In diesem Abschnitt und in den folgenden wende ich mich der Entwicklung des relativen Mehrwerts zu. Die Verbilligung des konstanten Kapitals wird erst im vorletzten Abschnitt dieses Textes wieder aufgegriffen.

Beschäftigen wir uns nun also zunächst mit der Entwicklung des relativen Mehrwerts. Wie bereits gesagt, ist der Mehrwert nichts anderes als derjenige Teil des Gesamtwerts, den die lebendige Arbeit über ihre eigenen Reproduktionskosten (sprich: ihren Lohn) hinaus schafft. Das Kapital ist auf den Mehrwert angewiesen, denn ohne ihn gäbe es keinen Profit. Gesteigert werden kann der Mehrwert nun einerseits durch die Verlängerung des Arbeitstages. Dadurch steigt schlicht der Anteil des Arbeitstages, in welchem die Arbeitskräfte nur für das Kapital arbeiten: Das ist der *absolute Mehrwert.* Es gibt andererseits auch die Möglichkeit, den Mehrwertanteil durch die Steigerung der Arbeitsproduktivität zu erhöhen. Denn eine höhere allgemeine Produktivität sorgt für eine allgemeine Verbilligung aller Waren, sodass auch die Lebensmittel der Arbeiter billiger produziert werden können. Dadurch sinken die Reproduktionskosten der Arbeitskraft, wodurch wiederum die notwendige Arbeitszeit (unter der Voraussetzung, dass sich die Dauer des Gesamtarbeitstages nicht ändert) zugunsten der mehrwertschaffenden Arbeitszeit schrumpfen kann. Die Entwertung der Konsumgüter steigert also entsprechend den Mehrwertanteil: Das ist der *relative Mehrwert* (siehe MEW 23, S. 334). Allgemein gilt: Je weniger die Lohnabhängigen im Laufe eines Arbeitstages für sich (d.h. für den Erwerb ihrer Lebensmittel) arbeiten, desto länger können sie für das Kapital arbeiten und dadurch Mehrwert schaffen. Genauso wie die allgemeine Tendenz zum Fall der Profitrate beruht

auch der relative Mehrwert auf einer höheren Produktivität, was Marx zu dem Schluss veranlasste: »Je mehr also der relative Surpluswert (Mehrwert)[9] wächst – die wertschaffende Kraft des Kapitals – um so mehr *fällt die Rate des Profits*.« (MEW 42 S. 633)

Diesem Schluss widerspricht nun Michael Heinrich in seinem Buch »Die Wissenschaft vom Wert«.[10] Im Gegensatz zu Marx ist er der Auffassung, dass durch die höhere Produktivität zwar tendenziell weniger Arbeitskräfte gebraucht werden, aber das werde für das Kapital dadurch mehr als ausgeglichen, dass die verbleibenden Arbeitskräfte einen höheren relativen Mehrwertanteil liefern. Heinrich (2006, S. 327ff.) führt seinen Beweis gegen Marx' »Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate« in erster Linie mathematisch. Vorausgesetzt wird dabei die oben erwähnte Formel der Profitrate $p = \frac{m}{c+v}$. Einen konstanten Arbeitstag (von z.B. acht Stunden) vorausgesetzt, kann die Zeit, in welcher der Wert der Arbeitskraft v produziert wird, durch vermehrten Einsatz von Technik verkürzt werden. Das bedeutet, dass die Zeit, in der der Mehrwert m produziert wird, verlängert wird, ohne dass die absolute Dauer des Arbeitstages verändert werden muss (er dauert also nach wie vor acht Stunden). Das erhöht den Mehrwert. Gleichzeitig jedoch muss mehr Technologie eingesetzt werden, und es werden im Laufe des achtstündigen Arbeitstages mehr Ausgangsmaterialien sowie Hilfsstoffe verbraucht. Diese drei Momente stellen konstantes Kapital c dar. Im Laufe des Prozesses der Erhöhung der relativen Mehrwertrate steigt also das konstante Kapital c, es steigt aber auch der Mehrwert m, während v, das verausgabte variable Kapital, im Gegenzug sinkt.

Laut Marx verhält es sich nun so, dass durch Technologie immer mehr lebendige Arbeit verdrängt wird, die als einzige wertschöpfend ist; dadurch steigt zwar die Mehrwertrate $\frac{m}{v}$ – und zwar weil m, der unbezahlte und damit dem Kapital zufallende Teil des Gesamtarbeitstages, wächst –, aber es fällt die Pro-

9 Sofern nicht anders vermerkt, stammen Hinzufügungen in Klammern von mir, PS.

10 Siehe Heinrich 2006, S. 327ff. Eine kürzere Fassung dieser Kritik findet sich auch in seinem Buch »Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung«, Stuttgart 2005, S. 148ff.

fitrate $\frac{m}{c+v}$, weil c stärker als m wächst. Heinrich folgt dieser Argumentation nicht. Erst einmal stellt Heinrich die Formel $p = \frac{m}{c+v}$ um, indem er den Bruch (was mathematisch erlaubt ist) um $\frac{1}{v}$ erweitert:

$$p = \frac{\frac{m}{v}}{\frac{c}{v} + \frac{v}{v}}$$

da $\frac{v}{v} = 1$ ergibt sich:

$$p = \frac{\frac{m}{v}}{\frac{c}{v} + 1}$$

»Die Profitrate ist jetzt in Abhängigkeit von Mehrwertrate und Wertzusammensetzung dargestellt.« (Heinrich 2006, S. 330) Ob die Profitrate fällt oder nicht, hängt nun also davon ab, ob die Wertzusammensetzung ($\frac{c}{v}$) schneller steigt als die Mehrwertrate ($\frac{m}{v}$). Heinrich argumentiert jetzt weiter: »Die Mehrwertrate (m/v) (...) kann unbegrenzt wachsen, nicht weil sich die Mehrwert*masse* (m), die als Zähler der Mehrwertrate auftaucht, unbegrenzt vermehren würde, *sondern weil der Wert der Arbeitskraft (v), der Nenner der Mehrwertrate, sich vermindert.*« (ebd., S. 332, Hervorhebung von mir, P.S.) Damit ist für Heinrich der Fall bereits weitgehend erledigt, und er bricht seine Argumentation in Bezug auf die obige Formel ab.

Da die Mehrwert*rate* $\frac{m}{v}$ im Zähler des Gesamtbruchs nach der Umstellung gegen unendlich steigen kann, »weil (...) der Nenner der Mehrwertrate sich vermindert« (ebd.), sieht Heinrich offensichtlich keine weitere Begründungspflicht. Dabei greift er jedoch einen Teil der Formel willkürlich heraus und ignoriert zugleich sträflich ihren Rest. Aufgrund der vorgenommenen mathematischen Operation taucht der *Wert der Arbeitskraft* v jedoch auch im Nenner des Gesamtbruchs auf. Auch dort wird $\frac{c}{v}$ im selben Maß durch das schrumpfende v vergrößert, genauso wie oben im Zähler $\frac{m}{v}$. Würde man nun lediglich auf den Nenner des Gesamtbruchs schauen, könnte man genauso gut und in genau der gleichen Manier wie Heinrich argumentieren, dass die Wertzusammensetzung $\frac{c}{v}$ gegen unendlich tendiert – nicht weil c steigt, sondern weil v kleiner wird – und folglich die Profitrate zwangsläufig sinkt! Bei genauerer Betrachtung trägt

Heinrichs Umstellung der Formel also gar nichts zur Klärung bei. Der einzige Effekt dieser mathematischen Operation besteht am Ende darin, die Relation zwischen absoluten Größen in eine Relation von Relationen zu verwandeln. Anders als sonst in der Mathematik üblich wird dadurch ein Zusammenhang verkompliziert statt vereinfacht. Es bleibt festzuhalten: Mit seiner Umstellung der Profitratenformel stiftet Heinrich mehr Verwirrung als Klarheit und lenkt vom eigentlichen Problem ab.

Also noch einmal von vorn: Ob die Profitrate fällt oder nicht, hängt letztlich schlichtweg davon ab, ob c auf Dauer stärker wächst als m. Dass m wächst, ist auf Grund der Steigerung des relativen Mehrwerts klar, und insofern haben Heinrichs Zweifel am Marx'schen Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate einen rationalen Kern. Das Argument, die Steigerung des Mehrwerts m könne die Veränderung von c *stets* kompensieren, ist allerdings haltlos. Das ist lediglich – wie wir noch sehen werden – denkbar, solange die Ausgangsmehrwertrate, von der aus Produktivitätsschübe erfolgen, noch sehr niedrig ist, also am Anfang der kapitalistischen Entwicklung; später jedoch nicht mehr. Warum, das wird im folgenden Abschnitt deutlich.

4. Tendenzielle Abnahme der Mehrwertmasse

Für den weiteren Fortgang der Argumentation ist es wichtig, genau zwischen Profit*rate* und Profit*masse* zu unterscheiden. Es wird sich zeigen, dass die letztere Größe für die Bestimmung einer Krisendynamik von höchster Wichtigkeit ist. Bei der Profitrate handelt es sich lediglich um eine relative Zahl (was sich allein schon daran zeigt, dass sich bei ihr alle Maßeinheiten herauskürzen und nur eine bloße Zahl übrig bleibt), bei der Profitmasse hingegen um eine absolute Größe (deren Maß je nach Abstraktionsebene entweder in Arbeitszeit oder in Geldgrößen ausgedrückt wird). Diese Größe bleibt nicht nur bei Heinrich, sondern bei fast allen Anhängern der Marx'schen Theorie notorisch unterbelichtet. Heinrich treibt diese allgemeine Schwäche der Diskussion mit seiner Umgestaltung der Marx'schen Profitratenformel allerdings auf die Spitze, indem er die

absolute Größe des Profits durch seine mathematische Umformung (wie oben dargestellt) völlig ausblendet und nur noch abstrakte mathematische Relationen von Relationen zum Gegenstand hat, von denen er sich darüber hinaus willkürlich Teilaspekte bei Vernachlässigung der Gesamtformel herauspickt. Wenn man dagegen mit Marx auf dem Teppich bleibt und die Profitrate als Verhältnis von absoluten Größen begreift, lässt sich sehr wohl nachweisen, dass die Erhöhung der Mehrwertrate keineswegs eine Erhöhung der organischen Zusammensetzung auf Dauer ausgleichen kann. Denn solange man bei der Profitrate als Verhältnis absoluter Größen bleibt, ist neben der Profitratenformel noch eine zweite eindeutige Beziehung zwischen m und v mitgegeben, die Heinrich unter den Tisch fallen lässt: Die Summe von m und v, sprich: die Gesamtlänge der entlohnten und der nicht entlohnten Arbeitszeit, entspricht immer genau der Länge des Gesamtarbeitstags.[11] Unter der Voraussetzung, dass die Länge des Arbeitstags konstant bleibt (in unserem Beispiel also nach wie vor acht Stunden beträgt), ist mithin auch die Summe von m und v stets konstant. Unter der Voraussetzung, dass v mit steigender Produktivität immer kleiner wird, gilt dann folgerichtig: v tendiert asymptotisch gegen 0 Std., im gleichem Maße tendiert m asymptotisch gegen die Länge des Gesamtarbeitstags (hier also gegen 8 Std.); allerdings kann v niemals wirklich 0 Std. betragen, denn das würde bedeuten, dass ohne Lohn gearbeitet werden müsste, was niemand freiwillig tun würde. Ganz offensichtlich ist die Entwicklung des Mehrwerts bei konstantem Arbeitstag also nach oben gedeckelt. Letzterer Umstand ist in der Literatur schon mehrfach gewürdigt worden. Etwa von Marx selbst (MEW 25, S. 257) sowie auch von Rosdolsky (1968, S. 479f.) und von Lohoff (1989, S. 15), um nur einige Autoren zu nennen.[12]

[11] Diese Beziehung kennt Heinrich sehr wohl, er lässt sie aber an dieser Stelle unter den Tisch fallen. Erst später (siehe Heinrich 2006, S. 337) erwähnt er sie selbst, aber erst dann, als sie seiner Argumentation entgegenkommt.

[12] So schrieb etwa Marx: »Zwei Arbeiter, die 12 Stunden täglich arbeiten, können nicht dieselbe Masse Mehrwert liefern wie 24, die jeder nur 2 Stunden arbeiten, selbst wenn sie von der Luft leben könnten und daher gar nicht für sich selbst zu arbeiten hätten. In dieser Beziehung hat also die Kompensation der verringerten Arbeiterzahl durch Steigerung des Exploitationsgrades der Arbeit gewisse nicht überschreitbare Grenzen.« (MEW 25 S.257) Und Ernst Lohoff (1989, S. 15, Endnote): »Je höher die Mehrwertrate

Außerdem nimmt der absolute Umfang der Zunahme des Mehrwerts immer weiter ab. Die relative Mehrwertproduktion wächst nämlich nicht im selben Verhältnis wie die Produktivität, sondern lediglich um den Zeitanteil, der von v abgezogen werden kann, wenn die notwendige Arbeitszeit vermindert wird. Eine Verdoppelung der Produktivität führt folglich dazu, dass die notwendige Arbeitszeit halbiert wird, denn die notwendigen Lebensmittel verbilligen sich um die Hälfte. Die andere Hälfte kann dem Mehrwert zugeschlagen werden. Die nächste Verdoppelung der Produktivität führt zu einer weiteren Halbierung der notwendigen Arbeitszeit – es wird (vom Ausgangspunkt gesehen) also nur noch ein Viertel eingespart, das andere Viertel kann dem Mehrwert zugeschlagen werden; die nächste Verdoppelung (also insgesamt eine Verachtfachung der Produktivität) bringt noch ein Achtel neuen Mehrwert ein etc. So werden im Laufe der Zeit mit immer größerem Aufwand immer geringere Anteile an neuem Mehrwert erzielt. Mit jeder weiteren Steigerung der Produktivität verringert sich also das Wachstum des relativen Mehrwerts. Je kleiner der Bruchteil der notwendigen Arbeit am Gesamtarbeitstag bereits ist, um so weniger fügt eine neue Produktivitätssteigerung an neuem Mehrwert hinzu; und je entwickelter das Kapital ist, um so immenser muss es seine Produktivität entwickeln, um noch mehr Mehrwert hinzuzufügen. Wenn also der Anteil des Arbeitstags, den man noch in Arbeitszeit zur relativen Mehrwertproduktion verwandeln kann, anteilsmäßig immer kleiner wird, dann wird entsprechend auch die Steigerung des relativen Mehrwerts immer geringer. Diese relativ einfache Überlegung wird bei Heinrich dadurch verschleiert, dass er durch seine dubiose mathematische Operation den Zusammenhang zwischen der Profitratenentwicklung und der dieser zugrundliegenden Entwicklung der absoluten Größen v und m auslöscht. Dadurch übersieht er schlicht, dass sich die absoluten Reserven des relativen Mehrwerts zunehmend erschöpfen.[13]

bereits geklettert ist, desto geringer ist das absolute Anwachsen der Mehrwertmasse, das aus ihrer Steigerung resultieren kann.«

13 »Im Kapitalismus ist die technische Steigerung der Produktivität so dominant, dass in ihm die Produktion des relativen Mehrwerts zum Hauptmittel kapitalistischer Akkumulation wird«, heißt es häufig. Dementsprechend bin auch ich bisher von

Es dürfte jetzt klar geworden sein, dass die Argumente, mit denen Heinrich zu begründen versucht, warum die mögliche Erhöhung der Mehrwertrate das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate obsolet macht, unhaltbar sind. D.h. freilich keineswegs, dass eine entsprechend kräftige Erhöhung der Mehrwert*rate* $\frac{m}{v}$ niemals mit einer Erhöhung der in einem bestimmten Warenquantum vergegenständlichten Mehrwert*masse* m einhergehen kann. Dieses Resultat ist allerdings an eine Voraussetzung gebunden, die gerade durch die Produktivitätsentwicklung beseitigt wird. Diese Voraussetzung besteht in einem relativ niedrigen Ausgangsniveau der Mehrwertrate vor einem technologischen Innovationsschub. Betrachtet man allein die Beziehung von m und v – also die Mehrwertrate (und blendet c fürs erste aus) –, dann lässt sich, wie Claus Peter Ortlieb (2008) gezeigt hat, sogar mathematisch exakt angeben, ab welcher Ausgangsmehrwertrate eine weitere Steigerung die Mehrwertrate *senkend* und nicht mehr *erhöhend* auf die Mehrwertmasse wirkt. Ortlieb (2008, S. 9ff.) verdeutlicht das Problem zunächst an zwei mathematischen Beispielen:

Beispiel 1:

1. Zuerst produziert ein Betrieb einen Warenwert von 1000 Zeiteinheiten (ZE), darin enthalten sind 800 ZE Lohn (v) und ein ***Mehrwert*** (m) von ***200 ZE***. Die ***Mehrwertrate*** ($\frac{Mehrwert}{Lohn} = \frac{m}{v}$) beträgt also $\frac{200}{800} = 0,25$.

---

einem konstanten Arbeitstag ausgegangen. Allerdings wird im Zuge der Produktivitätsentwicklung irgendwann ein gesamtkapitalistischer Zustand erreicht, bei dem die Steigerung des absoluten Mehrwerts – sprich: die Verlängerung des Arbeitstags – für das Kapital wieder attraktiver wird. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man dementsprechend zu dem Schluss kommen, dass die Verlängerung des Gesamtarbeitstags die sich erschöpfende Wirkung der Steigerung des relativen Mehrwerts ersetzen könnte. Schließlich bewegen sich die Potentiale der Steigerung des relativen Mehrwerts immer weiter gegen null. Warum, so könnte man fragen, sollte man mit großem Aufwand an neuer Maschinerie einige Sekundenbruchteile an relativem Mehrwert herauspressen, wo man doch viel einfacher die Arbeitszeit von, sagen wir, acht auf achteinhalb Stunden täglich verlängern könnte? Aber letztlich ist auch der absolute Mehrwert beschränkt, nämlich durch die Begrenzung der menschlichen Leistungsfähigkeit und des Arbeitstags. Hier reproduziert sich also nur das schon behandelte Problem, denn auch die Ausdehnung des Arbeitstags hat eine absolute Obergrenze.

2. Nachdem die Firma nach technischer Aufrüstung ihre Produktivität um 25 Prozent gesteigert und bei gleichbleibendem Produktausstoß entsprechend ein Fünftel[14] ihrer Arbeitskräfte entlassen hat, erzielt sie ***Extramehrwert*** und damit Extraprofit. Nach der Produktivitätserhöhung sieht es für diese Pionierfirma im Beispiel folgendermaßen aus: Der Warenwert beträgt nach wie vor 1000 ZE, davon sind 640 ZE bezahlte Arbeit und ***360 ZE Mehrwert.*** Die ***Mehrwertrate*** beträgt demnach $\frac{360}{640} = 0,5625$.

Für das Pionierunternehmen sind sowohl der Mehrwert (oder was dasselbe ist, die Mehrwert*masse)* selbst als auch die Mehrwert*rate* gestiegen. Nun sehen sich die anderen Produzenten aber zur Übernahme der produktivitätssteigernden Innovationen gezwungen. Nach allgemeiner Durchsetzung der neuen Technologie sinkt allerdings der Wert der Waren um 20 Prozent auf 800 ZE, und der Extraprofit verschwindet wieder. Dieser Effekt wird ein Stück weit kompensiert, wenn sich die Produktivitätserhöhung auch auf solche Waren bezieht, die für die Reproduktion der Arbeitskraft erforderlich sind.[15] In diesem Fall sinkt die notwendige (also entlohnte) Arbeitszeit ein weiteres Mal. Dieses Mal nicht, weil Arbeiter entlassen werden, sondern weil deren Reproduktionskosten sinken und damit auch das zu verausgabende variable Kapital. (Der Reallohn bleibt gleich, denn die Arbeiter können nun für den geringeren Lohn die genau gleichen Waren wie zuvor kaufen. Dieser Umstand ist nichts anderes als der Anstieg des relativen Mehrwerts.):

[14] Ohne Entlassungen würde der Betrieb fortan 1250 Zeiteinheiten produzieren. Um weiterhin Waren im Wert von lediglich 1000 ZE herzustellen, müsste eine Anzahl von Arbeitskräften entlassen werden, die 250 ZE produziert; das entspräche einem Fünftel der bisherigen Belegschaft.

[15] Aufgrund der Bildung des Durchschnittsprofits führen Produktivitätssteigerungen letztlich immer zu allgemeinen Verbilligungen (siehe Ortlieb 2008, S. 14, Fußnote 2). Es lässt sich noch ergänzen: Durchdringt eine Produktivitätssteigerung stofflich nicht alle Wirtschaftssektoren, so hat dies zwar Auswirkungen auf das *Volumen* der allgemeinen Verbilligung (es fällt dann geringer aus), nicht jedoch auf ihre wertmäßige Durchdringung aller Sektoren.

3. Die Werte für den relativen Mehrwert sehen folgendermaßen aus: Der Warenwert ist auf 800 ZE gesunken, bezahlte Arbeit: 512 ZE, ***Mehrwert: 288 ZE***, ***Mehrwertrate: 0,5625***

Hier fällt bereits auf, dass die Mehrwert*raten* sowohl beim Extramehrwert einheimsenden Pionierunternehmen als auch beim relativen Mehrwert gleich sind. Die Produktivitätssteigerung in unserem Beispiel erhöht also die Mehrwertrate, egal ob diese durch Extramehrwert im Pionierunternehmen oder (später, nach Fortfall des Extramehrwerts) durch die Steigerung des relativen Mehrwerts in allen Unternehmen der Branche erzielt wird, in gleicher Weise. Anders sieht es jedoch hinsichtlich der Mehrwert*masse* aus: Diese beträgt im Fall des Extraprofits 360 ZE, im Fall des relativen Mehrwerts nur noch 288 ZE. Es ist damit keineswegs so, dass, wie Heinrich (2006, S. 337f.) behauptet, der Extraprofit des Pionierunternehmens nach der allgemeinen Durchsetzung der Technologie durch den Anstieg des relativen Mehrwerts voll kompensiert würde (ich komme auf diesen Aspekt weiter unten wieder zurück). In diesem ersten Beispiel ist aber am Ende immerhin noch eine Steigerung der Mehrwertmasse im Vergleich zur Ausgangssituation (vorher $m = 200$ ZE, nachher $m = 288$ ZE) zu verzeichnen. Das ist allerdings nicht immer der Fall. Bei anderen Ausgangswerten liegt die Mehrwertmasse am Ende trotz höherer Mehrwert*rate* sogar *unter derjenigen der Ausgangsposition!*

Das zeigt Ortlieb in Beispiel 2:

1. Hier beträgt der Warenwert anfangs (wie im ersten Beispiel) 1000 ZE. Aber die bezahlte Arbeit liegt hier bei 400 ZE, der ***Mehrwert*** bei ***600 ZE***. Die ***Mehrwertrate*** beträgt also $\frac{600}{400} = \mathbf{1,5}$.

2. Der Profit für die Pionierfirma, die eine neue Technologie einführt und dabei ihre Produktivität wie im obigen Beispiel um 25 Prozent gesteigert und entsprechend ein Fünftel der Arbeitskräfte entlassen hat, errechnet sich nun folgendermaßen:
   Der Warenwert beträgt weiterhin 1000 ZE, davon bezahlt (Lohn): 320

ZE, ***Mehrwert 680 ZE***, ***Mehrwertrate***: $\frac{680}{320} = \mathbf{2,125}$. Der Mehrwert liegt also für die Pionierfirma höher als zuvor, ebenso die Mehrwertrate.

Diesmal sieht es nach der allgemeinen Durchsetzung der Produktivitätserhöhung und der damit einhergehenden Verbilligung der Arbeitskraft folgendermaßen aus:

3. Der Warenwert ist (genau wie im ersten Beispiel) auf 800 ZE gesunken, die bezahlte Arbeit beträgt 256 ZE, der ***Mehrwert 544 ZE***, Die ***Mehrwertrate*** ($\frac{544}{256}$) liegt wie im Falle der Pionierfirma mit Extraprofit bei ***2,125***.

Wieder ist in den Stadien 2) und 3) die Mehrwert*rate* gleich. Und wieder profitiert das Pionierunternehmen mit dem Extramehrwert von der neuen Technologie, denn es nimmt zunächst einen höheren Mehrwert ein als zuvor. Aber nach der allgemeinen Durchsetzung der neuen produktivitätssteigernden Technologie *verringert sich die Mehrwertmasse von ursprünglich 600 auf 544 Zeiteinheiten!* Alle beteiligten Betriebe nehmen also weniger Mehrwert ein als vor der Produktivitätssteigerung – trotz höherer Mehrwertrate! Das liegt daran, dass der Fall der Wertmasse (von 1000 auf 800 ZE) diesmal nicht entsprechend stark durch eine Verbilligung der Arbeitskraft aufgefangen werden konnte. Die Arbeitskräfte waren nämlich sowieso schon relativ billig. Aus ihnen war einfach nicht mehr soviel an Mehrarbeit herauszuholen wie im ersten Beispiel.

Wie Ortlieb (2008, S. 11) darlegt, führt die Erhöhung der Produktivität (bei gleichbleibendem Reallohn, gleich langer Gesamtarbeitszeit und bei gleich hoher abgesetzter Warenmenge) am Ende immer zu einer Verringerung des Warenwerts und zu einer Erhöhung der Mehrwertrate. Folglich unterliegt die Mehrwertmasse zwei gegensätzlichen Tendenzen: Da sie einen Teil des sinkenden Gesamtwerts der Waren darstellt, sinkt sie, als Resultante der steigenden Mehrwertrate steigt sie. Ob die Mehrwertmasse in der Gesamtbilanz steigt oder sinkt, hängt nun davon ab, wie groß der Anteil der unbezahlten Arbeit (bzw. die Mehrwertrate) unmittelbar vor der Innovation war. Der Umschlagpunkt der Mehrwertrate, also der Punkt, an dem sich entscheidet, ob die Mehrwertmasse durch eine Innovation (nach ihrer allgemeinen Durchsetzung) steigt oder sinkt, liegt nach

Ortliebs Berechnungen bei einer Mehrwertrate von 1 (ebd., S. 13f). An diesem Punkt ist $m = v$, also die notwendige Arbeitszeit (bzw. der Lohn) genauso hoch wie der Mehrwert. Von diesem Punkt an senkt jede Produktivitätssteigerung den Wert der Ware stärker, als sie den Mehrwert erhöht. Mit weiter wachsender Produktivität und Mehrwertrate sinkt die Mehrwertmasse und tendiert – wie die gesamte Wertmasse, von der sie ein Teil ist – asymptotisch gegen 0. Nach Ortlieb (ebd.) handelt es sich hier um die Logik des relativen Mehrwerts in Reinform. D.h. den Berechnungen liegen die Annahmen zugrunde, dass andere Faktoren, darunter vor allem die Produktmenge, die Länge des Arbeitstags und die Höhe des Arbeitslohns konstant bleiben; insofern wird laut Ortlieb eine allgemeine Entwicklungstendenz beschrieben.

Eine wichtige Pointe des gerade Beschriebenen besteht darin, dass der Extramehrwert die Einführung einer neuen Technologie sich für das Pionierunternehmen immer lohnt, solange nur das für die Produktion der Einzelware vorgeschossene Kapital abnimmt! Denn eine solche Innovation berührt die Gesamtwertmasse zunächst nicht, während die Profitmasse des Pionierunternehmens steigt. Durch die Konkurrenzvermittlung können gerade diejenigen Einzelkapitale den höchsten Mehrwert erwirtschaften, die durch ihr Handeln (Steigerung der Produktivität) Technologien zum Durchbruch verhelfen, deren Einsatz über kurz oder lang den gesellschaftlichen Wertmaßstab so verändert, dass die von den gleichen Waren repräsentierte gesamtgesellschaftliche Wertmasse schrumpft. Erst die Verallgemeinerung der mit der Innovation verbundenen Produktivitätssteigerung, die zugleich den Extramehrwert beseitigt, lässt die Wertmasse sinken. Gerade deshalb ist jedoch der Extramehrwert für die Pionierunternehmen immer ein lohnendes Geschäft, und der Stachel der Konkurrenz zwischen den Einzelkapitalen lässt in seiner Wirkung niemals nach, wie weit auch immer die Wertmasse bereits gesunken ist. Aus diesem Grund wird es im Kapitalismus immer Produktivitätssteigerungen geben, wie verheerend diese sich für die Entwicklung des Gesamtkapitals auch immer auswirken mögen.

5. Die Differenz zwischen Extramehrwert und relativem Mehrwert

Bisher haben wir lediglich die Entwicklung der Mehrwertmasse beobachtet und dabei, Ortlieb (2008) folgend, von der Entwicklung des konstanten Kapitals abstrahiert. Um aber zu bestimmen, was die Logik des Mehrwerts mit der Entwicklung der Profitrate zu tun hat, müssen wir uns nun mit dem konstanten Kapital c beschäftigen.

Schauen wir uns zu diesem Zweck zunächst ein zentrales Argument Heinrichs gegen den Fall der Profitrate an. Gegen ein übergroßes Anwachsen des konstanten Kapitals c führt Heinrich an, dass »bei der Einführung einer neuen Methode der Aufwand an zusätzlichem Kapital durch die Einsparung an variablem Kapital begrenzt wird« (Heinrich 2006, S. 337), und weiter: »Eingeführt wird die Methode nur, wenn gilt $\Delta c_1 < \Delta v_1$ (in Worten ausgedrückt: wenn die neuen Produktionsmittel (c_1) billiger sind als die eingesparte Arbeitskraft (v_1) PS), so daß sich der Kostpreis des Kapitalisten vermindert.« (Ebd., S. 338) Heinrich behauptet also, dass bei Einführung einer neuen Produktionsmethode der Aufwand an zusätzlichem konstantem Kapital durch die Einsparungen an variablem Kapital (sprich: an Arbeitskräften) jedesmal übertroffen wird. Denn, so sein Argument, die neue Produktionsmethode wird nur eingeführt, wenn sie den Kostpreis der Waren vermindert. Falls das nicht der Fall wäre, würde das betreffende Einzelkapital seine Produktion lieber mit den Mitteln des alten Produktivitätsstandards fortsetzen, weil es schlichtweg billiger wäre. Nachdem eine neue Produktionsmethode unter der obengenannten Bedingung (also $\Delta c_1 < \Delta v_1$) eingeführt wurde, so Heinrich (ebd.) weiter, wird der Profit zuerst (man sollte ergänzen: vom Pionierunternehmen) durch den Extramehrwert gemacht, da die produzierten Waren erst einmal auf dem alten, höheren Wertniveau verkauft werden können. Dieses sinkt zwar nach Verallgemeinerung der Produktionsmethode, da die Konkurrenz ebenfalls auf die günstigere Produktionsmethode umstellt; aber unter der Voraussetzung, dass diese Verallgemeinerung auch die Lebensmittel der Arbeiter verbilligt, sinken die Kosten

für v ein weiteres Mal – diesmal jedoch nicht, indem Arbeiter eingespart werden, sondern indem die Kosten für ihre Lebensmittel fallen. Dabei geht Heinrich allerdings ohne weitere Prüfung davon aus, dass die allgemeine Verbilligung der Lebensmittel nach einer Verallgemeinerung der Produktionsmethode den wegfallenden Extramehrwert *vollständig* kompensieren würde. Insgesamt kommt Heinrich zu dem Schluss: »Auf der von Marx gewählten Abstraktionsebene lässt sich demnach nicht nur kein tendenzieller *Fall* der Profitrate begründen, sondern ein tendenzielles *Steigen*« (ebd., S. 339f.). Er argumentiert weiter, weil v stärker sinke als c steige, wachse im Gegenzug m (nämlich in genau dem Maße, wie v sinke) stärker als c. Und deswegen ist Heinrich der Auffassung, dass die Profitrate steigt. Im Folgenden werden wir sehen, dass Heinrich einem Trugschluss unterliegt.

Gegen Heinrich ist zunächst einmal einzuwenden, dass er die stoffliche Dimension völlig ausblendet. Marx geht nämlich bei der Erklärung des Extramehrwerts zunächst von einer Vermehrung des stofflichen Ausstoßes beim Pionierunternehmen aus, der wiederum ein Sinken der Produktionskosten jeder *Einzel*ware für das Pionierunternehmen zur Folge hat. Indem sich Heinrich (2006, S. 337f.) allein auf die Wertzusammensetzung konzentriert, blendet er diese stoffliche Dimension völlig aus. Genau hierin liegt aber ein folgenschwerer Fehler. Eine Erhöhung des stofflichen Ausstoßes – sprich: der Produktmenge – erhöht nämlich für das Pionierunternehmen direkt den Profit in Form von Extramehrwert, wobei es auf die Wertzusammensetzung keine Rücksicht nehmen muss, sofern die Stückzahl hoch genug ausfällt. Am besten lässt sich das an einem Beispiel demonstrieren:

Beispiel 3:

Erweitern wir die Ausgangssituation in Ortliebs zweitem Beispiel um das konstante Kapital c, das 1000 ZE betragen soll. Alle Unternehmen einer Branche, einschließlich des Pionierunternehmens, produzieren also ihre Waren zunächst zu den folgenden Ausgangbedingungen:

1. Der Warenwert beträgt 2000 ZE, darin enthalten sind 400 ZE Lohn (v) und ein Mehrwert (m) von 600 ZE, die Maschinen, Rohstoffe etc. (c)

kosten, wie gesagt, 1000 ZE. Dies sind die Bedingungen, unter denen alle Unternehmen der Branche produzieren. Sie stellen mithin den allgemeinen Wertmaßstab dar. Der Profit beträgt 600 ZE, die Profitrate $\frac{m}{c+v}$ liegt bei 0,4285714.

Dann führt das Pionierunternehmen eine neue Technologie ein, die eine Verdopplung des Warenausstoßes ermöglicht unter der Bedingung, dass die Aufwendungen für c sich ebenfalls verdoppeln, während die Kosten für die Arbeitskräfte konstant bleiben:

2. Der Wert der vom Pionierunternehmen produzierten Waren beträgt jetzt 4000 ZE (die Produktmenge hat sich verdoppelt, und der allgemeine Wertmaßstab ist noch unverändert). Der Lohn beträgt weiterhin 400 ZE, der im Pionierunternehmen selbst geschaffene Mehrwert beträgt ebenso weiterhin 600 ZE, Maschinen etc. kosten jetzt 2000 ZE. Der Profit beträgt 1600 ZE (zusammengesetzt aus 600 ZE Mehrwert plus 1000 ZE Extramehrwert)[16], die Profitrate des Pionierunternehmens liegt bei 0,6666666.

Am Beispiel fällt auf, dass c sehr wohl stärker gestiegen ist als v gesunken ist (faktisch ist c gestiegen und v unverändert geblieben); dennoch sind sowohl der Profit als auch die Profitrate des Pionierunternehmens gestiegen. Beides ist nur möglich, weil zu dem Zeitpunkt, zu dem das Pionierunternehmen eine neue Produktionsmethode einführt, die mit ihr einhergehenden Verbilligungen logischerweise noch gar nicht gesellschaftsweit eingeführt sind – andernfalls wäre die neue Produktionsmethode keine neue und das Pionierunternehmen kein Pionierunternehmen – und die produzierten Waren zum alten Wertmaßstab verkauft werden können: »Der wirkliche Wert einer Ware ist aber nicht ihr individueller, sondern ihr gesellschaftlicher Wert, d.h., er wird nicht durch die Arbeitszeit gemessen, die sie im einzelnen Fall dem Produzenten tatsächlich

[16] Es fällt auf, dass die Vergrößerung des erzielten Profits beim Pionierunternehmen über eine Verdopplung des ursprünglichen Profits hinausgeht. Das liegt daran, dass das Pionierkapital bei der Realisierung der zusätzlich produzierten Waren nicht nur den entsprechenden Mehrwert m, sondern obendrein auch noch den Gegenwert der notwendigen Arbeitszeit v für jede eingesparte Arbeitskraft erhält.

kostet, sondern durch die gesellschaftlich zu ihrer Produktion erheischte Arbeitszeit.« (MEW 23, S. 336) Vor diesem Hintergrund darf c durchaus stärker ansteigen, als v fällt. Wichtig ist allein, dass die Gesamtkosten von $c + v$ pro *Einzel*ware geringer sind als die Kosten nach dem aktuell gültigen gesellschaftsweiten Wertmaßstab. Bei einem Produktivitätsfortschritt vermindert sich also sowohl der in jeder Einzelware wiedererscheinende Kapitalteil c *als auch* v. In der *Gesamtproduktion* eines kapitalistischen Betriebs kann sich allerdings sehr wohl der relative Anteil an konstantem Kapital c gegenüber der Ersparnis des Einsatzes von Arbeitskraft v erhöhen.

Sobald sich nun die höhere Produktivität allgemein durchsetzt, findet allerdings eine allgemeine Wertminderung statt. Das geschieht, indem die anderen Einzelkapitale der Branche die neue Produktionsmethode übernehmen. Die Produktivitätssteigerung, die vom Pionierunternehmen eingeführt wurde, setzt sich jetzt allgemein durch, und die Einzelwaren verbilligen sich entsprechend, was nichts anderes ist als die Veränderung des allgemeinen Wertmaßstabs. Den Mechanismus des Nachziehens anderer Kapitale beschreibt Marx wie folgt: Stellt ein Kapital an einem Arbeitstag jetzt 24 Stück einer Ware her statt früher 12 (siehe MEW 23, S. 336), dann muss es die Preise ein wenig senken, um das Mehrprodukt angesichts der Konkurrenz auch verkaufen zu können: »Um also das Produkt eines Arbeitstags zu verkaufen, bedarf er doppelten Absatzes oder eines zweifach größern Markts. Unter sonst gleichbleibenden Umständen erobern seine Waren nur größern Marktraum durch Kontraktion ihrer Preise. Er wird sie daher über ihrem individuellen, aber unter ihrem gesellschaftliche Wert verkaufen (...). So schlägt er an jedem einzelnen Stück immer noch einen Extramehrwert (...) heraus.« (ebd.) Auf diese Weise wird jedoch ein Konkurrenzmechanismus in Gang gesetzt, der alle anderen Kapitale der Branche dazu treibt, ebenfalls die neue Technologie einzuführen: »Dasselbe Gesetz der Wertbestimmung durch die Arbeitszeit, das dem Kapitalisten mit der neuen Methode in der Form fühlbar wird, daß er seine Ware unter ihrem gesellschaftlichen Wert verkaufen muß, treibt seine Mitbewerber als Zwangsgesetz der Konkurrenz zur Einführung der neuen Produktionsweise.« (ebd., S. 338) Selbst wenn das Pionierkapital nicht

expandieren und daher auch keinen Preiskampf einleiten würde, würden andere Kapitale früher oder später die (vermeintlich) enormen Gewinnmöglichkeiten der neuen Technologie registrieren und ihre eigene Produktion entsprechend umstellen. Wie auch immer, über kurz oder lang »verschwindet jener Extramehrwert, sobald die neue Produktionsweise sich verallgemeinert und damit die Differenz zwischen dem individuellen Wert der wohlfeiler produzierten Waren und ihrem gesellschaftliche Wert verschwindet.« (ebd., S. 337f.) Durch die Verallgemeinerung wird auch der Mengenvorteil außer Kraft gesetzt. Erst ab jetzt treffen, wenn man so will, Heinrichs Überlegungen überhaupt zu. Bis dahin ist aber bereits Entscheidendes passiert, das Heinrich völlig entgangen ist. Weil Heinrich vom Mengenvorteil abstrahiert bzw. ihn schlichtweg übersieht, verfehlt er den eigentlichen Anreiz der Einzelkapitale. Genau dieser ist es aber, der das Gesamtkapital in das Verhängnis des Profitratenfalls führt.

Schauen wir uns das einmal an, indem wir das obige Beispiel weiter durchspielen:

3. Nach der allgemeinen Durchsetzung der neuen Produktionsweise wird die Verdopplung der Produktion pro Arbeitskraft durch den allgemeinen Fall des Warenwerts des Gesamtprodukts auf 3000 ZE neutralisiert. Im Gegenzug sind aber auch die Lebensmittel der Arbeitskräfte um ein Viertel billiger geworden (letzteres ist der relative Mehrwert).

Der Lohn beträgt also nur noch 300 ZE, der Mehrwert beträgt entsprechend 700 ZE, Maschinen etc. kosten jetzt allerdings weiterhin 2000 ZE.

Der Profit beträgt jetzt 700 ZE, allerdings bei viel höheren Vorauskosten, wie die Profitrate von jetzt 0,3043478 verdeutlicht.

Im Ergebnis ist die Profitrate also deutlich gesunken. Dass das Pionierkapital durch sein Handeln eine Entwicklung auslöst, die langfristig (d.h. nach der Verallgemeinerung der von ihm neu eingeführten Produktionsmethoden) den Wert des eigenen Produkts senkt und ihm damit selbst zum Schaden gereicht, hat der einzelne Kapitalist, anders als Heinrich in seinem Modell behauptet, gar nicht bedacht. Dem einzelnen Kapitalisten geht es nur um die aktuelle Senkung der Produktionskosten pro Einzelware. Die negative Entwicklung der allgemeinen

Profitrate spielt dabei überhaupt keine Rolle; denn sie kommt erst dann ins Spiel, wenn die neue Produktionsmethode den allgemeinen Wertmaßstab gesenkt hat. Heinrich lässt dagegen den Erfolg der Pionierunternehmen davon abhängig werden, ob die neuen Technologien die Verwertungsbedingungen für die *gesamte* Branche verbessern. Diesen Zustand hat das Pionierkapital aber überhaupt nicht im Blickfeld. Es ist aber gerade dieser Unterschied zwischen dem Kalkül des Pionierkapitals und der Entwicklung des allgemeinen Wertmaßstabs, der am Ende für die Entwicklung der Profitrate entscheidend ist, und genau dieser Unterschied wird von Heinrich systematisch ausgeblendet.

Heinrichs Argumentation impliziert, dass die Einzelkapitale bewusst auf der Basis des relativen Mehrwerts kalkulieren würden, während es den Sachwaltern der Einzelkapitale in Wirklichkeit um eine Erhöhung der Stückzahl seines Produkts zu geringeren Produktionskosten pro Einzelstück geht, die anschließend zum gerade gültigen Wertmaßstab veräußert werden können. Nun hat Heinrich insofern Recht, als beim Pionierunternehmen die Gesamtkosten von $c + v$ *pro Einzelware* geringer ausfallen müssen als die Kosten nach dem aktuell gültigen gesellschaftsweiten Wertmaßstab. Deutlich wird das, wenn man das obige Beispiel derart umstellt, dass die mögliche höhere Stückzahl, die durch die neue Produktionsmethode ermöglicht wird, in das Verhältnis von c und v eingerechnet.

Beispiel 4:

1. Die Ausgangssituation ist wie gehabt: Der Warenwert beträgt 2000 ZE, darin enthalten sind 400 ZE Lohn (v) und ein Mehrwert (m) von 600 ZE, die Maschinen, Rohstoffe etc. (c) kosten 1000 ZE. Dies sind die Bedingungen, unter denen alle Unternehmen der Branche produzieren. Sie stellen mithin den allgemeinen Wertmaßstab dar. Der Profit beträgt 600 ZE, die Profitrate liegt bei 0,4285714.

Dann führt das Pionierunternehmen wieder die Technologie ein, die eine Verdopplung des Warenausstoßes ermöglicht. Allerdings hält es diesmal c konstant und verringert stattdessen die Zahl der Arbeitskräfte um die Hälfte. Es steigert dieses Mal seinen Profit, indem es Kosten für Arbeitskräfte einspart:

2. Der Wert der vom Pionierunternehmen produzierten Waren beträgt nach wie vor 2000 ZE, aber der Lohn beträgt jetzt nur noch 200 ZE, der im Pionierunternehmen selbst geschaffene Mehrwert entsprechend 300 ZE, Maschinen etc. kosten wie zuvor 1000 ZE. Der Profit beträgt 800 ZE (zusammengesetzt aus 300 ZE Mehrwert plus 500 ZE Extramehrwert), die Profitrate des Pionierunternehmens liegt wieder bei 0,6666666.

Zuletzt kommt es zur Verallgemeinerung der neuen Produktionsmethoden:

3. Nach der allgemeinen Durchsetzung der neuen Produktionsweise beträgt der produzierte Warenwert nur noch 1500 ZE, durch die Entwicklung des relativen Mehrwerts sind aber immerhin die Lebensmittel der Arbeitskräfte um ein Viertel billiger geworden. Der Lohn beträgt also nur noch 150 ZE, der Mehrwert beträgt entsprechend 350 ZE, Maschinen etc. kosten weiterhin 1000 ZE. Der Profit beträgt nur noch 350 ZE. Er ist im Endeffekt stärker gesunken als die Vorauskosten, wie die Profitrate von 0,3043478 verdeutlicht.

Es zeigt sich, dass die Ersparnis von variablem Kapital v in der Tat größer ist als die Kostenzunahme für die neue Produktionsmethode (c kostet jetzt im Beispiel gar nicht mehr als zuvor, die Kosten für v sind auf die Hälfte gesunken). Das Beispiel gibt Heinrich jetzt also Recht (seine Bedingung $\Delta c_1 < \Delta v_1$ ist diesmal erfüllt), aber das ist für ihn noch lange kein Grund, damit zufrieden zu sein, und zwar deshalb nicht, weil die Reduzierung der Kosten für variables Kapital im Pionierunternehmen, das auf Extramehrwert aus ist, nicht über eine Erhöhung des relativen Mehrwerts erfolgt, sondern schlicht durch die Entlassung von Arbeitskräften. Weil Heinrich beides nicht auseinanderhält, glaubt er, dass durch eine Reduzierung der Kosten für Arbeitskräfte v automatisch der Mehrwert steigen würde. Das stimmt aber nicht. Im Falle von Entlassungen steigt der Mehrwert m keineswegs, sondern er wird zusammen mit den Kosten für die Arbeitskraft v gesenkt. Schließlich produzieren Arbeitskräfte, die durch Entlassungen zur Untätigkeit gezwungen werden, gar nichts mehr, weder ihre eigenen Lebensmittel v noch den Mehrwert m – wie auch an Stadium 2 in Beispiel 4

deutlich wird: Der im Pionierunternehmen selbst produzierte Mehrwert sinkt proportional zum Lohn. Für das Pionierkapital spielt dieser Umstand keine Rolle; denn der entgangene selbstproduzierte Mehrwert wird durch den Extramehrwert mehr als ausgeglichen. Sobald sich aber die neue Produktionsweise allgemein durchsetzt, verschwindet der Extramehrwert spurlos und wird, wie Ortlieb gezeigt hat, durch den relativen Mehrwert nur unzureichend ersetzt. Das liegt daran, dass es beim Extramehrwert für jeden eingesparten Arbeiter den Gegenwert des vollen Arbeitstags $v + m$ als Einnahme in Form von Extramehrwert gibt. Beim relativen Mehrwert gibt es dagegen nur den Gegenwert der eingesparten notwendigen Arbeitszeit – und dieser sinkt (wie oben gezeigt) im Zuge der kapitalistischen Entwicklung tendenziell gegen null. Genau in diesem Sinne lohnt sich der Extramehrwert immer, während der Zugewinn von relativem Mehrwert immer weiter fällt und sich auf lange Sicht mit mathematischer Notwendigkeit nur noch in homöopathischen Dimensionen bewegen kann. Es ist genau diese Differenz von Extramehrwert und relativem Mehrwert, die Heinrich systematisch übersieht. Generell verwechselt er Extramehrwert und relativen Mehrwert bzw. tut so, als wären beide in ihrer Dynamik und ihren Auswirkungen praktisch ein und dasselbe. Wie oben mit Ortlieb (2008) gezeigt wurde, ist das jedoch keineswegs der Fall. Weil Heinrich mit seiner fehlerhaften Annahme den Widerspruch zwischen dem Konkurrenzvorteil der Pionierunternehmen und dem gesamtkapitalistischen Ergebnis nach Verallgemeinerung der neuen Produktionsmethode systematisch ausblendet, geht er fälschlich davon aus, dass die Pionierunternehmen nur Technologien einsetzen würden, die von vornherein dem Gesamtkapital eine verbesserte Profitrate garantieren. Man kann hierin geradezu einen blinden Fleck von Heinrich ausmachen. Faktisch verringern sich im Zuge der Entwicklung, wie oben gezeigt, die Zugewinne durch den relativen Mehrwert derart stark, dass er die Absenkung des allgemeinen Wertniveaus sowie die Kosten des konstanten Kapitals nicht mehr kompensieren kann: Zwangsläufig sinkt dann die Profitrate – was zu beweisen war.

6. Abnahme der gesamten Wertmasse

Während sich die landläufige marxistische Diskussion bezüglich der Krisenentwicklung nahezu ausschließlich um die Frage der Profitratenentwicklung dreht, wird in der wertkritischen Diskussion auch und vor allem das Sinken der produzierten gesamtgesellschaftlichen Wertmasse zur Erklärung einer kapitalistischen Krise herangezogen. Die Teilung der Wertmasse zwischen Kapitalisten und Arbeitern und damit die Mehrwertmasse erfuhr in ihr bisher allerdings keine große Beachtung.[17] Wie bereits bei Claus Peter Ortlieb (2008) wird auch in diesem Text versucht, eine Brücke zwischen beiden Deutungen zu schlagen, indem die Entwicklung der Mehrwertrate, der Mehrwertmasse und der Profitrate sowie ihrer Zusammenhänge analysiert wird.

Dem Kapital steht angesichts sinkender Wertmasse pro Einzelware und dem damit zusammenhängenden tendenziellen Fall der Profitrate nur ein einziger Weg offen, dem Schrumpfen der Gesamtwertmasse zu entgehen: Es muss die Produktion erweitern. Das heißt, es muss entweder in den bestehenden Fertigungszweigen den Warenausstoß erhöhen, oder es muss neue Betätigungsfelder finden, sprich: sich neue Sektoren der Warenproduktion und Kapitalakkumulation erschließen. Im ersten Fall wird einfach mehr vom gleichen produziert, im zweiten Fall werden neuartige Waren produziert. In beiden Fällen wird gesamtkapitalistisch die durch die Produktivitätsentwicklung freigesetzte Arbeitskraft erneut eingesaugt. Damit hat sich das Problem der Krise und der inneren Schranke des Kapitals aber keineswegs erledigt, sondern nur verschoben, denn die Steigerung der Produktivität geht ja immer weiter. Eine Krise tritt dann ein, wenn der Warenausstoß nicht mehr in dem Maße gesteigert werden kann, das

[17] Der Grund hierfür bestand vor allem darin, den Blick von der Klassenkampfrhetorik weg hin auf die allgemeine Krisentendenz des Kapitalismus zu lenken. Der Mehrwert steht nämlich in der landläufigen Diskussion für Ausbeutung und Klassenkampf, die aus wertkritischer Sicht, wenn überhaupt, allenfalls relativ unerhebliche Nebenaspekte der Krisendynamik darstellen. Letztere sollte dagegen vor allem durch die Analyse der Entwicklung der Gesamtwertmasse untersucht werden, wobei die Untersuchung der Entwicklung des Mehrwerts lange Zeit nur als unnötige und vermeidbare Verkomplizierung erschien.

erforderlich ist, um trotz des sinkenden Werts der Einzelwaren und des Falls der Profitrate die Gesamtmehrwertmasse insgesamt wachsen zu lassen; dann versagt nämlich der einzig mögliche Kompensationsmechanismus (eben die Erhöhung des Warenausstoßes), über den das Kapital gegenüber der allgemeinen Tendenz der Wertminderung verfügt. Entscheidend ist dabei, dass die vernutzte Menge an Arbeitskraft, die unter dem Kommando des Kapitals verausgabt wird, mindestens gleich bleibt. Aus diesem Erfordernis ergibt sich nun allerdings für das Kapital bei zunehmenden Produktivitätssteigerungen ein erhebliches Problem, um das es im Folgenden gehen soll.

Kapital – darauf wurde in diesem Text schon mehrmals hingewiesen – ist nichts anderes als ein endloser und rastloser Selbstverwertungsprozess. Die kapitalistische Produktionsweise hat letztlich nur einen Sinn und Zweck, nämlich die Akkumulation von Kapital: »Akkumuliert, Akkumuliert! Das ist Moses und die Propheten!« (MEW 23, S. 621) Der Umstand, dass angesichts der Produktivitätsentwicklung die gleiche neu produzierte Menge an Waren immer weniger Wert und ab einem gewissen Punkt (eben jenem von Ortlieb herausgefundenem Umschlagpunkt $m = v$) auch weniger Mehrwert repräsentiert, verleiht diesem Imperativ nun eine neue, zusätzliche Bedeutung. Beschleunigte Akkumulation ist nicht nur das Ziel der kapitalistischen Produktionsweise, sie ist gleichzeitig Voraussetzung dafür, dass die Mehrwertproduktion zumindest im schon erreichten Umfang aufrechterhalten werden kann. Solange man vom Kredit und von der Wunderwelt der Bildung fiktiven Kapitals absieht, gilt nämlich ein ebenso simples wie ehernes Gesetz: Die Erweiterungsinvestitionen von heute können gesamtkapitalistisch betrachtet nur aus den Profiten von gestern stammen. Damit stellt sich aber die Frage, ob die Profite der Vorperiode auf Dauer überhaupt die Höhe erreichen können, die nötig wäre, damit in der nächsten Periode jene Investitionen getätigt werden können, die nötig wären, um den Umfang der (Mehr-)Wertproduktion wenigstens konstant zu halten. Trägt man dem Umstand Rechnung, dass Investitionen immer auch den Ankauf von konstantem Kapital einschließen, dann ergibt sich ein eindeutiger Befund: Die Entwicklung der Produktivität führt an einen Punkt, an dem eine selbsttragende

Kapitalakkumulation unmöglich wird. Der in der Vorperiode erwirtschaftete Gesamtmehrwert reicht jenseits dieses Punktes nämlich nicht mehr hin, um jene Vergrößerung des Gesamtkapitals zu ermöglichen, die eine Abnahme der gesamtgesellschaftlichen Mehrwertmasse in der Folgeperiode verhindern würde. Wir haben es hier wieder mit einem mathematisch bestimmbaren Umschlagpunkt zu tun, um den es im Folgenden gehen soll. Zur Verdeutlichung dieses Gedankens zunächst wieder ein Beispiel.

Beispiel 5:

1. Angenommen, wie am Ende von Beispiel 3 beträgt der Aufwand für Maschinen und Ausgangsmaterial (c) 2000 ZE, für Arbeitskräfte (v) werden 300 ZE ausgegeben und der Mehrwert (m) beträgt 700 ZE.

2. Nun wird eine Produktivitätssteigerung eingeführt, bei der wiederum die Hälfte des Personals eingespart werden kann. (Hier wie auch im Folgenden lasse ich durchgehend das Zwischenstadium des Extramehrwerts aus und gehe sofort zum Stadium der Verallgemeinerung der neuen Produktionsmethoden über.) Daraufhin kann das Kapital entweder:

   a) c konstant bei 2000 ZE lassen, die Hälfte seiner Arbeiter entlassen, dadurch v auf 150 ZE herunterfahren und entsprechend auch nur noch 350 ZE Mehrwert einfahren. Damit ist die Wertmasse, die von der lebendigen Arbeit beigetragen wird, von 1000 ZE auf 500 gesunken. Tun dies alle Kapitale, dann sinkt die gesamtgesellschaftliche Wertmasse.
   (Rechnet man noch die Entwicklung des relativen Mehrwerts mit ein, dann steigt die Mehrwertrate $\frac{m}{v}$ von 2,3333333 auf 3,00, weil v um ein Sechstel auf 125 ZE sinkt und m entsprechend auf 375 ZE steigt.)
   oder

   b) c auf 4000 ZE aufstocken, um v bei 300 und m bei 700 konstant zu halten. Dann bleibt die Wertmasse, die von der lebendigen Arbeit erzielt wird, konstant bei 1000 (der Summe von m und v). Tun dies

alle Kapitale, dann bleibt auch die gesamtgesellschaftliche Wertmasse konstant.
(Das Verhältnis von m und v hat sich allerdings wegen des relativen Mehrwerts verschoben: v beträgt noch 250 ZE (die Arbeitskräftezahl bleibt konstant, aber sie haben sich aufgrund der höheren Produktivität verbilligt), m beträgt jetzt 750 ZE. Die neue Mehrwertrate liegt wie in der ersten Variante bei 3,00.)

Variante a) entspricht (unter Einbeziehung der Ergänzungen in den Klammern) auch den oben dargestellten Überlegungen von Ortlieb, bei denen unter anderem vorausgesetzt wird, dass die Produktmenge konstant bleibt, woraufhin folgerichtig die gesamtgesellschaftliche Wertmasse abnimmt. Um diese Abnahme zu vermeiden bzw. unter der Maßgabe, dass alle Arbeitskräfte in Arbeit gehalten werden sollen, wäre es erforderlich, dass mit Variante b) konsequent der zweite Weg beschritten wird. Aber an dieser Stelle kommt das konstante Kapital c ins Spiel: Nach Produktionsperiode I steht für die nächste Periode II ein Kapital von $c+v+m = 3000$ ZE zur Verfügung. Die notwendige Kapitalmenge für die Variante b) beträgt jedoch (unter Einberechnung der veränderten Mehrwertrate) $c + v = 4250$ ZE. Es bleibt eine Differenz von 1250 ZE. Daher ist es für das Kapital im Grunde nur möglich, den ersten Weg (Variante a) zu beschreiten und damit seinen eigenen Untergang einzuleiten. Das Beispiel zeigt, dass bei steigender Produktivität nicht nur eine immer weiter ansteigende Produktmenge erforderlich ist, um die gleiche Zahl an Arbeitskräften zu beschäftigen und mit ihnen die Wertmasse konstant zu halten, sondern darüber hinaus auch ein immer größer werdender Maschinenpark und stetig wachsende Mengen an Ausgangsmaterialien.

Mathematisch ausgedrückt sieht das folgendermaßen aus: Wenn für die nächste Produktionsperiode das Kapital $(c_2 + v)$, das erforderlich ist, um die Anzahl der Arbeitskräfte konstant zu halten, größer ist als der Erlös aus der vorangehenden Periode $(c_1 + v + m)$, dann lässt sich das Kapitalvolumen, das nötig ist, um die gleiche Wertmasse wie in der Vorperiode zu produzieren, nicht mehr aus dem Erlös der Vorperiode finanzieren. Dabei gibt es einen Umschlagpunkt, bei dem der

Erlös aus der Vorperiode noch genau ausreicht, um die nötigen Erweiterungen in der Folgeperiode kostenmäßig zu bestreiten, mit denen alle Arbeitskräfte aus der Vorperiode in der nächsten Produktionsperiode weiterbeschäftigt werden können. Er liegt bei:

$$c_2 + v = c_1 + v + m$$

Zur Vereinfachung kann man aus der dieser Gleichung v herausrechnen und die Formel ein wenig umstellen:

$$c_2 - c_1 = m$$

bzw.

$$\Delta c = m$$

Jenseits dieses Punktes machen die Produktivitätssteigerungen höhere Neuinvestitionen erforderlich, als zuvor an Mehrwert erzielt werden kann. Von nun an ist das Kapital nicht mehr in der Lage, die erforderlichen Neuinvestitionen aus seiner eigenen Mehrwertabschöpfung zu finanzieren. Sieht man davon ab, dass jetzt Finanzkapital hinzugezogen werden könnte, was jedoch in ganz andere Dimensionen mit weiteren, höchst gravierenden Probleme führt – verwiesen sei in diesem Zusammenhang insbesondere auf die Analyse von Lohoff »Die Logik des fiktiven Kapitals« in Lohoff u. Trenkle 2012, S. 110ff. –, dann bleibt jenseits des Umschlagpunktes gar nichts anderes übrig, als den Weg wie in Beispiel a) zu beschreiten, also Arbeiter zu entlassen und sich in Zukunft mit einer entsprechend geringeren Wert- bzw. Mehrwertproduktion zufriedenzugeben. Damit aber beginnt die gesamtgesellschaftliche Wertmasse unweigerlich zu schrumpfen, und das Kapital bewegt sich zusehends seinem eigenen Untergang entgegen.

7. Verbilligung des konstanten Kapitals?

Gegen den Argumentationsgang des letzten Abschnitts hat Michael Heinrich noch einen Einwand parat, der einer näheren Untersuchung bedarf. Es handelt sich hier um die oben angekündigte Möglichkeit der Verbilligung des konstanten Kapitals c. Im Detail lautet Heinrichs Einwand folgendermaßen: Aufgrund der allgemeinen Produktivitätsentwicklung verbilligen sich nicht nur die Arbeitskräfte v, sondern auch die Elemente des konstanten Kapitals: »Es kommt aber nicht auf die ›Menge‹ der verarbeiteten Produktionsmittel an, sondern auf ihren Wert und mit der gesteigerten Produktivität vermindert sich auch der Wert sowohl der Rohstoffe wie der Maschinerie. Ob sich der Wert von c letztlich vergrößert oder nicht hängt davon ab, ob die erhöhte Produktmittelmenge durch ihre Verbilligung kompensiert wird oder nicht.« (Heinrich 2006, S. 335) Demnach wäre eine Erweiterung des Maschinenparks weit weniger kostspielig als im obigen Beispiel dargestellt. Es wären zwar nach wie vor in stofflicher Hinsicht mehr Maschinerie, mehr Ausgangsstoffe etc. notwendig, diese wären aber zugleich viel billiger als in der vorausgegangenen Periode, und es wäre folglich viel einfacher, die Kosten für die Erweiterung aus dem Mehrwert der Vorperiode zu bestreiten.

An Heinrichs Argument ist erst einmal richtig, dass »der Wert des konstanten Kapitals nicht in demselben Verhältnis wächst, wie sein materieller Umfang«, wie man bei Marx (MEW 25, S. 245f.) lesen kann. Weiter heißt es dort: »Kurz: dieselbe Entwicklung, die die Masse des konstanten Kapitals steigert im Verhältnis zum Variablen, vermindert, infolge der gesteigerten Produktivität der Arbeit, den Wert seiner Elemente und verhindert daher, daß der Wert des konstanten Kapitals, obgleich beständig wachsend, im selben Verhältnis wachse wie sein materieller Umfang.« (ebd., S. 245f.) Marx geht sogar so weit zuzugestehen: »In einzelnen Fällen kann sogar die Masse der Elemente des konstanten Kapitals zunehmen, während sein Wert gleich bleibt oder gar fällt.« (ebd., 246) Heinrich nimmt allerdings den von Marx zugestandenen Ausnahmefall als Normalfall an: »Warum dies so (ein Ausnahmefall) sein soll, wird aber nicht weiter begründet.« (Heinrich 2006, S. 336) Hier liegt ein klarer Dissens zwischen Heinrich

und Marx vor, der entsprechende Konsequenzen impliziert. Fällt, wie Heinrich nahelegt, der Wert des konstanten Kapitals *c* in den meisten Fällen schneller als sein stofflicher Umfang zunimmt, dann fällt die Profitrate in der Gesamttendenz nicht. Ist dieser Fall jedoch die Ausnahme, dann gibt es einen tendenziellen Fall der Profitrate. Im Zweifelsfall ist diese Frage nach Heinrichs Auffassung eine rein empirische in dem Sinne, dass sie theoretisch nicht entschieden werden kann. Das reicht Heinrich bereits, um sich auf der sicheren Seite zu fühlen, denn Marx behauptet ja ein Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate. Ein Gesetz darf aber nicht auf unbewiesenen Grundlagen beruhen. Heinrich sieht die Beweislast für die Gesetzmäßigkeit also auf der Seite von Marx und stellt fest, dass Marx einen entsprechenden Beweis schuldig geblieben sei (siehe Heinrich 1999, S. 6 sowie 2006, S. 340).

7.1 Folgeprobleme bei allgemeiner Verbilligung von c

Lassen wir den Dissens zwischen Heinrich und Marx zunächst beiseite und tun vorübergehend einmal so, als sei er zugunsten von Heinrich entschieden. Nehmen wir also an, dass sich *c* tatsächlich schneller verbilligen würde, als der stoffliche Umfang der Produktionsmittel steigt, und schauen wir uns die sich daraus ergebenden Konsequenzen an.

Die Folge wäre zunächst eine allgemeine Verbilligung des in den Produktionsmitteln angelegten Kapitals *c*. Laut Heinrichs Argument können nun also alle Nutzer von *c* konstantes Kapital zu seinem neuen gesunkenen Wert einkaufen. Auf den ersten Blick scheint es also gar kein Problem zu sein, mit dem Erlös aus der Vorperiode (im Beispiel aus dem vorangehenden Abschnitt wären das 3000 ZE) die notwendige Menge an konstantem Kapital für die Folgeperiode zu erwerben (der stoffliche Umfang hätte sich zwar verdoppelt, aber durch die Verbilligung um 50 Prozent würde c genauso viel kosten wie zuvor, also 2000 ZE, hinzukämen noch 250 ZE für die Kosten der benötigten Arbeitskraft). Jetzt stellt sich allerdings die Frage, wie es allen Nutzern von *c* gleichzeitig gelingen soll, ihre bereits produzierten Waren zum alten (höheren) Wert zu verkaufen und gleichzeitig Produktionsmittel zum neuen (niedrigeren) Wert einzukaufen.

Dabei ist vor allem zu bedenken, dass sich unter ihnen nicht nur Produzenten von Konsumtionsmitteln befinden, sondern auch Produzenten von Produktionsmitteln, sprich: Anbieter von *c*. Was für die Einkäufer von *c* eine Verbilligung von Kapital ist, ist für diese Produzenten von *c* eine Entwertung ihrer Ware und damit eines wesentlichen Teils ihres eigenen Kapitals. Eine Verbilligung von *c* bedeutet für sie nichts anderes, als dass sie das Pech haben, aufgrund der Produktivitätsentwicklung den Wert ihrer Waren nur unvollständig realisieren zu können. Diese Konsequenz unterschlägt Heinrich. Damit operiert er implizit gleichzeitig mit zwei unvereinbaren Annahmen: 1) Die erste dieser Annahmen lautet, dass alle Käufer und Anwender den Vorteil haben, das in der letzten Reproduktionsperiode erzeugte *c zu seinem neuen, niedrigeren Wert einkaufen* zu können. 2) Laut der zweiten Annahme geht er aber zugleich davon aus, dass *alle* Kapitalisten – und damit auch die Produktionsmittelproduzenten – *den Wert ihrer in der letzten Periode produzierten Waren vollständig realisiert haben.* Wenn nun aber alle Warenverkäufer – einschließlich der Verkäufer von *c* – ihre Waren zum alten Wert realisieren würden, aber gleichzeitig *c* von allen zum verbilligten Preis eingekauft werden könnte, dann wäre das ungefähr so plausibel, als wenn man beim morgendlichen Brötchenkauf 2€ bezahlte, der Bäcker aber den Inhalt seiner Ladenkasse durch den selben Kaufakt um 3€ vermehrt hätte. Da dies nicht möglich ist, bedeutet eine allgemeine Verbilligung von *c*, dass die Produktionsmittelproduzenten den Wert ihrer Waren nicht vollständig realisieren können.

Damit nicht genug. Hinzukommt nämlich noch die Entwertung von fixem Kapital, also von noch nicht verschlissenem konstanten Kapital. Denn auch die Teile von bestehenden Werkzeugen, Maschinen, Gebäuden etc., deren Wert noch nicht in Endprodukte übergegangen ist, verlieren durch das neue Produktivitätsniveau an Wert. Auch sie sind schließlich einmal unter Beteiligung von konstantem Kapital produziert worden. Wenn sie aktuell billiger produziert werden könnten, weil Maschinen, Rohstoffe etc. immer günstiger werden, dann sinkt dementsprechend auch der Wert dieses Kapitalteils. Das kann bei teuren Gebäuden, Maschinen etc. einen enormen Wert- und dementsprechenden Ka-

pitalverlust zu Folge haben. Eine teure Maschine, die, sagen wir für 100.000€ erworben wurde, wäre nach der besagten Verbilligung nur noch die Hälfte wert. Geht man davon aus, dass in der laufenden Periode z.B. ein Fünftel von ihr verschlissen wurde, dann beträgt der Verlust immer noch 40.000€. Es kann sogar sein, dass Maschinen völlig entwertet werden, weil es für das entsprechende Einzelkapital unvermeidlich ist, unverzüglich produktivere Maschinen anzuschaffen. Dann würde der Verlust den kompletten Restwert der Maschine - im Beispielfall also 80.000€ - betragen.[18] Wir haben es hier mit dem zu tun, was Marx als »moralischen Verschleiß« bezeichnet hat. Während rein technischer Verschleiß sich dadurch ergibt, dass eine Maschine schlichtweg stofflich aufgebraucht ist, was sowohl durch Benutzung als auch schlicht durch den Zahn der Zeit verursacht wird (vgl. MEW 23, S. 426), entsteht moralischer Verschleiß dadurch, dass durch ein erhöhtes allgemeines Produktivitätsniveau Maschinen, die technisch durchaus noch einsetzbar wären, nicht mehr konkurrenzfähig produzieren können und durch produktivere ersetzt werden müssen. Und genau dadurch wird das Kapital, das noch in der technisch unverbrauchten Maschine steckt, vernichtet oder zumindest stark in seinem Wert herabgesetzt: »Sie (die betreffende Maschine, P.S.) ist damit entwertet.« (ebd., S. 427).

In jeder Hinsicht kommt es also zu einem Wertverfall von Kapitalanteilen, mögen diese noch in den fertigen, aber noch nicht verkauften Waren oder in noch nicht verbrauchtem fixen Kapital stecken. Kapitalakkumulation wird al-

[18] Der stetige Wertverfall sowohl des vorhandenen Sachkapitals als auch der produzierten Waren ist übrigens für den Trend zu immer kürzeren Warenumschlagszeiten (Stichwort Turbokapitalismus) bzw. immer längeren täglichen Maschinenlaufzeiten wesentlich mitverantwortlich. Denn das in den Produktionsmitteln steckende Kapital muss möglichst schnell in die Endprodukte übergehen, und diese müssen wiederum möglichst schnell losgeschlagen werden, um der ständig drohenden Entwertung zuvorzukommen. Das Kapital befindet sich also in einem unablässigen Wettlauf gegen die sich aus den laufenden Produktivitätssteigerungen ergebenden Entwertungen: »Wenn diese Maschinen nun zudem immer schneller wertlos werden, dann kann die Konsequenz nur lauten: Alle Maschinen müssen vom ersten Tag an so intensiv wie irgend möglich ausgelastet werden. Möglichst rund um die Uhr, denn jede Sekunde ist kostbar.« (Reheis 1998, S. 74)

so, sofern sie unvermeidlich Produktivitätssteigerungen mit sich bringt, ganz automatisch von einer permanenten Kapitalvernichtung auf allen Ebenen begleitet. Wenn es also nach Heinrich die Regel sein sollte, dass die Wertminderung des konstanten Kapitalanteils schneller vor sich geht als das Wachstum seines stofflichen Umfangs, dann bedeutete das in letzter Konsequenz nichts anderes als einen flächendeckenden Verfall der gesamtgesellschaftlichen Wertmasse. In diesem Fall weniger, weil das Kapital für eine entsprechende Produktionserweiterung (mit der die Anzahl der Arbeitskräfte und damit die Wertmasse konstant gehalten werden könnte) fehlen würde, sondern vor allem, weil das bereits vorhandene Kapital ständig entwertet wird. Das hatte auch schon Marx im Sinn als er schrieb: »Mit dem gesagten hängt zusammen die mit der Entwicklung der Industrie gegebne Entwertung des vorhandnen Kapitals (d.h. seiner stofflichen Elemente). Auch sie ist eine der beständig wirkenden Ursachen, welche den Fall der Profitrate aufhalten kann, *obgleich sie unter Umständen die Masse des Profits beeinträchtigen kann durch Beeinträchtigung der Masse des Kapitals, das Profit abwirft.*« (MEW 25, S. 246, Klammer im Original, Hervorhebung von mir, P.S.) Damit findet sich bereits bei Marx der Hinweis, dass auch die Profit*masse* für die Krisendynamik eine entscheidende Rolle spielt. Alles in allem würde eine Verbilligung von *c*, welche über die Zunahme ihres stofflichen Umfangs hinausginge, tatsächlich dem Fall der Profit*rate* entgegen wirken. Diese würde nicht sinken, sondern steigen – ohne die Verbilligung von *c* würde sie dagegen sinken. Die Verbilligung des konstanten Kapitals würde also tatsächlich den Fall der Profitrate bremsen, jedoch zugleich einen Verfall der Profit*masse* nach sich ziehen. Aufgrund der Gesamtverbilligung von *c* würde sich nämlich die Masse an Kapital, das aus vergangenen Verwertungsprozessen gezogen werden könnte und für Neuinvestitionen zur Verfügung stünde, radikal vermindern. Das Problem, das aus der immer weiter voranschreitenden Verdrängung lebendiger Arbeit aus dem Produktionsprozess resultiert, wäre also durch die Verbilligung der Produktionsmittel nicht gelöst, sondern würde sich nur verlagern. Mit oder ohne Gesamtverbilligung von *c* gilt also, dass die Produktivitätsentwicklung in

ihrem Fortgang eine selbsttragende Akkumulation früher oder später unmöglich macht.

7.2 Gibt es eine logische Grenze der Verbilligung von c?

Es bleibt immer noch die Frage, ob eine Verbilligung von *c*, welche über die Zunahme ihres stofflichen Umfangs hinausgeht, wirklich die Regel sein kann. Das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate wäre in der Tat dann unhaltbar, wenn die Verbilligung der Elemente von *c* in der Mehrzahl der Fälle stärker ausfiele als die Erhöhung ihres stofflichen Umfangs. Nun behauptet Heinrich im Grunde, dass die Verbilligung des konstanten Gesamtkapitals und die Erhöhung seines stofflichen Umfangs einander äußere Faktoren sind, die bis zu ihrem Aufeinandertreffen in keinerlei Beziehung zueinander stehen. Und da sich bei äußeren, voneinander unabhängigen Faktoren nicht sagen lässt, welcher stärker ist, erscheint das Ergebnis ihres Aufeinandertreffens als empirisches Problem, das logisch nicht voraussagbar ist. Damit ist für Heinrich die Frage, ob das konstante Kapital insgesamt billiger oder teuerer wird und demzufolge die Profitrate fällt oder eben nicht, zumindest grundsätzlich nicht entscheidbar, und folglich gilt das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate als unbewiesen. Dagegen ist einzuwenden, dass die Entwicklungen der beiden Größen, vermittelt über die Reproduktion des Kapitals, in einer engen Wechselbeziehung miteinander stehen. Marx selbst hat bei seiner Darstellung des Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate betont, dass sowohl das Gesetz selber als auch die gegenwirkenden Ursachen – darunter auch die Verbilligung von *c* – allesamt Ergebnisse der Produktivitätsentwicklung seien. Damit aber gibt es eine logische Beziehung vor aller Empirie, und folglich handelt es sich hier mitnichten um voneinander unabhängige Faktoren. Was daher als nächstes ansteht, ist eine genaue Analyse ihrer Beziehung. Die entscheidende Frage dabei ist, ob es – ähnlich wie im Fall des Gesamtarbeitstags im Hinblick auf den relativen Mehrwert – nicht auch hier eine Grenze für die Profitraten-stützende Wirkung der Verbilligung von *c* gibt.

Wie wir uns erinnern, steigt der relative Mehrwert, weil aufgrund der Verbilligung von Konsumgütern die Reproduktionskosten der Ware Arbeitskraft

fallen und ein längerer Teil des Gesamtarbeitstags für die Produktion von Mehrwert ermöglicht wird. Die Verbilligung der Konsumgüter ist wiederum darauf zurückzuführen, dass aufgrund einer höheren Produktivität weniger Arbeit für ihre Herstellung erforderlich ist. Die Mehrwertraten-Steigerung ist also eine Folge der relativen Verdrängung lebendiger Arbeit in derjenigen Abteilung der kapitalistischen Produktion, die für die Herstellung von Lebensmitteln zuständig ist (laut Marx ist das die »Abteilung II«, in welcher die Konsumtionsmittel hergestellt werden). Analog dazu kann auch die Verbilligung der Produktionsmittel c letztlich auf nichts anderem beruhen als auf dem Umstand, dass zu ihrer Produktion ebenso Kosten in Form lebendiger Arbeit verdrängt werden. Hinter der Verbilligung der Produktionsmittel steckt also auch nichts anderes, als dass ihre Produktion mit weniger lebendiger Arbeit auskommt.

Produktivitätsentwicklung besteht bekanntlich darin, dass mit weniger neu zugesetzter Arbeit die gleiche Produktmasse (oder sogar eine größere) geschaffen wird. Dabei sinkt der Wert, den jede einzelne Ware verkörpert, mit der Arbeitsersparnis. Wenn man das als Ausgangspunkt nimmt, kann man die Verbilligung von c als Nebenwirkung der relativen Verdrängung lebendiger Arbeit aus Abteilung I (Abteilung I ist für die Produktion von Produktionsmitteln zuständig) fassen. Im Folgenden wird sich zeigen, dass die Verdrängung lebendiger Arbeitskraft in Abteilung I drei Prozesse auslöst, die ineinander verschränkt sind, sich aber analytisch voneinander trennen lassen.

Um die Verbilligung von c in Reinform zu betrachten, gehen wir davon aus, dass eine neue Technologie eingesetzt wird, die lediglich bei der Produktion von Produktionsmitteln zum Einsatz kommt; Konsumtionsmittel werden also nach der Neuerung weiterhin mit den gleichen Produktionsmitteln wie zuvor hergestellt, deren Herstellung jedoch billiger geworden ist.[19] Ausgehend von Periode

[19] Dies ist eine Einschränkung zuungunsten des hier vertretenen Standpunkts. Würde c auch in der Abteilung II produktiver, dann würden auch dort Arbeitskräfte verdrängt, und die Profitrate des Gesamtkapitals sänke insgesamt noch stärker. Zwar würde dann – im Zuge der hieraus folgendenden Verbilligung der Konsumtionsmittel – auch die Gegentendenz zur Erhöhung der relativen Mehrwertrate einsetzen, aber wie oben gezeigt wurde, ist auch diese ihrerseits nicht geeignet, den Fall der Profitrate

1, in welcher die neuen arbeitskraftsparenden Produktionsmittel selber noch ein letztes Mal mit der alten Technologie produziert werden, werden diese Technologien in Periode 2 erstmalig eingesetzt. Um die drei sich daraus ergebenden, einander gegenläufigen Tendenzen genau zu betrachten, müssen wir die Folgen Schritt für Schritt betrachten und dabei die Produktion von Produktionsgütern sowie ihre Wechselwirkung mit der Produktion von Konsumtionsgütern genau untersuchen. Das soll im Folgenden an einem Beispiel demonstriert werden; dabei kommen wir nicht umhin, auf die von Marx in Band 2 benutzten (nicht sehr beliebten) Reproduktionsschemata zurückzugreifen. Ausgangspunkt ist das Schema 1 aus MEW 24 (S. 396ff.), das die einfache Reproduktion behandelt:

Abteilung	c	v	m	Wert der Produkte $c+v+m$	Organische Zusammensetzung $\frac{c}{v}$	Profitrate $\frac{m}{c+v}$
I	4000	1000	1000	6000	4,0:1	$20,00\%$
II	2000	500	500	3000	4,0:1	$20,00\%$
Gesamtkapital	6000	1500	1500	9000	4,0:1	$20,00\%$

Periode 1 (Abteilung I = Produktionsmittel / Abteilung II = Konsumtionsmittel)

Das in einer bestimmten Produktionsperiode in einer kapitalistischen Gesellschaft eingesetzte gesamte c ist nichts anderes als das in der Vorperiode stofflich wie wertmäßig von Abteilung I erzeugte Produkt.[20] Das erkennt man auch daran, dass der Anteil von c im Gesamtkapital genau dem Gesamtwert des Produktes von Abteilung I entspricht; genauso entspricht der Wert von $v + m$

aufzuhalten. Auch beide Tendenzen (sprich: die Verbilligung von c und Anstieg der relativen Mehrwertrate) gemeinsam sind auf lange Sicht nicht in der Lage, den Profitratenfall aufzuhalten; denn beide Gegentendenzen nutzen sich zusehends ab und tendieren gegen null – was man von der Haupttendenz, sprich: der Zunahme des Umfangs von c, nicht behaupten kann.

[20] Ich argumentiere weiterhin unter der oben (siehe Fußnote 5) gegebenen Voraussetzung, dass c in einer Produktionsperiode vollständig verbraucht wird. Vom fixen Kapital in Form noch nicht vollständig verschlissener Maschinen sowie von Gebäuden etc. wird also weiterhin aus Gründen der Vereinfachung abstrahiert.

beim Gesamtkapital genau dem Wert des Gesamtprodukts von Abteilung II.[21] Dem entsprechen die Grundbedingungen, die Marx (MEW 24, S. 397ff.) an die Reproduktionsschemata unter der Maßgabe der einfachen Reproduktion stellt; das sind: $I_{(v+m)} = II_c$ (Bedingung 1), $I_{(c+v+m)} = I_c + II_c$ (Bedingung 2) sowie $II_{(c+v+m)} = I_{(v+m)} + II_{(v+m)}$ (Bedingung 3).

In Periode 1 wurden in Abteilung I die produktiveren Produktionsmittel erstmalig produziert, aber noch mit Produktionsmitteln älteren Typs und damit (letztmalig) unter dem alten Produktivitätsniveau. In Periode 2 kommen nun erstmalig die neuen Produktionsmittel zum Einsatz und damit ein neuer Produktivitätsschub zum Tragen. Ab jetzt reicht in Abteilung I das halbe Gesamtsarbeitsvolumen $v + m$ zur Herstellung der ursprünglichen Produktmasse aus. Gehen wir davon aus, dass kein Wachstum stattfindet und stattdessen Arbeitskräfte freigesetzt werden, so ergibt sich zunächst das folgende Bild:

Abteilung	c	v	m	Wert der Produkte $c + v + m$	Organische Zusammensetzung $\frac{c}{v}$	Profitrate $\frac{m}{c+v}$
I	4000	500	500	5000	8,0:1	$\sim 11,11\%$
II	2000	500	500	3000	4,0:1	$\sim 20,00\%$
Gesamtkapital	6000	1000	1000	8000	6,0:1	$\sim 14,28\%$

Auswirkung 1: Verdrängung lebendiger Arbeitskraft in Abteilung I

Die erste Auswirkung ist, wie man sieht, eine starke Profitratensenkung in Abteilung I. Hier steigt die organische Zusammensetzung, weil weniger lebendige Arbeitskraft benötigt wird. In Abteilung II bleibt die organische Zusammensetzung gemäß der Ausgangsannahme dagegen unverändert. Insgesamt sinkt die Profitrate.

21 Bei der einfachen Reproduktion wird davon ausgegangen, dass der Mehrwert komplett für den Lebensmittelkonsum der Kapitaleigner verwendet wird, sodass dieser gemeinsam mit den Kosten für die Arbeitskräfte genau dem Produkt der Konsumtionsmittelabteilung entspricht.

Was noch nicht berücksichtig wurde, ist die Verbilligung der Produktionsmittel, die daraus folgt, dass diese nun mit weniger Arbeitskraft hergestellt werden können. In unserem Beispiel ist der Wert der Produktionsmittel auf fünf Sechstel seines Ausgangswertes gefallen. Dabei handelt es sich um die zweite Auswirkung:

Abteilung	c	v	m	Wert der Produkte $c+v+m$	Organische Zusammensetzung $\frac{c}{v}$	Profitrate $\frac{m}{c+v}$
I	3333	500	500	4333	6,66:1	$\sim 13,04\%$
II	1666	500	500	2666	3,33:1	$\sim 23,08\%$
Gesamtkapital	5000	1000	1000	7000	5,0:1	$\sim 16,66\%$

Auswirkung 2: Verbilligung der eingesetzten Produktionsmittel in beiden Abteilungen

In beiden Abteilungen schrumpfen die Kosten der Produktionsmittel. Das ist die Gegenbewegung, von der Marx in MEW 23 (S. 245f.) spricht. Mit ihr sinkt die organische Zusammensetzung wieder, weil das in beiden Abteilungen eingekaufte c (sowohl mengenmäßig als auch qualitativ sind das noch die gleichen Maschinen und Rohstoffe wie vorher) an Wert verloren hat. Sowohl Marx als auch Heinrich weisen auf diese »Verwohlfeilerung der Elemente des konstanten Kapitals« (ebd.) hin. Aber mit Marx und gegen Heinrich wird erkennbar, dass sich diese Gegenbewegung in Form der Verbilligung von c erkennbar schwächer auswirkt als die Einsparung von Arbeitskräften und der damit zusammenhängende Profitratenfall in Abteilung I. Mit einem Wert von 16,66 liegt die Profitrate des Gesamtkapitals immer noch bedeutend niedriger als in der Ausgangssituation. Die Verbilligung der Produktionsmittel vermag also nicht die relative Verdrängung lebendiger Arbeitskraft vollständig zu kompensieren.

Aber damit nicht genug. Aufmerksamen Lesern bzw. bewanderten Marx-Kennern wird außerdem auffallen, dass bisher die beiden oben genannten Gleichgewichtsbedingungen – sprich: dass einerseits der Anteil von c im Gesamtkapital genau dem Gesamtwert des Produkts von Abteilung I sowie andererseits der Wert von $v + m$ beim Gesamtkapital genau dem Wert des Gesamtprodukts von

Abteilung II zu entsprechen hat – hier nicht erfüllt sind. Das liegt daran, dass der relative Bedarf an Konsumtionsmitteln aufgrund der Verdrängung lebendiger Arbeit in Abteilung I (sprich: bei der Produktionsmittelproduktion) sinkt. Abteilung II muss im Verhältnis zu Abteilung I also so lange schrumpfen, bis sich auf der Grundlage der veränderten organischen Zusammensetzungen in den beiden Abteilungen ein neuer Gleichgewichtszustand zwischen diesen ergibt:

Abteilung	c	v	m	Wert der Produkte $c + v + m$	Organische Zusammensetzung $\frac{c}{v}$	Profitrate $\frac{m}{c+v}$
I	3333	500	500	4333	6,66:1	$\sim 13,04\%$
II	1000	300	300	1600	3,33:1	$\sim 23,08\%$
Gesamtkapital	4333	800	800	5933	5,42:1	$\sim 15,59\%$

Auswirkung 3: Wiederherstellung des Proporzes zwischen den beiden Abteilungen

Jetzt entspricht der Anteil von c im Gesamtkapital genau dem Gesamtwert des Produkts von Abteilung I sowie der Gesamtwert der konsumierten Lebensmittel ($v + m$) wieder dem Gesamtwert des Produkts von Abteilung II. Durch diese Angleichung ist zwar in jeder Abteilung für sich genommen die organische Zusammensetzung des Kapitals gleichgeblieben, genauso wie die jeweilige Profitrate; da jedoch der Umfang derjenigen Abteilung mit der höheren Profitrate im Verhältnis zu jener Abteilung mit der niedrigeren Profitrate abgenommen hat, sinkt in der Gesamtrechnung nochmals die Profitrate. Jetzt hat sie sich (bis zur nächsten Produktivitätserhöhung) endgültig auf einen Wert von 15,59 Prozent eingependelt. Dabei sehen wir, dass die Profitrate insgesamt gefallen ist.

Insgesamt sehen wir, dass der Anstieg des stofflichen Umfangs von konstantem Kapital c *logisch* mit der Verbilligung eben dieses konstanten Kapitals zusammenhängt. Es verhält sich also keineswegs so, dass die Relation zwischen diesen beiden Bewegungen, wie Heinrich behauptet, bloß ein äußeres und damit empirisches Verhältnis darstellt. Vielmehr haben wir es mit einem inneren Zusammenhang zu tun, was wiederum Prognosen über die tendenzielle Entwicklung von c ermöglicht. Es verhält sich dabei so, dass die Verbilligung der Produktionsmittel

(sprich: des konstanten Kapitals c) auf Einsparungsmöglichkeiten beruht, die sich – ähnlich wie der relative Mehrwert – asymptotisch gegen null bewegen. Der Grund für diese Verbilligung besteht in der Einsparung von Arbeitskräften in Abteilung I, sprich: eben derjenigen Abteilung der Produktion, die für die Herstellung von c zuständig ist. Der entsprechende Anteil dieser Arbeitskräfte schrumpft kontinuierlich mit der Entwicklung der Produktivität. Und weil ihr Anteil mit steigender Produktivität immer kleiner wird, gilt, dass der Anteil dieser Arbeitskräfte immer weiter schrumpft. Ähnlich wie bei der relativen Mehrwertproduktion wächst die Ersparnis dabei nicht proportional zur Produktivität, sondern lediglich um den (immer weiter schrumpfenden) Anteil an lebendiger Arbeit, der in Abteilung I eingespart werden kann. Darüber hinaus führt ein Schrumpfen der Zahl der benötigten Arbeitskräfte in Abteilung I zu einer Schrumpfung der Konsumtionsmittel produzierenden Abteilung II.

Während so die Gegentendenzen zum Fall der Profitrate immer weiter abgeschwächt werden, bleibt das eigentliche Movens der Profitratensenkung – die Erhöhung der Wertzusammensetzung $\frac{c}{v}$ – vom absoluten Schwund der Arbeitskräfte in Abteilung I unangetastet. Bei der Wertzusammensetzung handelt es sich nämlich nicht um eine absolute Größe, sondern um eine Relation, die gerade durch das Schrumpfen von v gegen null immer größer wird.[22] Alles in allem kann also der tendenzielle Fall der Profitrate nicht durch die Tendenz zur Verbilligung des konstanten Kapitals c aufgehalten werden. Was zu beweisen war.

8. Zusammenfassung

Anhand einer Reihe von Rechenbeispielen konnte mathematisch exakt gezeigt werden, dass weder eine Erhöhung der relativen Mehrwertrate $\frac{m}{v}$ noch die Verbilligung des konstanten Kapitals c die Kraft haben, den Fall der Profitrate

[22] Somit hätte sich Heinrichs Rechenexempel, das oben im Abschnitt »Michael Heinrichs Einwand gegen das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate« vorgestellt wurde, gegen diesen selbst gewandt.

aufzuhalten. Anders als Michael Heinrich bis heute wiederholt behauptet, sind beide Gegentendenzen grundsätzlich nicht in der Lage, den proportionalen Anstieg des konstanten Kapitals c zu kompensieren.

Darüber hinaus wurde gezeigt, dass die Abnahme der Wertmasse – und mit ihr der Profitmasse – für die Bestimmung der Krisendynamik von höchster Wichtigkeit ist. Die Gesamtbewegung des Kapitals schließt bekanntlich eine ständige Erhöhung der Produktivität ein, die immer mehr lebendige Arbeitskraft aus dem Produktionsprozess ausschließt. Dadurch fällt nicht nur die Profitrate, sondern darüber hinaus gehen Produktivitätserhöhungen auch immer mit einer Wertminderung der Produkte einher. Dem Kapital steht angesichts sinkender Wertmasse pro einzelnem Produkt nur ein einziger Weg offen, dem Schrumpfen der Gesamtwertmasse zu entgehen: Es muss die Produktion erweitern. Eine Krise tritt dann ein, wenn der Warenausstoß nicht mehr in dem Maße gesteigert werden kann, das erforderlich ist, um trotz des sinkenden Werts der Einzelwaren die Gesamtmehrwertmasse insgesamt wachsen zu lassen. Dann versagt der einzig mögliche Kompensationsmechanismus, über den das Kapital gegenüber der allgemeinen Tendenz der Wertminderung verfügt.

Besonders brisant ist die Zusammenschau von abnehmender Wertmasse und Fall der Profitrate. Nimmt man nämlich beide Phänomene zusammen, dann folgt daraus zwingend, dass an einem bestimmten Umschlagpunkt ($\Delta c = m$) der erzielte Mehrwert (m) nicht mehr ausreicht, um genügend Produktionsmittel (c) für die Folgeperiode zu erwerben. Jenseits dieses Umschlagpunkts machen die Produktivitätssteigerungen höhere Neuinvestitionen erforderlich, als zuvor an Mehrwert erzielt werden kann. Damit ist eine selbsttragende Kapitalakkumulation unmöglich geworden. Jetzt ist das Kapital nicht mehr in der Lage, die erforderlichen Neuinvestitionen aus seiner eigenen Mehrwertabschöpfung zu finanzieren. Der einzige Ausweg, den das Kapital dann noch beschreiten kann – und faktisch längst beschritten hat – ist die Ausflucht in die abenteuerliche Welt des fiktiven Kapitals.

Literatur

Heinrich, Michael: Untergang des Kapitalismus? Die »Krisis« und die Krise. In: Streifzüge 1/1999.
Online: http://www.krisis.org/1999/untergang-des-kapitalismus

Heinrich, Michael: Neues vom Weltuntergang? In: Streifzüge 2000/2.
Online: http://www.krisis.org/2000/neues-vom-weltuntergang

Heinrich, Michael: Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung. Schmetterling Verlag, Stuttgart 2005.

Heinrich, Michael: Die Wissenschaft vom Wert, 2. erw. Auflage. Westfälisches Dampfboot, Münster 2006 [1999]

Lohoff, Ernst: Staatskonsum und Staatsbankrott, 1989.
Online: http://www.krisis.org/1989/staatskonsum-und-staatsbankrott

Lohoff, Ernst; Trenkle, Norbert: Die große Entwertung. Münster 2012

Marx, Karl: Das Kapital Bd. 1, MEW 23, Berlin 1983a [1890]

Marx, Karl: Das Kapital Bd. 2, MEW 24, Berlin 1983b [1893]

Marx, Karl: Das Kapital Bd. 3, MEW 25, Berlin 1988 [1894]

Marx, Karl: Theorien über den Mehrwert Bd. 2, MEW 26.2, Berlin 1968

Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, MEW 42, Berlin 1983c

Ortlieb, Claus Peter: Ein Widerspruch von Stoff und Form. Zur Bedeutung des relativen Mehrwerts für die finale Krisendynamik. 2008. Online:
http://www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=autoren&index=3&posnr=382

Reheis, Fritz: Die Kreativität der Langsamkeit. Darmstadt 1998

Rosdolsky, Roman: Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen »Kapital«. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main, Köln 1968 (drei Bände, durchgehend paginiert)

Ernst Lohoff

Auf Selbstzerstörung programmiert

Über den inneren Zusammenhang von Wertformkritik und Krisentheorie in der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie

Zusammenfassung

Es verwundert nicht, dass angesichts der immer neuen Krisenschübe, die seit Herbst 2008 das kapitalistische Weltsystem erschüttern, das Interesse an der jahrzehntelang vergessenen Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie allmählich neu erwacht. Wie kein anderer theoretischer Ansatz ist sie dazu in der Lage, diese aus Sicht der herrschenden Ökonomietheorie unverständliche historische Situation zu erklären. Allerdings wird vor allem in der linken Marx-Diskussion genau diese Möglichkeit verspielt. Ausgerechnet das Marx'sche Verständnis des Kapitalismus als einer von inneren Widersprüchen gekennzeichneten Produktionsweise, die dazu verurteilt ist, an sich selbst zu scheitern, wird entweder ganz entsorgt oder bis zur Unkenntlichkeit entschärft.

Der vorliegende Text insistiert demgegenüber auf dieser krisentheoretischen Dimension und deren innerem Zusammenhang mit dem Dreh- und Angelpunkt der Kritik der Politischen Ökonomie, der Kritik an der kapitalistischen Reichtumsform des Werts. Wird der spezifisch historische Charakter dieser Reichtumsform konsequent herausarbeitet und die abstrakte Arbeit als wertsetzende Tätigkeitsform mit historisiert, tritt damit auch deren innere Selbstzerstörungstendenz zutage. Der Marx'sche Gedanke einer dem Kapital gesetzten »immanenten Schranke« geht keineswegs, wie häufig angenommen, im »Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate« auf. Schon bei Marx fügt sich dieser Argumentationsstrang in weitergehende Überlegungen ein. Die vom Kapital selber ins Werk gesetzte Produktivkraftentwicklung untergräbt die Grundlage

der Wertproduktion, indem sie auf die »Aufhebung der Privatarbeit« zusteuert. Der Aufsatz zeichnet diesen grundlegenden Zusammenhang nach und setzt sich zugleich mit der Frage auseinander, wieso die Wertformkritik der frühen 1970er Jahre ihn nicht wahrgenommen hat und warum die daran anknüpfenden Theorieansätze (»Neue Marx-Lektüre«) ihn vollends negieren.

Die Marx'sche Krisentheorie zieht sich als roter Faden durch das gesamte System der Kritik der Politischen Ökonomie und ist ebenso wie diese unabgeschlossen geblieben. Vor allem die Frage, welche Bedeutung dem Kreditwesen und der Bewegung des fiktiven Kapitals im Krisenprozess zukommt, wird nur am Rande berührt. Doch gerade in dieser Hinsicht ist seit dem 19. Jahrhundert eine ganz neue, Marx noch völlig unbekannte Krisendimension entstanden, die den aktuellen Krisenprozess entscheidend prägt und die mit einem Wechsel der Geldware verbunden ist. Mit der Ablösung vom Gold hat sich das Geld keinesfalls in ein bloßes Zeichen verwandelt, sondern hat nun die bei den Zentralbanken akkumulierten Schuldtitel zur Grundlage. Damit verschiebt sich aber der Krisenprozess auf die Ebene des Geldmediums selbst. Der vorliegende Text zeigt, dass gerade an diesem Punkt die Kritik der Politischen Ökonomie über den bei Marx erreichten Stand hinauszutreiben ist, wenn sie für die Erklärung der aktuellen Krise wirklich fruchtbar gemacht werden soll.

1. Der Stellenwert der Krisentheorie für die Kritik der Politischen Ökonomie.

Marx hat keine positive Wirtschaftstheorie neben anderen positiven Wirtschaftstheorien entwickelt, sondern eine radikale, mit deren Grundannahmen brechende Kritik der Politischen Ökonomie, also dessen, was heute gemeinhin »Volkswirtschaftslehre« genannt wird. Smith, Ricardo, Say und Co. hatten in der kapitalistischen Produktionsweise ein ebenso überhistorisch gültiges wie harmonisches System der Reichtumsproduktion erkennen wollen. Marx betrachtete diese dagegen als eine historisch-spezifische, von inneren Widersprüchen gekennzeichnete Wirtschaftsweise. Dieser Gegensatz kommt bereits bei der Behandlung der kapitalistischen Basiskategorie zum Tragen. Marx und die bürgerlichen Ökonomen gehen von diametral entgegengesetzten Auffassungen des Wertbegriffs aus. Während diese den Wert als eine natürliche und ewig gültige Größe behandeln, dechiffrierte Marx ihn als eine ganz eigentümliche gesellschaftliche Beziehungsform, die nur im Kapitalismus existiert. Wert ist seinem Wesen nach die Form der Vermittlung zwischen isolierten Privatproduzenten, die ihren gesellschaftlichen Zusammenhang bewusstlos, hinter ihrem eigenen Rücken herstellen.

Diese fundamentale Differenz hat weitreichende Implikationen, auch und ganz besonders, was die Einschätzung der kapitalistischen Krisen betrifft. Aufgrund ihrer unterschiedlichen Auffassungen vom Wert haben die bürgerliche Ökonomietheorie und die Marx'sche Kritik der Politischen Ökonomie diametral entgegengesetzte Zugänge zu dieser für die Kapitalismusanalyse zentralen Frage. Einem Denken, das die kapitalistische Reichtumsform als natürlich und unhintergehbar mystifiziert, müssen Krisen als Ergebnis äußerer Störungen des Wirtschaftslebens durch marktfremde Kräfte erscheinen oder als Ergebnis von ordnungspolitisch bedingten Fehlentwicklungen in bestimmten Marktsektoren. Die erste Deutungsvariante vertrat bereits Adam Smith. Der Urvater der Nationalökonomie kannte nur zwei mögliche Krisenursachen. Nach seiner Auffassung sind für die Erschütterungen des Wirtschaftslebens entweder

Naturkatastrophen wie Missernten verantwortlich, oder die Gesellschaft wird mit Krisen dafür bestraft, dass sie sich an den Marktimperativen versündigt hat – eine bis heute von der Neoklassik ungebrochen vertretene Sicht. Vom Standpunkt der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie, die den Kapitalismus als ein von inneren Widersprüchen gekennzeichnetes fetischistisches Wirtschaftssystem begreift, bietet sich ein ganz anderes Bild. Zum einen sind Krisen ein spezifisch kapitalistisches Phänomen. Nur Gesellschaften, die der kapitalistischen Reichtumsform unterworfen sind, kennen so etwas wie genuine Krisen, die dem Wirtschaftsleben selber entspringen: »In Zuständen, wo Männer für sich selbst produzieren, gibt es in der Tat keine Krisen, aber auch keine kapitalistische Produktion. Wir haben auch nie gehört, daß die Alten mit ihrer Sklavenproduktion jemals Krisen kannten, obgleich einzelne Produzenten, auch unter den Alten, Bankrott machten« (MEW 26.2, 503).[1] Zum anderen handelt es sich bei den Krisen um das notwendige praktische Resultat der inneren Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise: »Und dies ist bei der Betrachtung der bürgerlichen Ökonomie das Wichtige. Die Weltkrisen müssen als die reale Zusammenfassung und gewaltsame Ausgleichung aller Widersprüche der bürgerlichen Ökonomie gefaßt werden« (MEW 26.2., S. 510). Folgt man Marx, so wird das Wesen der kapitalistischen Produktionsweise nirgends so deutlich, wie in den großen Weltmarkterschütterungen: »In den Weltmarktkrisen bringen es die Widersprüche und Gegensätze der bürgerlichen Produktion zum Eklat« (MEW 26.2., S. 500). Gerade in den Krisen tritt der wahre Charakter der bürgerlichen Produktionsweise zutage, denn diese machen die inneren Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise sichtbar, indem sie für deren einstweilige Entladung sorgen: »Die Krisen sind immer nur momentane gewaltsame Lösungen der vorhandnen Widersprüche, gewaltsame Eruptionen, die das gestörte Gleichgewicht für den Augenblick wiederherstellen« (MEW 25, S. 259).

[1] Der heutige Leser stolpert natürlich insofern über den ersten der beiden hier zitierten Sätze, als Marx den produzierenden Menschen mit dem produzierenden Mann identifiziert. Dass er sich mit dieser Reduktion als Kind einer noch ungebrochen patriarchalen Epoche erweist, entwertet aber selbstverständlich nicht die Kernaussage: Ökonomische Krisen sind ein genuin kapitalistisches Phänomen.

Marx' intensive Beschäftigung mit den Krisen war also weit mehr als eine persönliche Obsession. Die Krisen spielen vielmehr aus theorieimmanenten Gründen eine Schlüsselrolle in seinem Werk. Wenn die kapitalistische Produktionsweise als eine ihrem Wesen nach in sich widersprüchliche Form der Reichtumsproduktion zu fassen ist, dann muss sich dieses Wesen auch immer wieder bemerkbar machen, und genau dafür stehen die periodischen Krisen. Nimmt man die Marx'sche Kritik des Werts ernst, ist ein krisenfreier Kapitalismus undenkbar. Gelänge es dem kapitalistischen Weltsystem seine Krisenanfälligkeit zu überwinden, so wäre damit die Kritik der Politischen Ökonomie schon im Ansatz falsifiziert.

Die Marx'sche Kritik der Politischen Ökonomie geht davon aus, bei der kapitalistischen Produktionsweise handle es sich um eine »relative Produktionsweise« (Marx), also um eine vergängliche Form des Wirtschaftens. In dieser Annahme steckt noch eine weitere krisentheoretische Implikation. Krisen sind auf dem Boden der kapitalistischen Produktionsweise nicht nur unaufhebbar, sie unterliegen darüber hinaus einer eindeutigen Entwicklungstendenz. Mit dem Fortgang der kapitalistischen Entwicklung müssen die Krisen an Tiefgang und letztlich auch an Heftigkeit gewinnen.

Diesen Grundgedanken hat Marx schon in den 1840er Jahren formuliert. So heißt es etwa im Kommunistischen Manifest: »Wodurch überwindet die Bourgeosie die Krisen? Einerseits durch die erzwungene Vernichtung einer Masse von Produktivkräften; anderseits durch die Eroberung neuer Märkte. Wodurch also? Dadurch, daß sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert« (MEW 4, S. 468). Eine kohärente, theoretisch fundierte Begründung hat allerdings erst der »reife Marx« in seinen diversen ökonomiekritischen Schriften nachgeschoben.[2] Dort arbeitet er mehrfach heraus, dass für die kapitalistische Entwicklung ein höchst dyna-

[2] Der »reife Marx« hat gegenüber dem »jungen Marx« seine Argumentation nur insofern revidiert, als er nicht mehr wie noch im Kommunistischen Manifest das Klassensubjekt Bourgeosie bemüht, sondern das Kapital konsequent als »automatisches Subjekt« behandelt. So heißt es im 3. Band des Kapitals: »Die kapitalistische Produktion strebt beständig, diese ihr immanenten Schranken zu überwinden, aber sie überwindet sie

mischer Grundwiderspruch bestimmend ist, der umso schärfer hervortreten muss, je weiter die kapitalistische Produktionsweise bereits entfaltet ist, was sich an den Krisenverläufen bemerkbar macht: »Der Widerspruch ganz allgemein ausgedrückt, besteht darin, daß die kapitalistische Produktionsweise eine Tendenz einschließt nach absoluter Entwicklung der Produktivkräfte, abgesehn vom Wert und den in ihm eingeschloßnen Mehrwert, auch abgesehn von den gesellschaftlichen Verhältnissen, innerhalb deren die kapitalistische Produktion stattfindet; während sie andrerseits die Erhaltung des existierenden Kapitalwerts und seine Verwertung im höchsten Maß (d.h. stets beschleunigten Anwachs dieses Werts) zum Ziel hat« (MEW 25, S. 259). Noch etwas genauer hat Marx diese Kernthese seiner Kritik der Politischen Ökonomie einige Jahre zuvor in den *Grundrissen* auf den Punkt gebracht: »Das Kapital ist selbst prozessierender Widerspruch dadurch, daß es die Arbeitszeit auf ein Minimum zu reduzieren strebt, während es andrerseits die Arbeitszeit als einziges Maß und Quelle des Reichtums setzt« (MEW 42, S.601).

Diesen prozessierenden Widerspruch hat Marx im Auge, wenn er schreibt: »Die wahre Schranke der kapitalistischen Produktion ist das Kapital selbst« (MEW 25, S. 260). Die vom Kapital ins Werk gesetzte Produktivkraftentwicklung wird demnach früher oder später mit der bornierten kapitalistischen Reichtumsform unvereinbar. Die Produktion kommt entweder in immer gewaltigeren Krisen zum Erliegen oder die Gesellschaft emanzipiert sich von der kapitalistischen Reichtumsform und organisiert als »Assoziation freier Produzenten« den »Stoffwechselprozeß von Mensch und Natur«.

Zur Konkretisierung und Präzisierung dieses Gedankens einer dem Kapital immanenten historischen Schranke hat Marx in seinen ökonomiekritischen Schriften vor allem zwei Argumentationsstränge entwickelt. Der erste Argumentationsstrang bestimmt die historische Schranke *qualitativ*. In seiner Jagd nach immer höherer Produktivität leitet das Kapital einen Wechsel der Hauptproduktivkraft ein, der die Grundlage des Wertverwertungssystems zerstört.

---

nur durch Mittel, die ihr diese Schranken aufs neue und auf gewaltigerem Maßstab entgegenstellen.« (MEW 25, S. 260)

Die kapitalistische Produktionsweise, so der in den *Grundrissen* am klarsten herausgearbeitete Kerngedanke, kann sich nur reproduzieren, solange sie trotz aller Revolutionierung der Produktivkräfte ihre Voraussetzung reproduziert: »Ihre Voraussetzung ist und bleibt – die Masse unmittelbarer Arbeitszeit als der entscheidende Faktor der Produktion des Reichtums« (MEW 42, S. 600). »Die auf dem Tauschwert ruhnde Produktion« stößt in dem Maß auf eine unüberwindliche, absolute Schranke und »bricht zusammen« (MEW 42, S.601), wie die Wissenschaft und ihre Anwendung die unmittelbare Produktionsarbeit als wichtigste Produktivkraft ablöst. Marx greift nicht von ungefähr zu einer derart drastischen Vokabel wie *Zusammenbruch*: Denn wenn »der Arbeiter« auf einer bestimmten Stufe der Produktivkraftentwicklung auf breiter Front »neben den Produktionsprozeß (tritt), statt sein Hauptagent zu sein« (MEW 42, S. 601), heißt das nichts anderes, als dass die Quelle der Wertproduktion ein für allemal im Versiegen begriffen ist.

Der Wert ist die spezifisch kapitalistische Reichtumsform, und der einzige Inhalt der kapitalistischen Produktionsweise besteht in dessen Selbstvermehrung. Es gibt immer Einzelkapitale, die dieses Ziel verfehlen und deswegen untergehen. Fernerhin gibt es in der kapitalistischen Entwicklung immer wieder Phasen, in denen gleich massenhaft Einzelkapitalen dieses Schicksal widerfährt und die Expansionsbewegung des Gesamtkapitals unterbrochen wird – das sind die periodischen Krisen. Der Prozess, den Marx hier im Auge hat, ist indes von weit dramatischerer Reichweite. Das Kapital steuert auf einen historischen Umschlagspunkt zu, an dem die Wert- und Mehrwertmasse im historischen Trend *absolut* zu sinken beginnt – und das ist in der Tat identisch damit, dass die kapitalistische Reichtumsform historisch unhaltbar wird.

Der zweite krisentheoretische Argumentationsstrang rückt die Frage ins Zentrum, wie sich die Produktivkraftentwicklung bei den fungierenden Kapitalen auf das *relative Verhältnis* der verschiedenen Kapitalbestandteile auswirkt und welche Folgen das wiederum für das Ziel der Wertverwertung hat, solange die unmittelbare Produktionsarbeit die Rolle der Hauptproduktivkraft behält. Der Befund fällt hier weit weniger dramatisch aus. Die Produktivkraftentwicklung

führt unter dieser Voraussetzung lediglich zu einem »tendenziellen Fall der Profitrate«. In die Zukunft verlängert, so Marx' Überlegung wirke dieser narkotisierend auf das System der kapitalistischen Reichtumsproduktion. Das »Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate« zu Ende gedacht, führe den Kapitalismus in ein Stadium, in dem »das belebende Feuer der Produktion erloschen« wäre. »Sie (die kapitalistische Produktion, E.L.) würde einschlummern« (MEW 25, S. 269), was ganz offensichtlich etwas ganz anderes ist, als von »Zusammenbruch« zu sprechen. Wie aber passen dann diese beiden Argumentationen zusammen? Oder: Passen sie überhaupt zusammen? Diese Frage soll im Folgenden näher untersucht werden.

2. Die Krisentheorie im traditionellen Marxismus

In einem an Ferdinand Lassalle gerichteten Brief von 1858 legte Marx bereits lange vor der Veröffentlichung des 1. Bandes des *Kapitals* klar, was sein Hauptwerk leisten soll: »Die Arbeit, um die es sich zunächst handelt, ist Kritik der ökonomischen Kategorien oder, if you like, das System der bürgerlichen Ökonomie kritisch dargestellt. Es ist zugleich Darstellung des Systems und durch die Darstellung Kritik desselben« (MEW 29, S. 550). Und auch im *Kapital* hat Marx kein Geheimnis daraus gemacht, dass sein Bruch mit der bürgerlichen Nationalökonomie schon die Basiskategorie betrifft und sein Wertbegriff sich fundamental von der Arbeitswertlehre Smiths und Ricardos unterscheidet. Im 1. Band des *Kapitals* stößt er sich jedenfalls explizit von der klassischen Arbeitswerttheorie ab und ordnet diese theoriegeschichtlich folgendermaßen ein:

> »Die politische Ökonomie hat nun zwar, wenn auch unvollkommen, Wert und Wertgröße analysiert und den in diesen Formen versteckten Inhalt entdeckt. Sie hat niemals auch nur die Frage gestellt, warum dieser Inhalt jene Form annimmt, warum sich also die Arbeit im Wert und das Maß der Arbeit durch ihre Zeitdauer in der Wertgröße des Arbeitsprodukts darstellt« (MEW 23, S. 94).

Während Marx also die Wertform als ein Spezifikum der kapitalistischen Gesellschaft begreift und mühsam ihre Mysterien dechiffriert, haben die bürgerlichen Ökonomen diese immer als selbstverständlich vorausgesetzt und bleiben daher blind für den Fetischcharakter der herrschenden Produktionsweise.

So eindeutig diese Abgrenzung auch ist, die Marxrezeption ist über sie weitgehend hinweggegangen und hat kaum zur Kenntnis genommen, dass Marx einen völlig anderen Standort bezieht als die klassischen bürgerlichen Ökonomen. Die Gegner der Marx'schen Theorie betrachten die Kritik des Werts durchgängig als eine Variante der positiven objektiven Arbeitswertlehre Ricardos, aber auch das Gros der Marxisten folgt im Grunde dieser Sichtweise.[3] Nur eine verschwindende Minderheit unter den Marxisten hat den fundamentalen Bruch mit der klassischen Nationalökonomie überhaupt erkannt, den Marx vollzogen hat, indem er eine radikale Kritik der kapitalistischen Reichtumsform zur Grundlage seiner Kritik der Politischen Ökonomie machte.

Warum der klassische Arbeiterbewegungsmarxismus des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts für den eigentlichen Kern der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie wenig Verständnis aufbrachte, lässt sich historisch erklären. Er griff aus diesem Theoriegebäude vornehmlich jene Elemente heraus, die geeignet waren, die Bestrebungen der Arbeiterbewegung zum Inbegriff menschlicher Emanzipation zu überhöhen und den Klassengegner zu delegitimieren. Nichts taugte dazu aber so gut wie die Vorstellung von der Rolle der Arbeit als Schöpferin aller Werte. Dementsprechend rückte der Arbeiterbewegungsmarxismus die logisch eigentlich nachgeordnete Lehre vom Mehrwert ins Zentrum seiner Weltanschauung. Marx' größte theoretische Leistung, seine Kritik der Wertform und des Warenfetischs, fiel dagegen unter den Tisch. Weil sie den gemeinsamen Bezugsrahmen in Frage stellt, in dem das Ringen von Arbeiter- und Kapitalistenklasse stattfindet, bot sie vom Standpunkt der Arbeit aus keinerlei

[3] Das gilt vor allem für den klassischen Arbeiterbewegungsmarxismus. Einer der wenigen Autoren, die sich am Problem der kapitalistischen Reichtumsform abgearbeitet haben, war I.I. Rubin, mit seinen schon in den 1920er Jahren veröffentlichten »Studien zur Marxschen Werttheorie« (Rubin 1973).

Nutzen und wurde dementsprechend als eine vernachlässigbare »esoterische« Übung behandelt.

Zwischen der Marx'schen Krisentheorie und der fundamentalen Kritik der kapitalistischen Reichtumsform besteht jedoch ein enger Zusammenhang. Dass der traditionelle Marxismus ausgerechnet mit der Grundlage der Marx'schen Gesellschaftskritik nichts anzufangen wusste, hinterließ dementsprechend auch in seiner Rezeption der dazugehörigen Krisentheorie deutliche Spuren. Diese spart zentrale Elemente aus. Vor allem die Vorstellung, das Kapital sei seine eigene Schranke und zerstöre als »automatisches Subjekt« schließlich die Grundlagen der kapitalistischen Produktionsweise, blieb für den Arbeiterbewegungsmarxismus stets ein Fremdkörper, weil sie in Widerspruch zur marxistischen Klassenemphase stand. Soweit der Marxismus der 2. und 3. Internationale in scheinbarer Anlehnung an die Marx'sche Ökonomiekritik davon sprach, das Kapital schaufle an seinem eigenen Grab, stellte er die dort entwickelte Argumentation dementsprechend geradezu auf den Kopf. (Vgl. Kurz, Lohoff 1989) Der Kritik der Politischen Ökonomie zufolge scheitert die kapitalistische Produktionsweise letztlich an dem ihr inhärenten Trend, im Fortgang ihrer Entwicklung die Masse der verausgabten lebendigen Arbeit zu verringern und damit ihre eigene Wertbasis zu schmälern. Aus der Perspektive des traditionellen Marxismus bereitet das Kapital das Ende seiner Herrlichkeit höchstens insofern selber mit vor, als seine eigene Entwicklung mit der Entwicklung eines immer mächtigeren äußeren Gegners einhergeht. Der Kapitalismus schafft eine Arbeiterklasse, die an Zahl und Bewusstheit angeblich beständig zunimmt und die berufen ist, als eine Art kollektiver Demiurg die alte kapitalistische Gesellschaft zu zertrümmern, um eine neue, sozialistische an ihre Stelle zu setzen. Die kapitalistischen Krisen spielen in diesem Weltbild bestenfalls eine nachgeordnete Rolle. Krisen verweisen nicht als solche auf die aus ihren eigenen inneren Widersprüchen resultierende Unhaltbarkeit der kapitalistischen Produktionsweise. Eine wirkliche Gefahr für das kapitalistische System stellen sie nur insofern dar, als sie die Arbeiterklasse verstärkt auf den Plan rufen sollen. Die eigentliche historische Bedeutung der Krisen liegt nach dem klassischen arbeiterbewegungsmarxistischen Deutungs-

muster darin, dass sie und ihre sozialen Folgen dem Proletariat alle Illusionen über die Reformierbarkeit des Kapitalismus rauben und es für die revolutionäre Aktion wachrütteln.

3. Das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate und die Entschärfung der Marx'schen Krisentheorie

Wie bereits erwähnt, enthalten Marx' ökonomiekritische Schriften zwei Argumentationsstränge, die beide den Gedanken einer dem Kapital immanenten historischen Schranke verfolgen. Da diese allerdings dem Grunddogma des Arbeiterbewegungsmarxismus – dem Glauben an die Arbeiterklasse als das revolutionäre Subjekt der Geschichte – zuwiderlaufen, wurden sie dort nur insoweit aufgegriffen, wie sie sich aus ihrem eigentlichen theoretischen Kontext herauslösen ließen.

Der Gedanke, die auf dem Wert beruhende Produktionsweise zerstöre sich selbst, indem sie einen Wechsel der Hauptproduktivkraft von der Arbeit hin zur Anwendung des Wissens einleite, ließ sich aber nicht auf die Legitimationsbedürfnisse des Arbeiterbewegungsmarxismus zurechtstutzen. Wie man es auch dreht und wendet: dass die kapitalistische Produktionsweise ausgerechnet dann ihre historische Schranke erreicht haben soll, wenn die unmittelbare Produktionsarbeit an Bedeutung verliert, ist eine Ketzerei am Glauben an die Arbeiterklasse als Schöpferin aller Werte. Was würde dann aus der heiligen Mission der Arbeiterklasse, dem Kapitalismus den Garaus zu machen? Solche Überlegungen erscheinen vom Standpunkt des Arbeiterbewegungsmarxismus aus geradezu absurd. Folgerichtig hat dieser Marx' theoretische Überlegungen dazu vollkommen ausgeblendet. Selbst die schlimmsten Abweichler und Querköpfe innerhalb des arbeiterbewegungsmarxistischen Lagers sind nie auf die Idee gekommen, dass Marx überhaupt in Erwägung gezogen haben könnte, die auf dem Wert beruhende Produktionsweise könnte ausgerechnet am Verschwinden dessen

zugrunde gehen, wofür die Arbeiterklasse nun einmal steht: der unmittelbaren Produktionsarbeit.[4]

Die Marxisten haben eine lebhafte Debatte über den Charakter der periodischen Krisen geführt und mal das eine, mal das andere Moment der Marx'schen Krisenanalyse für übergreifend erklärt. Während die einen die periodischen Krisen in erster Linie als Ergebnis der »Marktanarchie« (Disproportionalitätskrisen) sahen, führten andere als Hauptgrund die Unterkonsumtion der Arbeitermassen an. Krisen gebe es nach diesem Verständnis deswegen, weil die Existenz des Mehrwerts die Konsumtionsfähigkeit der Gesellschaft beschränkt und dem Kapital immer wieder unmöglich macht, die produzierten Waren abzusetzen und damit zu realisieren. Und auch das Problem der »Überakkumulation« – das immer wieder sich neu herstellende Missverhältnis zwischen den Massen bereits akkumulierten Kapitals und fehlenden profitablen neuen Anlagemöglichkeiten - gehört zu den Dauerbrennern. Sobald es allerdings um die historische Entwicklungsperspektive ging, verengte sich die krisentheoretische Debatte auf das »Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate«.[5] Seit vielen Jahrzehnten wird immer wieder neu diskutiert, ob die Produktivkraftentwicklung sich tatsächlich, wie Marx behauptet hat, im langfristigen Sinken der Durchschnittsprofitrate niederschlagen müsse oder nicht.

Gegenüber der Marx'schen Argumentation stellt diese Diskussion freilich eine thematische Reduktion dar. Wenn Marx vom Grundwiderspruch spricht, an dem der Kapitalismus letztlich zugrunde gehen müsse, dann wird dieser nämlich auf einer grundsätzlicheren Ebene verortet. Es ist ganz allgemein der Konflikt zwischen der Produktivkraftentwicklung und dem bornierten Zweck der Vermehrung abstrakten Reichtums, der die kapitalistische Produktionsweise auf Dauer unhaltbar macht: »Der Widerspruch dieser kapitalistischen Produkti-

[4] Dazu hat natürlich auch die Publikationspraxis ihren Beitrag geleistet. Die Grundrisse, die ökonomiekritische Schrift, in der Marx diesen Gedanke ausführlicher formuliert hatte, wurden erst nach einem mehr als achtzigjährigen Vergessen erstmals im Jahr 1939 publiziert; vorher ruhten sie weitgehend unzugänglich in den Archiven.

[5] Zu den wenigen Ausnahmen zählt Rosa Luxemburgs am Problem der Unterkonsumtion orientierter Ansatz.

onsweise besteht aber gerade in ihrer Tendenz zur absoluten Entwicklung der Produktivkräfte, die beständig in Konflikt gerät mit den spezifischen Produktionsbedingungen, worin sich das Kapital bewegt und allein bewegen kann« (MEW 25, S. 268). Das ist keine blumige geschichtsphilosophische Redensart, hinter der sich sowohl analytisch als auch praktisch nur das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate verbirgt und sonst nichts; vielmehr stellt dieses Gesetz nur *eine* mögliche Erscheinungsform des »Konflikts« zwischen der Produktivkraftentwicklung und der kapitalistischen Reichtumsproduktion dar. Dieser »Konflikt« ist damit aber noch keineswegs erschöpft, sondern reicht weiter und umfasst wesentlich mehr Momente. Die beiden beschriebenen Argumentationsstränge in der Marx'schen Krisentheorie stehen nicht beziehungslos nebeneinander, sondern haben einen gemeinsamen Ausgangspunkt und ergänzen einander.

Der verkürzten Rezeption seiner Krisentheorie und ihrer Reduktion auf das berühmte »Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate« hat Marx freilich selber auf seine Weise den Boden bereitet. Zum einen hat er diesen Strang seiner Theorie wesentlich ausführlicher und präziser ausgearbeitet als andere Fragestellungen, die für das Problem der dem Kapitalismus immanenten historischen Schranke wichtig sind. Das gilt insbesondere für die im Allgemeinen verbleibenden und überdies fragmentarischen Überlegungen von der Ablösung der unmittelbaren Produktionsarbeit als Hauptproduktivkraft durch die Anwendung der Wissenschaft auf die Produktion. Zum anderen hat er selber explizit das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate in den Vordergrund geschoben. Zumindest in den *Grundrissen* ist Folgendes zu dessen Stellenwert zu lesen:

> »Es ist dies in jeder Beziehung das wichtigste Gesetz der modernen politischen Ökonomie und das wesentlichste, um die schwierigsten Verhältnisse zu verstehn. Es ist vom historischen Standpunkt aus das wichtigste Gesetz. Es ist ein Gesetz, das trotz seiner Einfachheit bisher nie begriffen und noch weniger bewußt ausgesprochen worden ist« (MEW 42, S. 641).

Demgegenüber bleibt jedoch zunächst einmal festzuhalten: Selbst wenn Marx mit dieser Aussage Recht hätte, wäre das vom »historischen Standpunkt wichtigste Gesetz« noch immer nicht der vom historischen Standpunkt einzig rele-

vante Zusammenhang. Das ist aber noch keineswegs alles. Diese Gewichtung ist vom heutigen Standpunkt längst nicht mehr aufrechtzuerhalten. Im 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der ersten industriellen Revolution, als das System der Wertverwertung durch Arbeitskraftvernutzung noch eindeutig in Expansion begriffen war, mag die Veränderung der Zusammensetzung des Kapitals – die relative Verschiebung vom variablen Kapitalteil zum fixen Kapitalteil und deren Auswirkungen auf die Durchschnittsprofitrate – das wichtigste Resultat der Produktivkraftentwicklung gewesen sein. In der Epoche der dritten industriellen Revolution ist das aber längst nicht mehr das übergreifende Moment. Für die Entwicklungsperspektiven des Kapitalismus ist eine bestimmte grundlegende *qualitative* Veränderung das bedeutsamste Moment: die Ablösung der alten Hauptproduktivkraft der unmittelbaren Produktionsarbeit durch eine neue Hauptproduktivkraft – die Anwendung der Wissenschaft. Sie führt dazu, dass dem Kapitalismus die wertproduktive Basis wegbricht.

Was die Behandlung der dem Kapital immanenten historischen Schranke angeht, kennzeichnet also ein Spannungsverhältnis die Marx'schen ökonomiekritischen Schriften. Auf der einen Seite fasst Marx die immanente Schranke als das Ergebnis des Grundwiderspruchs von entgrenzter Produktivkraftentwicklung und borniertem Produktionsverhältnis. Damit ist eigentlich klar, dass dieser Grundwiderspruch weit mehr umfasst als nur das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate. Auf der anderen Seite hat Marx dieses Gesetz ins Zentrum seiner Betrachtungen gerückt. Diese Spannung lässt sich prinzipiell in zwei Richtungen auflösen. Man kann den Gedanken einer immanenten Schranke mit dem Gesetz vom tendenziellen Fall einfach ineins setzen und alle weitergehenden Reflexionen, die Marx daneben angestellt hat, ausblenden; oder man kann die verschiedenen Momente im Lichte jener Entwicklung, die die kapitalistische Produktionsweise in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat, neu sortieren und gewichten. Der wertkritische Ansatz, wie ihn die *Krisis* vertritt, versucht letzteres zu leisten. Die bisherige innermarxistische Debatte hat dagegen im Wesentlichen den ersten der beiden Wege beschritten. Deren Ausgangspunkt ist die stillschweigende Annahme, die Produktivkraftentwicklung könne außer

der Erhöhung der organischen Zusammensetzung des Kapitals keine weiteren, die Verwertungs- und Akkumulationsfähigkeit des Kapitals gefährdenden Implikationen haben. Schon dass nur ein kleiner Ausschnitt aus Marx' ökonomiekritischen Schriften überhaupt Gegenstand der Diskussion ist, spricht in diesem Zusammenhang Bände. Wer die einschlägigen Publikationen heranzieht, könnte fast den Eindruck gewinnen, als hätte Marx zur Frage der geschichtlichen Entwicklungsperspektive überhaupt nichts anderes geschrieben als die mit »Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate« betitelten 55 Seiten im 3. Band des *Kapitals.* Schwerer wiegt noch, wie der 3. Abschnitt des 3. Bandes in der Regel gelesen wird. Allen Überlegungen, die über die enge Frage der Profitratenentwicklung hinausweisen, wird eine stiefmütterliche Behandlung zuteil.

Das beginnt schon damit, dass die marxistische Diskussion die Profit*raten*entwicklung in der Regel isoliert behandelt und keinen Bezug mehr zur Entwicklung der Profit*masse* herstellt. Marx selber ist da anders vorgegangen und hat in seiner Darstellung beide Fragen miteinander verzahnt. Schon bei der Einführung des zentralen Begriffs »Überproduktion von Kapital« setzt er zur Erläuterung diese Überproduktion absolut und beschreibt eine Situation, in der keineswegs nur die Profitrate im Sinkflug begriffen ist, sondern das Wachstum der gesamtkapitalistischen Profitmasse zum Erliegen kommt:

> »Es wäre eine absolute Überproduktion von Kapital vorhanden, sobald das zusätzliche Kapital für den Zweck der kapitalistischen Produktion = 0. Der Zweck der kapitalistischen Produktion ist aber Verwertung des Kapitals, d.h. Aneignung von Mehrarbeit, Produktion von Mehrwert, von Profit. Sobald also das Kapital gewachsen wäre in einem Verhältnis zur Arbeiterbevölkerung, daß weder die absolute Arbeitszeit, die diese Bevölkerung liefert, ausgedehnt, noch die relative Mehrarbeitszeit erweitert werden könnte ...; wo also das gewachsene Kapital nur ebensoviel oder selbst weniger Mehrwertmasse produziert als vor seinem Wachstum, so fände eine absolute Überproduktion von Kapital statt; d.h. das gewachsene Kapital $C + \Delta C$ produzierte nicht mehr Profit, oder gar weniger Profit, als das Kapital C vor seiner Vermehrung durch ΔC« (MEW 25, S. 261f.).

Bei dieser absoluten Überakkumulation von Kapital handelt es sich indes für Marx nicht nur um ein zur Verdeutlichung seiner Argumentation herangezogenes Gedankenexperiment; der Übergang vom Fall der Profitrate zum Abschmelzen der Profitmasse ist in die Marx'sche Argumentation als ein logischer Fluchtpunkt integriert. Sie markiert den Punkt, an dem die *partielle* Kollision zwischen Produktivkraftentwicklung und kapitalistischer Reichtumsform, für die das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate steht, in eine *absolute* umschlägt. Geht das historische Sinken der Profitrate in eine historische Abnahme der Profitmasse über, dann ist die kapitalistische Produktionsweise nicht mehr nur krisenhaft, sondern schlicht unhaltbar geworden. Das Kapitalverhältnis bleibt trotz aller Verwerfungen lebensfähig, solange die *relative* Zurückdrängung der produktiven Arbeitskraftvernutzung mit deren *absoluter* Zunahme einhergeht. Sie verliert jedoch ihre Grundlage, wenn aus dieser relativen Tendenz – relativ im Vergleich zum eingesetzten Gesamtkapital – eine absolute Abnahme wird, oder um Marx selber zu Wort kommen zu lassen:

> »Übrigens ist nur das Bedürfnis der kapitalistischen Produktionsweise, daß die Anzahl der Lohnarbeiter sich absolut vermehre, trotz ihrer relativen Abnahme. Für sie werden Arbeitskräfte schon überflüssig, sobald es nicht mehr notwendig ist, sie 12-15 Stunden täglich zu beschäftigen. Eine Entwicklung der Produktivkräfte, welche die absolute Anzahl der Arbeiter verminderte, d.h., in der Tat die ganze Nation befähigte, in einem geringeren Zeitteil die Gesamtproduktion zu vollziehn, würde Revolution herbeiführen, weil sie die Mehrzahl der Bevölkerung außer Kurs setzen würde. Hierin erscheint wieder die spezifische Schranke der kapitalistischen Produktion, und daß sie keineswegs die absolute Form für die Entwicklung der Produktivkräfte und Erzeugung des Reichtums ist, vielmehr mit dieser auf einem gewissen Punkt in Kollision tritt. Partiell erscheint diese Kollision in periodischen Krisen, die aus der Überflüssigmachung bald dieses, bald jenes Teils der Arbeiterbevölkerung in ihrer alten Beschäftigungsweise hervorgehn. Ihre Schranke ist die überschüssige Zeit der Arbeiter. Die absolute Überschußzeit, die die Gesellschaft gewinnt, geht sie nichts an. Die Entwicklung der Produktivkraft ist nur wichtig, sofern sie die Mehrarbeitszeit der Arbeiterklasse

> vermehrt, nicht die Arbeitszeit für die materielle Produktion überhaupt vermindert; sie bewegt sich so im Gegensatze« (MEW 25, S. 274).

Marx verschränkt seine Ausführungen zum »Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate« aber nicht nur explizit mit einer etwaigen absoluten Abnahme der Masse der vernutzten lebendigen Arbeit; ganz am Ende des 3. Abschnitts kommt er auch noch einmal auf jenen historischen Basisprozess zu sprechen, von dem er schon in den *Grundrissen* klargelegt hatte, dass er die Grundlage der auf der Wertverwertung beruhenden Produktionsweise zerstört: auf den Wechsel der Hauptproduktivkraft, also die Ablösung der unmittelbaren Produktionsarbeit durch universell einsetzbares Wissen. Marx zählt »drei Haupttatsachen der kapitalistischen Produktion« auf: Neben der »Konzentration der Produktionsmittel in wenigen Händen« und der »Herstellung des Weltmarktes« gehört dazu die aus der »Verbindung der Arbeit mit der Naturwissenschaft« resultierende »Organisation der Arbeit selbst als gesellschaftlicher«. Indem sie die Anwendung der Naturwissenschaft zur entscheidenden Produktivkraft macht, »hebt die kapitalistische Produktionsweise ... die Privatarbeit auf« (MEW 25, S. 277).

Ruft man sich eine der Grundannahmen der Kritik der Politischen Ökonomie in Erinnerung, wird die Reichweite dieses von Marx hier en passant formulierten Gedankens klar: »Gebrauchsgegenstände werden überhaupt nur Waren, weil sie Produkte voneinander unabhängig betriebner Privatarbeiten sind« (MEW 23, S. 87). Die Ware, als der dingliche Träger des Tauschwerts und die unabhängig voneinander betriebenen Privatarbeiten bilden beide Seiten der gleichen Medaille. Die eine ist die Elementarform des spezifisch kapitalistischen Reichtums, die andere die spezifische gesellschaftliche Praxisform, die sich als Wert darstellen kann und muss. Das eine gibt es nicht ohne das andere und umgekehrt. Angesichts des engen Zusammenhangs der beiden Kategorien ist es unmöglich, eine »Aufhebung der Privatarbeit« ins Auge zu fassen und gleichzeitig zu unterstellen, die Produktion von Waren als Wertträger könnte auf der Grundlage der aufgehobenen Privatarbeit munter weiterlaufen. Meint Marx tatsächlich »Aufhebung der Privatarbeit«, wenn er diese Formulierung verwendet, dann ist dies identisch damit, dass die kapitalistische Reichtumsform auf die ihr gesetzte qualitative

historische Schranke trifft. Die kapitalistische Produktionsweise steuert also aus der ihr inhärenten Entwicklungslogik heraus auf einen Punkt zu, an dem es ihr unmöglich wird, die Produktion von sinnlich-stofflichem Reichtum in das zu übersetzen, was für sie allein relevant ist: die Schaffung von Wertreichtum. Mit dem Aufstieg der Wissensarbeit und der zunehmenden Verdrängung der unmittelbaren Produktionsarbeit entfällt ein immer größerer Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit auf wertunproduktive allgemeine Arbeit, während immer weniger wertproduktive Privatarbeit verrichtet wird. Der Wechsel der Hauptproduktivkraft lässt die Verwertungsbasis schrumpfen.[6]

[6] Bei der von voneinander unabhängigen Produzenten betriebenen Privatarbeit, die sich in Waren vergegenständlicht, handelt es sich um einen ganz spezifischen Typus menschlicher Tätigkeit, der sich erst mit der kapitalistischen Produktionsweise herausgebildet hat. In vorkapitalistischen Gesellschaften gab es diese Kategorie noch nicht, weil dort der Produktionsprozess noch in persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen eingebettet war. Von Privatarbeit kann erst in dem Maße die Rede sein, wie die sozialen Beziehungen zwischen den Produzenten die Gestalt anonymer Marktbeziehungen annehmen und allein Ware und Geld den sozialen Vermittlungszusammenhang herstellen. Weil Marx im 1. Band des *Kapitals* die Elementarform des kapitalistischen Reichtums, die Ware und die Verwertungsbewegung des Kapitals untersucht, behandelt er dort auch ausschließlich den dazugehörigen Typus von Arbeit, also die Privatarbeit, die voneinander unabhängige Produzenten leisten. Diese Fokussierung ist in keiner Weise mit der Behauptung verbunden, alle im Kapitalismus verrichtete Arbeit hätte diesen Charakter und würde sich im Wert von Waren vergegenständlichen. Dementsprechend führt Marx im Fortgang seiner Darstellung neben der Privatarbeit unabhängiger Produzenten weitere Arbeitstypen ein, die zusammen mit der kapitalistischen Produktionsweise entstanden sind. Im 2. Band des *Kapitals* kommt er auf die »kommerzielle Arbeit« zu sprechen. Diese ist nicht an Produktion von Waren beteiligt, sondern sorgt allein für deren Zirkulation. Dabei schafft sie keinen Wert, sondern verhilft diesem lediglich zu seiner Realisation. Im 3. Band des *Kapitals* geht Marx noch einen Schritt weiter und führt im Zusammenhang mit der Tätigkeit von Wissenschaftlern und Staatsbediensteten einen kapitalismus-immanenten Gegenbegriff zur Privatarbeit unabhängiger Produzenten ein, den Begriff der allgemeinen Arbeit (der nicht mit dem im 1. Band des *Kapitals* eingeführten Begriff der abstrakt-allgemeinen Arbeit – der debn Wert setzenden Qualität der Privatarbeit - verwechselt werden darf). Unter allgemeiner Arbeit versteht Marx neben der Wissensarbeit jene Arbeit, die für die Sicherstellung der infrastrukturellen Rahmenbedingungen der Warenproduktion notwendig ist. Dieser Arbeitstypus ist für den Gesamtreproduktionsprozess des Kapitals

In den arbeiterbewegungsmarxistischen Debatten wurde dieser Bezug nie wahrgenommen. Angesichts der sich im 19. Jahrhundert formierenden »industriellen Armeen« übersetzten die Marxisten den Begriff der »Aufhebung der Privatarbeit« mit Kollektivierung der unmittelbaren Produktionsarbeit und machten diesen so mit der Idee des machtvollen Klassensubjekts Proletariat kompatibel. Aus den Zeitumständen ist das sicherlich verständlich, zumal Marx selber der Verwechslung von »Aufhebung der Privatarbeit« mit dem bloßen Zusammenschluss zu großen kollektiven Privatproduzenten Vorschub leistete. In seinen fragmentarisch gebliebenen Ausführungen verschwimmen an dieser Stelle zwei ganz unterschiedliche Tendenzen: die durch das Fabriksystem erzwungene bloße Kooperation der unmittelbaren Produzenten und die Verdrängung der unmittelbaren Produktionsarbeit im Gefolge der Verwissenschaftlichung der Produktion. Hierbei handelt es sich um zwei Stufen der Produktivkraftent-

unerlässlich, und ihr Gewicht nimmt mit der Produktivkraftentwicklung beständig zu – sie schafft aber keinen Wert. Allgemeine Arbeit hat zwar insofern Warencharakter, als die Arbeitskraft als Ware angekauft wird, dieser Warencharakter beschränkt sich aber auf die Tauschwertseite. Was den allein dem Käufer zukommenden Gebrauchswert angeht, unterscheiden sich Privatarbeit und allgemeine Arbeit dagegen grundlegend. Die Privatarbeit hat für ihren Anwender den Gebrauchswert, Wert und Mehrwert zu erzeugen; der allgemeinen Arbeit fehlt dieser Gebrauchswert. Bei der Tätigkeit des Staatsbediensteten tritt der Unterschied zu der von voneinander unabhängigen Produzenten betriebenen Privatarbeit handgreiflich zutage. Die Polizistin, der städtische Verwaltungsangestellte und der Grundschullehrer sind allesamt Lohnarbeiter, aber ihre Arbeit setzt schon deshalb keinen Wert, weil deren Produkt (die öffentliche Sicherheit, der Verwaltungsakt und die elementare Bildung) von der öffentlichen Hand nicht verkauft wird. Das ist aber keineswegs die einzige Variante allgemeiner Arbeit. Auch in den warenproduzierenden kapitalistischen Betrieben fallen zunehmend allgemeine Arbeiten an. Dazu gehören interne Verwaltungstätigkeiten oder auch die Forschungs- und Entwicklungsarbeit und die Werbung. Sie sind notwendig, damit das Unternehmen Waren produzieren und absetzen kann, sie lassen sich aber im Gegensatz zur unmittelbaren Produktionsarbeit nicht einer genauer definierbaren Menge an Waren zuordnen und sind daher kein Teil der unmittelbaren Wertproduktion. Mit der dritten industriellen Revolution hat noch eine weitere Variante allgemeiner Arbeit, die genauso wenig wertproduktiv wie Staatstätigkeit ist, enorm an Bedeutung gewonnen: Wissensarbeit, die sich in universell einsetzbaren Gütern wie etwa Software niederschlägt (vgl. Lohoff 2006).

wicklung – und der Begriff »Aufhebung der Privatarbeit« ergibt erst für die zweite Stufe einen Sinn. Selbst das fordistisch-tayloristische System, in dem die Kooperation der Arbeit identisch war mit der restlosen Subsumtion unter das kapitalistische Kommando und in dem sowohl die Arbeitsorganisation als auch das Produktionswissen den unmittelbaren Produzenten in einem vorher unvorstellbaren Maß entzogen war, bedeutete noch kein Ende der Privatarbeit voneinander unabhängiger Produzenten. Auch die zu einem großen industriellen Kollektivproduzenten zusammengefügte unmittelbare Produktionsarbeit stellt isolierte Privatarbeit dar, nur eben getrennte Privatarbeit eines Kollektivs. Ob in den Montagehallen von VW Tausende damit beschäftigt sind, Autos zusammenzuschrauben und jede individuelle Arbeitskraft auf einen einzigen Handgriff reduziert ist, oder ein Bäcker als Einmannbetrieb Brötchen herstellt, beides hat gleichermaßen den Charakter von Privatarbeit. Die Marx'sche Formel von der Aufhebung der Privatarbeit verweist jedoch auf einen über die Umorganisation der unmittelbaren Produktionsarbeit hinausgehenden Prozess, nämlich auf die Verdrängung unmittelbarer Arbeit durch wertunproduktive »allgemeine Arbeit«. Zum alles bestimmenden Moment der gesellschaftlichen Entwicklung ist dies aber erst mit der dritten industriellen Revolution geworden; erst mit ihr wird unmittelbare Produktionsarbeit nicht nur in ihrer individuellen, sondern in ihrer kollektiven Variante als Hauptproduktivkraft abgelöst und marginalisiert. Erst mit dem Einsetzen der dritten industriellen Revolution ist die Aufhebung der Privatarbeit durch das Kapital auf breiter Front Wirklichkeit geworden.

4. Von der Wiederentdeckung der Wertformkritik zur Reformulierung der Krisentheorie

Die Volkswirtschaftslehre steht den grundlegenden Entwicklungen unserer Krisenepoche begriffs- und ratlos gegenüber. Dass sie die auf Selbstzerstörung programmierten Basiskategorien der kapitalistischen Gesellschaft, Wert und

Ware, zu natürlichen und ewigen Formen des Wirtschaftens mystifiziert, macht es ihr bereits im Ansatz unmöglich, den historischen Krisenprozess zu begreifen, der vor unseren Augen abläuft. Als eine radikale Kritik der kapitalistischen Reichtumsform ist die Kritik der Politischen Ökonomie demgegenüber eigentlich dazu prädestiniert, das zu leisten, was die Volkswirtschaftslehre nicht leisten kann: eine tragfähige Analyse, die die Krise der herrschenden Produktionsweise in ihren Tiefendimensionen erfasst. Damit ihr bemerkenswertes theoretisches Potential nutzbar wird, ist es allerdings unerlässlich, den verschütteten Kern der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie, die Kritik von Ware und Wert, erst einmal freizulegen und weiterzuentwickeln.

Seit Mitte der 1980er Jahre verfolgt der wertkritische Ansatz, wie ihn die *Krisis* vertritt, dieses Ziel. Er musste dabei insofern nicht bei Null beginnen, als die im Gefolge der 68er Bewegung entstandene neue Welle der Marxrezeption schon unter einem etwas anderen Stern gestanden hatte als jene aus der Zeit der 2. und 3. Internationale. Zwar ging die Wiederentdeckung von Marx mit einem breit angelegten Revival des Klassenkampfdenkens einher, und insofern blieb eine gegen die Grundsatzkritik an der kapitalistischen Reichtumsform abgeschirmte Lesart der Marx'schen ökonomiekritischen Schriften hegemonial; daneben entwickelte sich aber noch eine andere Lesart, die sich Rechenschaft über den besonderen Charakter der Marx'schen Wertformanalyse ablegte und an die später die Theoriebildung der *Krisis*-Gruppe auf ihre Weise anknüpfen konnte. Insbesondere im universitär verankerten Marxismus entwickelte sich in den Hochzeiten der Marxrezeption in den 1970er Jahren eine relativ breite Debatte, die vor allem um die spezifische Methode und Darstellungsform von Marx kreiste und die deutlich machte, wie tief in dieser Hinsicht die Kluft zwischen dessen Kritik der Politischen Ökonomie und der positiven Arbeitswertlehre eines Smith oder Ricardo ist.[7] Einen wichtigen Beitrag leistete in dieser Hinsicht u.a. Hans Georg Backhaus mit seinen Materialien zur Rekonstruktion der Marx'schen Werttheorie. Anknüpfend an Roman Rosdolskys Vorarbeiten

[7] Ein zentraler Referenzpunkt dieser Debatte war wiederum das 1968 erstmals erschienene Buch von Roman Rosdolsky »Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen Kapitals«.

legten er, Helmut Reichelt und andere die Unhaltbarkeit der gängigen Marxinterpretationen offen, die das vertrackte Problem der Wertformanalyse als unwesentlichen Schnörkel übersprangen, um gleich zum vermeintlich alles entscheidenden Kern der Marx'schen Theorie, der Abpressung des Mehrwerts, zu gelangen.

Doch auch wenn diese methodologisch orientierte Diskussion einer Reformulierung der Kritik der Politischen Ökonomie als einer radikalen Kritik der kapitalistischen Reichtumsform den Boden bereitete, blieb sie in einem zentralen Punkt doch dem Universum des traditionellen Marxismus verhaftet. Ausgerechnet dessen wichtigste kategoriale Grundlage, der transhistorische Begriff der Arbeit, blieb von der Kritik ausgespart.[8]Das begrenzte die Reichweite der Wertformanalyse der 1970er Jahre insofern, als sie auf der Suche nach den spezifischen Verrücktheiten der kapitalistischen Reichtumsform den Fokus vornehmlich auf die Zirkulationssphäre richtete.

Diese Tendenz zur Verkürzung der Kritik der kapitalistischen Reichtumsform auf die Kritik der kapitalistischen Austauschweise lässt sich u.a. daran ablesen, wie die Wertformanalyse von ihrem Anspruch einer Rekonstruktion der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie wegdriftet, sobald es um die die Produktion betreffenden Kategorien geht. Gerade in dieser Hinsicht bleibt die Demarkationslinie zwischen genuin kapitalistischen Kategorien und überhistorischen Bestimmungen bei Marx auffällig uneindeutig und in sich widersprüchlich. Im 1. Abschnitt des *Kapitals sitzt Marx den* herrschenden Mystifikationen insofern teilweise selber auf, als er sowohl bei der Analyse des Doppelcharakters der Ware als auch der warenproduzierenden Arbeit zwei Schlüsselbegriffe als in allen

8 Auf diesen Aspekt weist auch Moishe Postone ausdrücklich hin: »Wie Hilferding behauptet Reichelt, daß der Inhalt des Werts im Sozialismus ›bewußt zum Prinzip der Ökonomie erhoben‹ werde. Wenn aber die ›Form‹ (Wert) strikt vom ›Inhalt‹ (›Arbeit‹) getrennt werden kann, hat dies zur Folge, daß diese Bestimmung nicht eine Form der Arbeit, sondern der Weise ihrer gesellschaftlichen Verteilung ist. Dieser Interpretation zufolge gibt es keine innere Verknüpfung zwischen Form und Inhalt – es kann sie auch nicht geben, wenn man den vorgeblich transhistorischen Charakter des Inhaltes als gegeben nimmt« (Postone 2003, S. 106).

Gesellschaftsformationen gültig einführt, die er in anderen Zusammenhängen zu Recht als spezifisch kapitalistisch behandelt: die Kategorie des Gebrauchswerts[9] und die Kategorie der konkreten Arbeit[10]. Trotz des ungeheuren philologischen

[9] Was den Gebrauchswert angeht, so verwickelt sich Marx innerhalb seiner Darstellung im *Kapital* in einen handfesten Widerspruch. In der Anfangspassage des *Kapitals* ist zu lesen: »Gebrauchswerte bilden den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei. In der von uns zu betrachtenden Gesellschaftsform bilden sie zugleich die stofflichen Träger des – Tauschwerts« (MEW 23, S. 50). Hier wird also Gebrauchswert als ein anderes Wort für von Menschen geschaffenen sinnlich-stofflichen Reichtum gefasst und damit als eine überhistorische Größe verstanden. Auf späteren Stufen der Darstellung im 1. Band des *Kapitals* behandelt Marx aber zwei Waren, bei denen seine Analyse zutage fördert, dass sie neben ihrem sinnlich-stofflichen Gebrauchswert auch noch einen zweiten, übersinnlichen, rein gesellschaftlichen Gebrauchswert haben, der in der bürgerlichen Ökonomie auch ihr wesentlicher Gebrauchswert ist. Das gilt zunächst einmal für die ausgesonderte allgemeine Ware, das Geld. Indem Gold zu Geld wird, bekommt es den Gebrauchswert, Wert in der Form der unmittelbaren Austauschbarkeit zu repräsentieren. Dieser Gebrauchswert hat weder stofflichen Charakter noch ist er überhistorisch. Die Arbeitskraft wiederum hat neben dem Gebrauchswert, bestimmte Güter (Leinwand, Rock) hervorzubringen, den Gebrauchswert, Profit und Mehrwert zu erzeugen, und dieser Gebrauchswert, der den Kapitalisten allein interessiert, ist ebenfalls rein gesellschaftlich in einem historisch-spezifischen Sinne. Im 3. Band des *Kapitals* geht Marx auf den seltsamsten Warentypus ein, den der Kapitalismus überhaupt hervorbringt: das als Ware gehandelte Geldkapital. Diese Ware, da macht Marx überhaupt kein Geheimnis, hat überhaupt nur einen rein gesellschaftlichen Gebrauchswert. Wer sich etwa Geld leiht, dem wird dieses »als Wert, der den Gebrauchswert besitzt, Mehrwert, Profit zu schaffen« ausgehändigt (MEW 25, S. 355). Das passt erst recht nicht zu der im 1. Kapitel des *Kapitals* behaupteten Identität von Gebrauchswert und sinnlich-stofflichem Reichtum. Diese Inkonsistenz in der Marx'schen Argumentation lässt sich ohne Weiteres beseitigen. Man muss sich an das halten, was Marx im Fortgang seiner Darstellung faktisch macht, und sich von der Identität von Gebrauchswert und sinnlich-stofflichem Reichtum und damit von einem überhistorischen Gebrauchswertbegriff verabschieden. Der Gegensatz von Gebrauchswert und Tauschwert ist kein Gegensatz zwischen einer überhistorischen und einer spezifischen kapitalistischen Kategorie, sondern ein Binnengegensatz innerhalb der Wertbeziehung.

[10] Wer den Gebrauchswert als überhistorische Kategorie interpretiert, muss natürlich auch jene menschliche Praxis, die Waren hervorbringt, die Arbeit also, in entsprechender Weise aufspalten. Arbeit gilt dementsprechend im ersten Kapitel des *Kapitals* ausschließlich in ihrer Bestimmung als abstrakte Arbeit, als tauschwertsetzende Arbeit,

Aufwands, den sie ansonsten betrieben haben, gingen Reichelt und Backhaus in ihren Rekonstruktionsversuchen der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie auf diesen Widerspruch nicht ein, sondern lösten die innere Spannung mit größter Selbstverständlichkeit zugunsten der Interpretation auf, an der die arbeiterbewegungsmarxistischen Fehldeutungen seit jeher andockten.[11]

Die Tendenz, die Kritik der kapitalistischen Reichtumsform auf die Kritik der Zirkulationsformen zu verengen, ist für eine weitere entscheidende Schwäche der Wertformanalyse der 1970er Jahre verantwortlich. Die theoretischen Anstrengungen von Autoren wie Backhaus konzentrierten sich ausschließlich auf den ersten Abschnitt des *Kapitals* und blieben bei den dort behandelten allgemeinsten Problemstellungen der Wertformanalyse und der Geldtheorie stehen. Der Bruch mit dem Arbeitsbewegungsmarxismus beschränkte sich also

als etwas spezifisch Kapitalistisches. Die konkrete Arbeit soll es dagegen unterschiedslos in allen Gesellschaftsformationen geben. In den Frühschriften hatte Marx noch ganz andere Töne angeschlagen und hat die Arbeit als solche ebenso vehement wie zutreffend angegriffen: »Die Arbeit ist ihrem Wesen nach die unfreie, unmenschliche, ungesellschaftliche, vom Privateigentum bedingte und das Privateigentum schaffende Tätigkeit.« (Karl Marx: Über Friedrich Lists Buch »Das Nationale System der Politischen Ökonomie«, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 14. Jg., Heft 3 1972, S. 436) Statt diesen Frontalangriff im *Kapital* fortzuführen und kategorial zu präzisieren, hat Marx seine Kritik entschärft und den Arbeitsbegriff in einer der herrschenden Arbeitsreligion angepassten Weise verwendet. Dabei lässt sich die Differenzierung zwischen tauschwert- und gebrauchswertsetzender Arbeit ohne Weiteres auch von einem Standpunkt formulieren, der Arbeit, wie Marx in den Frühschriften, als die spezifisch kapitalistische Tätigkeitsform fasst. Beim Gegensatz von konkreter und abstrakter Arbeit handelt es sich um einen Binnengegensatz innerhalb des Wertverhältnisses. Beide Pole, sowohl konkrete Arbeit als auch abstrakte Arbeit, existieren nur innerhalb der Wertbeziehung.

[11] Erst in den 1990er Jahren entstanden Positionen, die dieses Verständnis sowohl des Gebrauchswerts als auch der konkreten Arbeit korrigierten. Eine Kritik des verkürzten Gebrauchswertbegriffs hat zuerst Kornelia Hafner (1993) geleistet. Die Krisisgruppe hat sich diese Kritik zu eigen gemacht und hat darüber hinaus diesen Aufsatz zum Anlass genommen, auch über eine Entontologisierung der Kategorie der konkreten Arbeit nachzudenken. Den Übergang zu einer radikalen Kritik der Arbeit als spezifisch kapitalistischer Tätigkeitsform markiert der 1995 in *Krisis* 15 erschienene Text von Robert Kurz, Postmarxismus und Arbeitsfetisch.

auf einen Bruch mit der Umdeutung des Anfangsabschnitts des *Kapitals* zu einer positiven Arbeitswerttheorie. Dass dieses fatale Missverständnis auch den Blick auf die in den Folgebänden des *Kapitals* untersuchten Fragen trübt, fand kaum Beachtung. Vor allem die akkumulationstheoretischen Verkürzungen, die mit der Umdeutung der Marx'schen Wertkritik zu einer Variante der Ricardianischen Werttheorie einhergehen, blieben unhinterfragt stehen. Damit war aber auch der Zugang zu einer auf der konsequenten Kritik der kapitalistischen Reichtumsform gründenden Krisentheorie verbaut.

Wie wir gesehen haben, ist bei Marx die Kritik der kapitalistischen Reichtumsform mit dem Gedanken einer der kapitalistischen Produktionsweise immanenten Schranke verschwistert. Die kapitalistische Produktionsweise bildet mit dem Wert eine ganz spezifische, von inneren Widersprüchen gekennzeichnete Reichtumsform heraus, und deswegen, so seine Perspektive, ist diese letztlich auf die Zerstörung ihrer eigenen Grundlagen programmiert. Dieser innere Zusammenhang zwischen Reichtumsformkritik und Krisentheorie blieb der Wertformanalyse der 1970er Jahre trotz ihres Anspruchs, den Marx'schen Ansatz zu rekonstruieren, genauso fremd, wie er vorher dem klassischen Arbeiterbewegungsmarxismus gewesen war. Erst der wertkritische Ansatz, wie ihn die *Krisis*-Gruppe entwickelte, schlug die Brücke von einer Kritik der kapitalistischen Reichtumsform zu einer konsequenten Reformulierung der Krisentheorie.

Diese krisentheoretische Weitung der Reichtumskritik lässt sich als eine zweite Stufe der Historisierung der kapitalistischen Basiskategorien fassen. Die (Wieder-)Entdeckung der ersten Stufe leiteten bereits Autoren wie Rosdolsky und später Backhaus ein. Sie konnten die Wertformanalyse nicht ins Zentrum ihrer Marxrezeption rücken, ohne die vom traditionellen Marxismus weitgehend vergessene Einsicht wiederzubeleben, dass Wert nur dort existiert, wo die kapitalistische Produktionsweise herrscht – und nirgends sonst; dass es also in der Vergangenheit Gesellschaften gab, die sich nicht über Wert und Ware vermittelten; und dass auch eine künftige, befreite Gesellschaft ihren sozialen Zusammenhang ohne diese Kategorien herstellen und sinnlich-stofflichen Reichtum produzieren würde, ohne Waren und Wert zu erzeugen. Damit einher ging die Einsicht, dass

die Herrschaft von Wert und Ware nicht irgendwann einmal fix und fertig vom Himmel gefallen ist; vielmehr musste die Realkategorie Wert sich erst in einem langen historischen Prozess herausbilden und zur Herrschaft gelangen, in dem überkommene Reichtumsformen sukzessive zurückgedrängt bzw. transformiert wurden. Die Basiskategorien der kapitalistischen Gesellschaft haben also so etwas wie eine Installationsgeschichte. Doch damit ist deren geschichtlicher Entwicklungsprozess noch nicht erschöpft. Neben der Installations- und Durchsetzungsgeschichte gibt es auch eine Binnengeschichte des Werts, der sich gerade auf dem Boden genuin kapitalistischer Verhältnisse als hochgradig dynamische Kategorie erweist.

Damit sind wir auf einer zweiten Stufe der Historisierung der kapitalistischen Produktionsweise und ihrer Basiskategorien angelangt, die im Wesentlichen eine Konkretisierung des prozessierenden Widerspruchs von Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnis darstellt. Freilich setzt diese auf einer Problemebene an, die dem traditionell-marxistischen Verständnis – der diesen Widerspruch ja beharrlich beschworen hat, dabei aber stets auf die Frage der Klassen und ihrer Kräfteverhältnisse fixiert war – immer fremd blieb.

Der dem Kapital inhärente Zwang zur Produktivkraftentwicklung führt das Wertverhältnis ad absurdum, weil es die innere Einheit von Wert- und Warenform einerseits und Wertsubstanz andererseits zerstört. Nicht nur, dass mit steigender Produktivität die von jeder einzelnen Ware repräsentierte Masse an Wertsubstanz beständig abnimmt - der Aufstieg der Wissenschaft zur Hauptproduktivkraft und die massenhafte Verdrängung der lebendigen Arbeit aus dem unmittelbaren Produktionsprozess markieren den Umschlagspunkt, an dem Wertform und Wertsubstanz auch gesamtkapitalistisch betrachtet auseinandertreten. Es liegt nämlich in der Entwicklungslogik der kapitalistischen Produktionsweise, dass beide auf entgegengesetzte historische Fluchtpunkte zusteuern. Die Wert- und Warenform ist ein durch und durch imperiales Prinzip. Deren Geschichte bleibt, solange das Kapitalverhältnis auf seiner eigenen Grundlage prozessiert, stets eine Expansionsgeschichte. Ein immer weiter wachsender Teil des gesellschaftlichen Reichtums und der sozialen Beziehungen wird diesem

Prinzip rigoros unterworfen. Die Wert*form* stößt sich nicht selber in den Orkus der Geschichte. Schon eine Eingrenzung des Herrschaftsbereichs der Wertform und erst recht natürlich deren De-Installation ist nur als antikapitalistische Praxis, als bewusstes Außerkraftsetzen der Prinzipien kapitalistischer Vermittlung vorstellbar. Das kann nur das Werk einer weltgesellschaftlichen Emanzipationsbewegung sein, die Formen direkter Gesellschaftlichkeit ausbildet und die die in Waren- und Geldmonaden aufgelöste ungesellschaftliche Gesellschaftlichkeit sukzessive durch eine freie Assoziation der Produzenten ersetzt.

Die Geschichte der auf Arbeitsverausgabung zurückgehende Wert*substanz* folgt dagegen einem anderen Muster. Diese wird nicht erst durch die emanzipative Tat infrage gestellt, sondern durch die innere kapitalistische Widerspruchsdynamik selbst ausgezehrt, indem das Kapital die Produktivkraftentwicklung bis zu dem Punkt vorantreibt, an dem die Anwendung der Wissenschaft die unmittelbare, isolierte private Produktionsarbeit als Hauptproduktivkraft ablöst. Dieser Prozess, der sich hinter dem Rücken der Gesellschaftsmitglieder vollzieht, muss sich früher oder später in einer Abnahme der produzierten Wertmasse niederschlagen. Im Zeichen der Verwissenschaftlichung der Produktion endet die säkulare Expansionsbewegung, die die Entwicklung der Wertmasse von den Anfängen des Kapitalismus bis zum Ende des fordistischen Zeitalters gekennzeichnet hat, und schlägt in eine langfristige Kontraktionsbewegung um.

Damit aber geraten Wert*form* und Wert*substanz* in einen Konflikt. Würde sich die Wertmasse genauso beharrlich erweitert reproduzieren, wie die Wertform die Gesellschaft immer tiefer durchdringt, könnte die kapitalistische Produktionsweise bis zum Ende aller Tage weiterfunktionieren und sich beständig erneuern. Wäre die kapitalistische Produktionsweise nicht nur darauf programmiert, die Wertsubstanz zu zerstören, sondern auch über die Wert- und Warenform hinauszutreiben, dann könnte sich der Kapitalismus auch automatisch, ohne bewussten Bruch mit der herrschenden Vergesellschaftungsweise, in eine neue Gesellschaftsformation transformieren. Weil jedoch Wertform und Wertsubstanz auf dem Boden des Kapitals diametral entgegengesetzte historische Fluchtpunkte haben, treibt das Kapitalverhältnis aus sich heraus weder in die eine noch in die andere

Richtung, sondern in eine Sackgasse hinein: in die auf seinem eigenen Boden nicht überwindbare Systemkrise.

5. Historische Widerspruchsdynamik ohne Krisentheorie: Moishe Postones Kritik der kapitalistischen Reichtumsform

Die wertformanalytischen Ansätze erhoben den Anspruch, eine »Rekonstruktion« der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie zu leisten. Ihre Debatten kreisten fast ausschließlich um Fragen der Marxphilologie. Der wertkritische Ansatz der *Krisis* knüpfte zwar an diesen Debatten an, ging aber in zweierlei Hinsicht darüber hinaus: Zum einen wurde die Kritik der Reichtumsform auf die besondere Praxisform ausgeweitet, die diese spezifische Art von Reichtum hervorbringt, also auf die Arbeit; zum anderen geht der wertkritische Ansatz davon aus, dass die solcherart reformulierte Kritik der Politischen Ökonomie bereits in ihrem Kern Krisentheorie ist und daher das adäquate begriffliche Instrumentarium enthält, um die fundamentale Krise zu analysieren, in der das kapitalistische Weltsystem heute steckt.

Den ersten dieser Schritte ist auch Moishe Postone gegangen, insofern er die Kritik der Arbeit in den Mittelpunkt seiner Interpretation der Marx'schen Theorie stellt (Postone 2003). Anders als der in der *Krisis* entwickelte Ansatz reserviert er den Begriff der Arbeit zwar nicht für den Kapitalismus, legt aber unmissverständlich klar, dass nur im Kapitalismus die Arbeit die historisch-spezifische Funktion des gesellschaftlichen Syntheseprinzips innehat und als solche aufzuheben ist. Damit vollzieht er nicht nur einen qualitativen Bruch mit dem traditionellen Marxismus und seinem transhistorischen Verständnis von Arbeit, sondern geht zugleich über die der Neuen Marx-Lektüre eigene zirkulative Beschränkung der Reichtumsformkritik hinaus.

Die Brücke von der kategorialen Kritik der kapitalistischen Reichtumsform zur Krisenanalyse schlägt Postone allerdings nicht, obwohl er selbst noch einen

der theoretischen Grundpfeiler errichtet, von dem aus dieser Brückenschlag möglich wäre, ja sich der Sache nach eigentlich aufdrängt. Für die Kategorie des Wertmaßstabs weist Postone nämlich nach, dass deren Geschichte mit der Installation des Wertverhältnisses noch lange nicht beendet ist, sondern überhaupt erst beginnt. Wie er im achten Kapitel seines opus magnum deutlich macht, wohnt dem Kapitalismus grundsätzlich eine historische Dynamik inne, die permanent den Wertmaßstab verändert, und zwar in die immer gleiche Richtung:

> »Obwohl also eine Veränderung in der allgemeinen gesellschaftlichen Produktivität die pro abstrakte Zeiteinheit produzierte Gesamtwertmenge unberührt läßt, verändert sie die Bestimmung dieser Zeiteinheit. Nur die Stunde Arbeitszeit, in der der allgemeine Standard gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit erreicht wird, zählt als eine gesellschaftliche Arbeitsstunde. Mit anderen Worten, *die gesellschaftliche Arbeitsstunde wird durch das Produktivitätsniveau konstituiert*« (Postone 2003, S. 435).

Mit steigender Produktivität müssen in einer Arbeitsstunde also immer mehr Waren erzeugt werden, um die gleiche Wertmasse darzustellen. Das aber heißt nichts anderes, als dass sich der worst case für das Wertverwertungssystem, das Schrumpfen der absoluten Wertmasse, nur vermeiden lässt, wenn die Masse der produzierten Waren gesamtkapitalistisch mindestens genauso schnell wächst wie der von der einzelnen Ware repräsentierte Wert sinkt. Was läge da näher als die Frage, ob die kapitalistische Produktionsweise diese ihre Existenzbedingung unter allen Umständen sicherstellen könne? Obwohl Postone sich explizit auf jene Abschnitte in den *Grundrissen* bezieht, in denen die Frage einer dem Kapital immanenten Schranke behandelt wird und sogar vom Zusammenbruch der auf dem Wert beruhenden Produktionsweise die Rede ist, löscht er die in der historischen Basisdynamik des Kapitals angelegte Konsequenz eines blinden, hinter dem Rücken der Protagonisten sich vollziehenden fundamentalen Krisenprozesses aber aus. Postone weiß, wie unabdingbar die Ausdehnung der Wertproduktion für den Kapitalismus ist, geht aber fraglos davon aus, dass die kapitalistische Produktionsweise das für sie Unabdingbare auch so lange sicher-

stellen kann, bis sie eines Tages von einer Emanzipationsbewegung aufgehoben wird.

Die Marx'sche Darstellung in den *Grundrissen* ist eigentlich eindeutig: Indem der Kapitalismus die Quelle allen Werts, die lebendige Arbeit, eliminiert, entzieht er sich die eigene Existenzgrundlage. Postone betont stattdessen, dass solange die kapitalistische Ordnung herrscht, »eine allgemeine Reduktion der gesellschaftlich notwendigen Arbeit ... nicht stattfinden kann« (Postone 2003, S. 563), weil dies mit der gesellschaftlichen Reichtumsform des Werts nicht kompatibel ist. Dementsprechend hat für ihn die historische Veränderung des Wertmaßstabs im Gefolge der historischen Basisdynamik nur insofern eine Bedeutung als »der Kapitalismus über sich selbst hinaus auf die Möglichkeit einer zukünftigen Gesellschaft verweist, die auf einer anderen Form der gesellschaftlichen Vermittlung beruht« (Postone 2003, S. 567) als der wertförmigen. Für sich genommen ist gegen diese Überlegung nichts einzuwenden. Je länger der kapitalistische Widerspruchsprozess andauert, desto deutlicher zeichnet sich in der Tat die »Nicht-Notwendigkeit wertbildender Arbeit« (Postone 2003, S. 252) ab. In dem Kontext der Postone'schen Argumentation kommt diesem Gedanken indes eine fragwürdige Funktion zu. Insofern nämlich die historische Entfaltung des Selbstwiderspruchs der kapitalistischen Produktionsweise[12] nur dazu führen soll, die Spannung zwischen Möglichem und Wirklichem immer weiter zu verschärfen, kann Postone von diesem Widerspruch sprechen und sich gleichzeitig in Sachen Krisentheorie bedeckt halten. Die naheliegende Frage, was denn passiert, wenn jene Spannung nicht emanzipatorisch aufgelöst wird und der Prozess der Verdrängung lebendiger Arbeit immer weiter voranschreitet, stellt er gar nicht erst – sie ließe sich ohne einen krisentheoretischen Zugang auch nicht stringent beantworten. Der Selbstwiderspruch des Kapitalismus, die Arbeit isolierter Privatproduzenten als die einzige Quelle des Werts zu setzen und diese Quelle gleichzeitig zu eliminieren, erschöpft sich nämlich keineswegs in dem Widerspruch zwischen der »disponiblen Zeit«, die eine freie Gesellschaft

[12] Postone (2003) spricht zu Recht von einer »immanenten, historisch richtungsgebundenen Dynamik« (so etwa auf S. 286).

auf dem heutigen Produktivitätsniveau bereits hätte (Möglichkeit) und der tatsächlichen Herrschaft der abstrakten Arbeit (Wirklichkeit); dieser Widerspruch hat noch eine zweite, die Reproduktionsfähigkeit der kapitalistischen Produktionsweise betreffende Dimension. Die Veränderung des Wertmaßstabs hat, völlig unabhängig vom Gedanken einer möglichen Befreiung der Gesellschaft vom Diktat der Wertverwertung, für die kapitalistische Entwicklung selber immense Auswirkungen. Sie bildet den abstraktesten kategorialen Kern der Systemkrise.

Um den Blick dafür zu öffnen, muss man bei der Historisierung der kapitalistischen Kategorien allerdings einen Schritt weiter gehen als Postone. Nicht nur der Wertmaßstab hat eine über seine Installationsgeschichte hinausgehende kapitalistische Binnengeschichte und unterliegt einer ganz bestimmten historischen Dynamik; gleiches gilt auch für die aus tatsächlicher Arbeitsvernutzung entstammende Wertmasse und die Wertsubstanz. Auch diese beiden Kategorien unterliegen einem eindeutigen, wenn auch etwas komplizierteren historischen Entwicklungstrend. Mit der zunehmenden Vergesellschaftung der Produktion nimmt zwar die Masse der Arbeitskraft, die auf den Arbeitsmarkt drängt, beständig zu, ein immer geringerer Teil der verkauften Arbeitskraft wird aber vom Kapital als wertproduktive Arbeit[13] vernutzt und trägt zur Bildung von Wertsubstanz bei. Sobald die Vergesellschaftung der Produktion so weit vorangeschritten ist, dass die Anwendung der Wissenschaft die unmittelbare Produktionsarbeit als Hauptproduktivkraft ablöst, erreicht dieser schleichende Prozess eine kritische Schwelle. Die relative Abnahme der Masse der wertproduktiven Arbeit schlägt in eine absolute Abnahme um. Bis dahin wuchs der Umfang der produzierten Wertmasse im säkularen Trend, jetzt setzt die umgekehrte Entwicklung ein.

Postone führt eine dem traditionellen Marxismus fremde, für den wertkritischen Ansatz aber zentrale Analyse-Ebene ein. Das marxistische Denken kennt prinzipiell keine die Basiskategorien betreffende kapitalistische Binnengeschichte im eigentlichen Sinn.[14] Indem Postone die der Entwicklung des Wertmaßstabs

[13] Vgl zum Problem der Abgrenzung von produktiver und unproduktiver Arbeit Samol (2006).

[14] Zwar wussten die reflektierten Vertreter dieser Richtung durchaus, dass Wert und

eigene historische Dynamik untersucht, bricht er diese Denkweise auf und geht damit einen entscheidenden Schritt weiter, auch wenn er die darin angelegten krisentheoretischen Implikationen ausblendet.

6. Die Entsorgung des kritischen Gehalts der Wertformanalyse und der Marx'schen Krisentheorie durch Michael Heinrich

Keine gesellschaftskritische Theorie ist davor gefeit, in die Hände von Erben zu fallen, die als Weiterentwicklung des Ansatzes verstehen, was de facto seine Abwicklung zum Inhalt hat. Die Frankfurter Schule war mit Jürgen Habermas geschlagen, der die Kritische Theorie in eine unkritische Theorie des Kommunikativen Handelns überführte. Ein ähnliches Schicksal hat aber auch die Wertformanalyse der 1970er Jahre ereilt. Als die Gesellschaftskritik in den 1980er und 1990er Jahren insgesamt in eine Phase extremer Defensive geriet, nahm nicht nur das Interesse an der »Neuen Marx-Lektüre« rapide ab, im verbliebenen Spektrum setzten sich Positionen durch, die deutlich hinter das Reflexions- und Kritikniveau der früheren Debatte zurückfielen. Das wirkt leider noch immer nach. Weiterführende Ansätze, wie der von Postone, spielen in den an der Wertformanalyse der 1970er Jahre anknüpfenden Debatten bis heute allenfalls eine marginale Rolle. Stattdessen sind Autoren tonangebend, deren Versuch, die Marx'sche Theorie auf »die Höhe der Zeit heben«, letztlich auf eine Anpassung an den Zeitgeist der 1990er Jahre hinausläuft. Der wichtigste Vordenker dieser Richtung ist Michael Heinrich, der zwar die von Backhaus und den anderen Gründungsvätern der »Neuen Marx-Lektüre« entwickelte Kritik am Wertbegriff des traditionellen Marxismus aufgreift und zu Recht betont, dass dieser der

abstrakte Arbeit nicht vom Himmel gefallen sind, sondern so etwas wie eine Installationsgeschichte haben, damit hatte es aber auch sein Bewenden. Sind Wert und abstrakte Arbeit erst einmal etabliert und von allen vorkapitalistischen Schlacken befreit und rein herausgebildet, dann machen sie dem landläufigen marxistischen Verständnis nach keine weitere Entwicklung mehr durch.

positiven Arbeitswerttheorie der Klassik entspreche, aber nur um die Sprengkraft dieses Gedankens sofort wieder zu entschärfen. Rosdolsky, Reichelt und Backhaus haben die Kritik der Politischen Ökonomie aus der Nachbarschaft von Ricardo und Smith herausgelöst und als Kritik der kapitalistischen Reichtumsform gefasst, auch wenn sie die Stellung der Arbeit als spezifisch kapitalistisches Syntheseprinzip nicht erkannt haben. Heinrich nutzt dieses Manko, um die Kritik der Politischen Ökonomie in eine mindestens genauso dubiose Nachbarschaft zu versetzen. Sein erstmals 1991 erschienenes Buch *Die Wissenschaft vom Wert* stellt ein Projekt der »nachholenden Modernisierung« der Marx'schen Theorie dar. Seine marxphilologischen Bemühungen sind darauf ausgelegt, die Basiskategorien der Kritik der Politischen Ökonomie den Grundannahmen der VWL des 20. Jahrhunderts anzupassen und damit akademisch hoffähig zu machen.

Als Jürgen Habermas 1980 für seine Verdienste um die Entsorgung der Kritischen Theorie mit dem Theodor W. Adorno-Preis ausgezeichnet wurde, war Adorno schon elf Jahre tot. Der Namensgeber der Ehrung hatte keine Gelegenheit mehr gehabt, zur Habermas'schen Neuinterpretation der Kritischen Theorie persönlich Stellung zu beziehen. Michael Heinrich war dieses Glück nicht beschieden. Nach dem Erscheinen der *Wissenschaft vom Wert* hielten Backhaus und Reichelt mit ihrer Einschätzung nicht hinter dem Berg, was von dieser vermeintlichen Weiterentwicklung der Neuen Marx-Lektüre zu halten sei. In einem 1995 in den *Beiträgen zur Marx-Engels-Forschung* erschienenen Aufsatz (Backhaus/Reichelt 1995) haben beide unmissverständlich klargelegt, warum Heinrich hinter den erreichten Stand der Reflexion zurückfällt. Heinrichs Marxinterpretation sei schon im Ansatz verfehlt, weil sie das in der VWL vorherrschende Unverständnis für die Fetischkategorie des Werts reproduziere: »Was Marx theoretisch anzielte, ist eine reale Verkehrung, ein Vorgang, der sich nicht auf die bewußte abstrahierende Begrifflichkeit der beteiligten Subjekte reduzieren läßt und trotzdem eine Abstraktion darstellt, eine Realabstraktion« (Backhaus/Reichelt 1995, S.74). Heinrich bemühe zwar gelegentlich den Begriff der Realabstraktion, aber nur, indem er dessen Sinn auslöscht: »Wenn Heinrich

das Wort ›Abstraktion‹ bei Marx findet, wird von vornherein unterstellt, daß es sich nur um einen Abstraktionsprozeß nach nominalistischer Auffassung handeln kann« (Backhaus/Reichelt 1995, S.87). Vor diesem Hintergrund weisen Reichelt und Backhaus auch Heinrichs Kritik am Marx'schen Gedanken einer Wertsubstanz zurück. Dass Heinrich darin einen falschen Naturalismus erkennen will, sei seinem nominalistisch verkürzten Abstraktionsbegriff geschuldet. Nicht die Vorstellung einer Wertsubstanz ist obsolet, vielmehr sei Heinrichs Argumentation haltlos, der zufolge »den Waren erst innerhalb des Austausches Wert und Wertgröße zukommt« (Backhaus/Reichelt 1995, S.66). Damit führe Heinrichs vermeintliche Fortentwicklung der Kritik der Politischen Ökonomie nämlich – auch wenn er sich dagegen zu verwahren versucht – zum Ausgangspunkt der für die VWL verbindlichen atomistischen Theorie zurück: »Im Einklang mit ... [den] Paradigmen der atomistischen Theorie, gibt es für Heinrich eine absolute Zweiteilung der Ökonomie in naturale Realsphäre, in der keine Waren, sondern Produkte hergestellt werden, und der Sphäre des Austausches« (Backhaus/Reichelt 1995, S. 68).

Es ist eigentlich ein theoretisches Armutszeugnis, dass Heinrich auf diese schlagende Kritik zweier Vordenker der Wertformanalyse nie ernsthaft geantwortet hat[15] und dass dies seinem Nimbus als reflektiertem Marxkenner im linksakademischen Milieu in keiner Weise geschadet hat. Ob man dies nun als Symptom für den allgemeinen Verfall des Reflexions- und Diskussionsniveaus in diesem Spektrum werten will oder vor allem als Indiz dafür, wie ausgeprägt das von Heinrich bediente Bedürfnis nach einer modernen, VWL-kompatiblen Interpretation der Kritik der Politischen Ökonomie ist – auf alle Fälle wirft es ein Schlaglicht darauf, wie weit zumindest ein erheblicher Teil der jüngeren »Neuen Marx-Lektüre« vom ursprünglichen Anliegen dieser Richtung abgerückt ist.

Die Marx'sche Kritik der Politischen Ökonomie spielt in den linken Debatten schon lange kaum mehr eine Rolle. Was den reformistischen Flügel angeht, so

[15] Darauf hat schon Norbert Trenkle vor über zehn Jahren hingewiesen, und in der Zwischenzeit hat sich daran nichts geändert (Trenkle 2000b).

hat der sich bereits in den 1980er Jahren von Marx verabschiedet, um seinen theoretischen Bezugsrahmen in den Arbeiten des bürgerlichen Ökonomen Keynes zu finden. In der linksradikalen Debatte beherrschen vornehmlich Positionen die Szene, die das Kapitalverhältnis als rein subjektives Verhältnis fassen, allen voran der Postoperaismus. Vor diesem Hintergrund reicht die Tatsache aus, dass Michael Heinrich überhaupt die Kategorie des Werts im Munde führt und gelegentlich Begriffe wie »automatisches Subjekt« bemüht, um die Unterschiede von Heinrichs »Wissenschaft vom Wert« und dem in der *Krisis* entwickelten Ansatz als sekundär erscheinen zu lassen. Beide Positionen werden in den hiesigen linken Debatten häufig als artverwandt betrachtet und dementsprechend als konkurrierende Spielarten von Wertkritik unter einem gemeinsamen Label zusammengefasst.

Natürlich ist nicht verborgen geblieben, dass Heinrich und die *Krisis* krisentheoretisch diametral entgegengesetzte Positionen vertreten. Heinrich steht für eine fast schon buddhistisch anmutende Auffassung kapitalistischer Krisen: Für ihn stellen Krisen immer nur Reinigungskrisen dar, die jeweils einen Zyklus kapitalistischer Erneuerung einleiten. Die *Krisis* folgt demgegenüber Marx und geht von einer inneren Schranke der kapitalistischen Produktionsweise aus, deren Existenz in den periodischen Krisen aufscheint. Dieser Unterschied ist zu offensichtlich, als dass die Auseinandersetzung darüber in den linken Debatten übersehen werden könnte; allerdings wird sie oft als Streit über einen Spezialgegenstand verstanden.

In Wirklichkeit reichen die Differenzen indes wesentlich tiefer. Die krisentheoretische Kontroverse entspringt gegensätzlichen Auffassungen von den Grundkategorien der Kritik der Politischen Ökonomie. Der Streit darüber, ob die kapitalistische Produktionsweise an einer inneren Schranke scheitern muss oder nicht, bewegt sich keineswegs innerhalb des gleichen theoretischen Bezugsrahmens, er ist vielmehr Teil einer Auseinandersetzung um den kategorialen Bezugsrahmen selbst.

Für die falsche Wahrnehmung, die Differenzen seien gar nicht so fundamental, ist freilich nicht allein die Leserschaft verantwortlich. Auf seine Weise leistet

auch Michael Heinrich dem Eindruck Vorschub, bei den krisentheoretischen Divergenzen handle es sich um eine isolierbare Sonderfrage. Wie Backhaus und Reichelt schon festgestellt haben, argumentiert Michael Heinrichs in seiner *Wissenschaft vom Wert* auffallend inkonsistent.

Dreh- und Angelpunkt von Heinrichs Ansatz ist die Entsorgung der Vorstellung einer Wertsubstanz. Um das Wertverhältnis von diesem Gedanken abzulösen, verkürzt er das Produktionsverhältnis Wert, die Beziehung getrennter Privatproduzenten, auf ein bloßes Zirkulationsverhältnis. Glaubt man Heinrich, so »existiert« der Wert »als die gesellschaftliche Beziehung der Waren« nur im Austausch, »außerhalb des Austauschs«, so Heinrichs Behauptung, sei »der Warenkörper nicht Ware, sondern bloßes Produkt.« (Heinrich 1999, S. 216) Allein mit dieser These sind aber gleich zwei tragende Säulen aus dem Gesamtgebäude der Kritik der Politischen Ökonomie herausgesprengt.

Zunächst einmal ist mit dieser Deutung die Stellung des Werts als einer von der Oberflächenkategorie des Preises klar abgrenzbare Basiskategorie dahin. In der Marx'schen Sicht markiert der erfolgreiche Verkauf der Waren den Übergang vom grundlegenden Wertverhältnis zur erscheinenden Oberfläche der Preisbeziehungen. Indem Heinrich diese Transformation mit der Wertbildung zusammenfallen lässt, wird vollkommen mysteriös, worin überhaupt noch der Unterschied und die logische Beziehung dieser beiden Kategorien bestehen soll. Die VWL, Heinrichs implizites Vorbild, die ebenfalls nur die Zirkulation kennt, argumentiert an diesem Punkt konsequenter als Heinrich. Sie kennt überhaupt nur die Preisebene und sieht in der Annahme eines vom Preis unterschiedenen Werts metaphysischen Unfug. Als »Marxist« verbietet es sich Heinrich, diesen Schritt zu vollziehen, obwohl er eigentlich in der Logik seiner Argumentation läge. Statt die Wertkategorie in die theoretische Rumpelkammer zu verbannen, entkleidet er sie ihres theoretischen Inhalts, indem er zwei voneinander getrennte und auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen angesiedelte Momente der Marx'schen Theorie zusammengeworfen und als komplementäre, nebeneinander stehende und angeblich gleichrangig in die Wertbestimmung eingehende Gesichtspunkte behandelt: nämlich die schon zu Beginn d*es ersten Bandes des*

Kapitals entwickelte grundlegende Bestimmung des Werts der Waren durch die zu ihrer Produktion notwendige gesellschaftliche Durchschnittsarbeit und die nachgeordneten Überlegungen aus dem dritten Band des *Kapitals*, denen zufolge dem Wert der nicht absetzbaren Waren die gesellschaftliche Anerkennung verwehrt bleibt und dieser sich gesellschaftlich als »ungültig« erweist. Durch dieses Zusammenwerfen wird aber nur verschleiert, worauf die Mystifikation der Wertrealisation zur eigentlichen Wertbildung hinausläuft: Die Wertkategorie ist de facto der Preiskategorie untergeordnet und hat ihre eigenständige Bedeutung eingebüßt.

Und noch eine andere Säule der Kritik der Politischen Ökonomie wird umgestürzt, wenn man wie Heinrich den Wert in den Austausch verlegt und die vorausgehende Warenproduktion zur simplen Güterproduktion umdefiniert: nämlich die Bestimmung der Wertgröße durch die notwendige gesellschaftliche Durchschnittsarbeit. Offiziell hält Heinrich, zumindest in Hinblick auf das Gesamtkapital, zwar an der gesellschaftlich notwendigen Durchschnittsarbeitszeit als dem Maß des Werts fest; die Verknüpfung von Wertgröße und Arbeitszeit hat aber auf dem Boden seiner Argumentation den Charakter einer völlig willkürlichen äußeren Setzung angenommen. Die notwendige gesellschaftliche Durchschnittsarbeitszeit gehört offensichtlich der kapitalistischen Produktion an und ist dem Austausch eindeutig vorgelagert. Wenn die Ware vor ihrem Eintritt in die Zirkulation aber weder Warencharakter haben noch Wertträger sein soll, dann ist auch diese Kategorie der gesellschaftlichen Formbestimmung vorgelagert. Wie kann sie als prägesellschaftliche Größe für die Bestimmung einer genuin gesellschaftlichen Kategorie wie der Wertgröße maßgeblich sein? Angesichts seiner eigenen Vorgabe ist das genauso wenig plausibel wie die Annahme, für die Wertgröße sei die jedes Jahr die Erde treffende Sonnenenergie bestimmend.

Heinrich nimmt eine offenkundig doppelbödige Position ein. Einerseits verwirft er zentrale Kategorien der Marx'schen Theorie, andererseits hantiert er, etwa wenn es um krisentheoretische Fragen geht, mit der Bestimmung der Wertgröße durch die gesellschaftliche Durchschnittsarbeitszeit einfach weiter. Das

lässt den Eindruck entstehen, er leiste eine immanente Kritik der Marx'schen Krisentheorie und ihrer Unzulänglichkeiten und seine Ablehnung der Marx'schen Krisendiagnose sei das Ergebnis einer konsequent weitergedachten Kritik der Politischen Ökonomie.[16]

Diese Doppelbödigkeit von Heinrichs Verfahren zwingt auch die Kritik an ihm zu einer zweigleisigen Vorgehensweise. Sie muss einerseits ans Licht fördern, welche falschen, aus der VWL übernommenen Prämissen er in die Kritik der Politischen Ökonomie hineinschmuggelt, und zum anderen muss sie die theoretischen Tricks und Finten aufdecken, mit denen, scheinbar auf der Grundlage der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie, die zentralen krisentheoretischen Überlegungen eskamotiert werden.

Vor allem auf den zweiten Aspekt des Henrich'schen Entsorgungsunternehmens sind andere *Krisis*-Autoren schon bei anderer Gelegenheit ausführlich eingegangen. Norbert Trenkle hat bereits in seinem Aufsatz »Weil nicht sein kann, was nicht sein darf« (Trenkle 2000a) nachgezeichnet, wie Heinrich die Marx'sche Krisentheorie unschädlich macht. Parallel zu dem hier präsentierten Text erscheint der Beitrag »Michael Heinrichs Fehlkalkulation der Profitrate«, in dem Peter Samol detailliert zeigt, auf welch schwachen Füßen Heinrichs Kritik an den zentralen krisentheoretischen Aussagen von Marx steht. Nicht nur dass Heinrich die Marx'sche Krisentheorie, wie das schon im traditionellen Marxismus üblich war, auf das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate verkürzt – auch seine Argumentation gegen dieses Gesetz ist alles andere als zwingend. Und auch was das Problem der Basiskategorien betrifft, liegt mit Norbert Trenkles »Im bürgerlichen Himmel der Zirkulation« (Trenkle 200b) seit geraumer Zeit eine Auseinandersetzung mit Heinrichs Arbeits- und Wertbegriff vor. Ein Gesichtspunkt, der sich vor dem Hintergrund der im vorliegenden Text angestellten Überlegungen indes aufdrängt, wurde bis dato noch nicht thematisiert. Die »Nachkorrekturen«, die Heinrich am Marx'schen Verständnis von Wert, Ware

[16] In Wirklichkeit steht durch die Verkürzung des Werts auf ein Zirkulationsphänomen und die Eliminierung des Problems der Realabstraktion das Ergebnis von Heinrichs Auseinandersetzung mit der Marx'schen Krisentheorie schon fest, bevor er sie überhaupt beginnt.

und Geld vornimmt, lassen sich auf einen Generalnenner bringen. Heinrich konvertiert die landläufige volkswirtschaftliche Sicht in marxistische Termini, indem er zentrale Begriffe der Kritik der Politischen Ökonomie in ex definitione statische, jeder inneren Entwicklungsdynamik von vornherein beraubte Kategorien überführt. Das eigentliche theoretische Fundament von Heinrichs Umgang mit der Marx'schen Krisentheorie ist ein konsequent unhistorisches Verständnis der Schlüsselkategorien der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie.

Auch wenn Heinrich ansonsten inkonsistent argumentiert, bei seinen Enthistorisierungsbemühungen geht er äußerst gründlich zu Werke. Das beginnt bereits mit seiner theoretischen Grundlegung: der Streichung der Wertsubstanz und der Reduktion des Wertverhältnisses auf die Wertform. Mit der Wertsubstanz erklärt er genau die Grundkategorie für gegenstandslos, die einem historischen Auszehrungsprozess unterliegt; übrig bleibt die Wert- und Warenform und damit die Grundkategorie, die sich, wie oben bereits ausgeführt, auf dem Boden der kapitalistischen Produktionsweise tatsächlich beharrlich reproduziert.

Dieser Vorgehensweise entspricht sein Umgang mit den Waren. Auch hier ist die Enthistorisierung mit Händen zu greifen. Ob Zementsack, Auto oder Papiertaschentuch, das gesellschaftliche Dasein eines Angehörigen des »Warenpöbels« (Marx) umfasst stets zwei Etappen. Jede Ware wird zunächst als Ware produziert, um anschließend als Ware zu zirkulieren. Der kapitalistische Produktionsprozess macht im Laufe der kapitalistischen Entwicklung ungeheure Umwälzungen durch – Umwälzungen, die, wie gezeigt, auch eine kategoriale Dimension haben. Die Welt der Zirkulation unterliegt dagegen keiner solchen Dynamik. Auf dem Boden der kapitalistischen Ordnung hat der bloße Austauschprozess immer den gleichen Inhalt. Indem Heinrich die innere Einheit von Warenproduktion und Zirkulation auflöst und die Waren ausschließlich in der zweiten Etappe, in der Sphäre der Zirkulation, als Waren anerkennt, hat er jede der Welt des Warenpöbels innewohnende historische Dynamik von vornherein wegdefiniert. In dem Bereich, in dem die Elementarform des kapitalistischen Reichtums einer realen historischen Dynamik unterliegt, der Produktion nämlich, ist für Heinrich die Ware gar keine Ware, sondern simples prägesellschaftliches Produkt. Nur das

simple Produkt betreffende Veränderungen können aber unmöglich das Fundament kapitalistischer Reichtumsproduktion in irgendeiner Weise berühren.

Marx ging bekanntlich von einem Grundwiderspruch zwischen Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnis aus. Nach der Umdefinition der Warenproduktion zur simplen Güterproduktion lässt sich dieser Grundwiderspruch nicht mehr denken. Heinrich nimmt das aber nicht zum Anlass, seine krude Verkürzung der Ware auf ein Zirkulationsphänomen zu hinterfragen; stattdessen entsorgt er die Dialektik von Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnis. Weil die Ware für Heinrich nur im Austausch Ware ist, verfällt jeder Versuch, von Veränderungen in der Produktion auf Veränderungen im System des kapitalistischen Reichtums zu schließen, dem Verdikt des »technischen Determinismus«.

Noch rigoroser springt Heinrich mit der »allgemeinen Ware«, dem Geld, um. Während er die besonderen Waren wenigstens, soweit sie sich in der Zirkulation befinden, noch als Waren anerkennt, wird das Geld gleich vollständig aus dem Warenkosmos ausgebürgert. Glaubt man Heinrich, dann war Marx mit dem Gedanken einer Geldware völlig auf dem Holzweg. Heinrich macht sich stattdessen die nominalistische Geldvorstellung der VWL eins zu eins zu eigen und spricht Marx' »Königin der Waren« pauschal den Warencharakter ab. So viel räumt Heinrich gerade noch ein: In der Gestalt des Goldes gab es früher einmal eine Geldware. Deren Existenz stellt für Heinrich aber von vornherein eine überwundene Verirrung dar. Mit der Demonetarisierung des Goldes sei die Geldware als »vermeidbares Hindernis der kapitalistischen Reproduktion« (Heinrich 2004, S. 161) ein für allemal abgeschafft worden. Die Geschichte des Geldes schrumpft zu einem vermeintlichen Entpuppungsprozess, in dem das Geld zu dem wird, was es seiner logischen Stellung im System des kapitalistischen Reichtums nach angeblich immer schon war: zu einem bloßen Symbol. Heinrich kommt gar nicht erst auf die Idee, dass auch das Geld einen historischen Prozess durchlaufen haben könnte, der zwar seine Darstellungsform tangiert, nicht jedoch seinen Warencharakter. Genau dieser Wechsel der Geldware ist aber

ein entscheidendes Moment im fundamentalen Krisenprozess (Lohoff/Trenkle 2012, S. 152f.). Daher soll er hier abschließend kurz skizziert werden.

7. Der Missing Link der Krisentheorie: Die kategoriale Analyse des fiktiven Kapitals

Zur Erinnerung noch einmal der Ausgangspunkt des vorliegenden Textes: Die Kritik der Politischen Ökonomie erkennt in Wert und Ware ganz spezifische Reichtumsformen. Diese bilden sich nur dort als allgemeine Formen heraus und übernehmen die Vermittlung des gesellschaftlichen Zusammenhangs, wo die Menschen als isolierte Privatproduzenten zueinander in Beziehung treten: also allein im Kapitalismus. Die kapitalistische Reichtumsform hat etwas hochgradig Verrücktes. Indem die Menschen sich nicht direkt über ihren gesellschaftlichen Zusammenhang verständigen und stattdessen ihre Arbeitsprodukte für sich kommunizieren lassen, verwandelt sich der von ihnen selber geschaffene Reichtum in eine realmetaphysische, eigenen Bewegungsgesetzen folgende Macht.

Der bürgerlichen Ökonomietheorie, allen voran der modernen VWL, ist der realmetaphysische Charakter des kapitalistischen Reichtums ein Buch mit sieben Siegeln. Stattdessen unterstellt sie, bei der kapitalistischen Produktionsweise handle es sich um den Inbegriff einer vernünftigen Wirtschaftsweise. Dieser Basisannahme liegen zwei gegenläufige, sich dabei aber ergänzende Mystifikationen zugrunde. Zum einen wird die Auflösung der Gesellschaft in getrennte Privatproduzenten und damit die Verwandlung der von den Menschen geschaffenen Güter in realmetaphysischen Reichtum immer schon als selbstverständlich vorausgesetzt. Die Reduktion von Reichtum auf Warenreichtum erscheint als die natürlichste Sache der Welt. Die VWL kennt überhaupt nur monetäre Größen und damit nur Erscheinungsformen der Realmetaphysik des Werts. Zum andern setzt sie den spezifisch kapitalistischen Reichtum mit simplem sinnlich-stofflichem Güterreichtum ineins, abstrahiert also vom spezifischen Inhalt des kapitalistischen Reichtums. Die kapitalistische Wirtschaftsweise erscheint so

kontrafaktisch als eine auf die Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse ausgerichtete Wirtschaftsweise.

Wie schon eingangs dieses Beitrags betont, setzen die höchst unscharfen und dabei in sich widersprüchlichen Grundannahmen vom Wesen des kapitalistischen Reichtums der Erklärungskraft der Wirtschaftswissenschaft enge Grenzen. Vor allem hindern sie sie an der Entwicklung eines für die Analyse der Krisen der kapitalistischen Produktionsweise geeigneten theoretischen Instrumentariums. Die Unfähigkeit der Wirtschaftswissenschaften, Krisen zu erklären, ist dermaßen eklatant, dass sie sogar von den Insidern konstatiert wird. Angesichts der immer neuen Krisenschübe, die das kapitalistische Weltsystem seit Herbst 2008 durchmacht, räumen die reflektierteren Vertreter der VWL inzwischen den Bankrott ihrer Disziplin offen ein und fordern eine grundsätzliche Neuausrichtung aller Wirtschaftstheorie. Allerdings steht heute schon fest, dass diese Umorientierungsversuche keinen Erfolg bringen können. Nicht die eine oder andere wirtschaftswissenschaftliche Schule, nicht eine bestimmte Ökonomen-Generation hat nämlich versagt; die Prämisse, auf der seit Adam Smiths Zeiten die bürgerliche Ökonomie beruht: das aller bürgerlichen Ökonomie zugrunde liegende mystifizierende Verständnis der kapitalistischen Reichtumsform, ist bereits das Problem.

Die bürgerliche Ökonomietheorie mystifiziert Ware und Wert bzw. deren Erscheinungsformen zu universellen Kategorien jeder über blanke Selbstversorgung hinausgehenden Wirtschaftsweise, also jeder arbeitsteiligen Gesellschaft. Deshalb muss ihr die Krisentheorie auf ewig ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Ganz anders die Kritik der Politischen Ökonomie. Indem diese den spezifischen Charakter von Wert und Ware als genuin kapitalistische Reichtumsformen herausarbeitet, kann sie nicht nur die Frage aufwerfen, warum das System der Wertverwertung im Unterschied zu allen früheren Produktionsweisen immer wieder aus seiner eigenen Logik heraus Krisen hervorbringt; sie hat damit zugleich den Schlüssel zur Antwort schon in der Hand. Damit aber nicht genug. Als radikale Kritik der kapitalistischen Reichtumsform ist die Kritik der Politischen Ökonomie prädestiniert, dort zu glänzen, wo sich die Wirtschaftswissenschaft

bis auf die Knochen blamieren muss: bei der Analyse der fundamentalen Krise, in der die kapitalistische Entwicklung im 21. Jahrhundert kulminiert.

Allerdings müssen bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein, damit sich das der Kritik der Politischen Ökonomie eigene enorme analytische Potential auch wirklich nutzbar machen lässt. Zunächst einmal ist es erforderlich, einen Weg der Theoriebildung einzuschlagen, der dem in den letzten Jahrzehnten von den Marxisten verfolgten Kurs diametral entgegengesetzt ist. Nichts ist so verheerend wie der fast allen linken Ökonomen gemeinsame Drang, den Unterschied zwischen der Kritik der Politischen Ökonomie und den bankrotten positiven Wirtschaftswissenschaften einzuebnen. Nichts ist so überflüssig wie die abgeschmackten Versuche, Marx mit Keynes zu verheiraten oder ihn auf die Vorgaben der VWL zurechtzustutzen, wie etwa Heinrich es tut.

Das ist freilich nur die eine Voraussetzung. Eine bloße »Rekonstruktion« des bei Marx bereits erreichten Standes der Kritik der Politischen Ökonomie allein liefert noch nicht das begrifflich-kategoriale Rüstzeug, mit dem sich alle zentralen Widersprüche des heutigen Kapitalismus verstehen lassen. Um die derzeitige Weltmarktkrise im Marx'schen Sinn *»als die reale Zusammenfassung und gewaltsame Ausgleichung aller Widersprüche der bürgerlichen Ökonomie«* (MEW 26.2., S. 510) fassen zu können, ist es zusätzlich unabdingbar, die Kritik der Politischen Ökonomie mit Marx über Marx hinauszutreiben.

Vor allem an einem für die Analyse des heutigen Kapitalismus ganz entscheidenden Punkt ist das System der Kritik der Politischen Ökonomie in der Marx'schen Fassung unvollständig geblieben. Mit unendlicher Akribie hat Marx die Geheimnisse des »Warenfetischs« gelüftet, also das soziale Verhältnis auseinandergelegt, das die für die Gütermärkte produzierten Waren vermitteln. In Verbindung mit der Entdeckung des spezifischen Gebrauchswerts der Ware Arbeitskraft hat ihn das in den Stand versetzt, den Kreislauf des fungierenden Kapitals zu verstehen. Dagegen ist seine Analyse der die Geld- und Kapitalmärkte bevölkernden Waren (Aktien, Schuldtitel aller Art etc.) entgegen Marx' ursprünglicher Absicht über fragmentarische Ansätze nicht hinausgekommen.[17]

[17] Der ursprüngliche Aufbauplan für sein Hauptwerk sah noch ein eigenes Buch zum

Im fünften Abschnitt von Band 3 des *Kapitals* kommt Marx zwar darauf zu sprechen, dass der Kapitalismus nicht nur Tomaten und Textilien in Waren verwandelt, sondern dass auch Geld in seiner Gebrauchswerteigenschaft als potentielles Kapital zur Ware wird[18]; die Darstellung bricht indes ab, bevor die entscheidende Frage ins Blickfeld gerät, geschweige denn gelöst wird: Wie verändert die Aufstockung der Warenwelt um eine zweite Etage das System der kapitalistischen Reichtumsproduktion? Wie fügt sich die Akkumulation dieser von Marx als fiktives Kapital bezeichneten Art von Waren logisch in den Gesamtakkumulationsprozess ein? Die marxistische Diskussion hat es versäumt, die an diesem Punkt unvollständig gebliebene Marx'sche Darstellung des Systems des kapitalistischen Reichtums zu komplettieren (vgl. Lohoff/Trenkle 2012, S. 110ff.). Stattdessen hat es sich eingebürgert, das nicht ausreichend Behandelte als im Grunde unwesentlich beiseite zu schieben. In der marxistischen Diskussion wird üblicherweise der Akkumulationsprozess des Gesamtkapitals mit der Akkumulationsbewegung des fungierenden Kapitals gleichgesetzt und damit die Bedeutung der auf den Geld- und Kapitalmärkten gehandelten Waren heruntergespielt.

Zu Marx' Lebzeiten war die Vermehrung der an den Finanzmärkten gehandelten Waren für die Gesamtakkumulation nur eine Marginalie. Insofern ist es auch den Zeitumständen geschuldet, warum Marx der zweiten Etage des warenproduzierenden Systems bei weitem nicht die Aufmerksamkeit schenkte, die er der ersten und damit der Bewegung des fungierenden Kapitals widmete. Was die Analyse der Krisen des 19. Jahrhunderts angeht, hat das Fehlen einer kohärenten, in den Gesamtbau der Kritik der Politischen Ökonomie integrierten Theorie der Ware Kapital und ihrer Eigenarten die Erklärungskraft der Marx'schen Analyse nicht weiter beeinträchtigt. Das sieht indes, was die Untersuchung späterer Phasen kapitalistischer Entwicklung angeht, anders aus. Schon der Übergang von

Kreditwesen vor (vgl. MEW 42, S. 42). Das blieb aber ungeschrieben.

[18] »In dieser Eigenschaft als mögliches Kapital, als Mittel zur Produktion des Profits, wird es Ware, aber eine Ware sui generis [von eigener Art]. Oder was auf dasselbe herauskommt, Kapital als Kapital wird zur Ware« (MEW 25, S. 351).

der Großen Depression der 1930er Jahre zum Nachkriegsboom lässt sich nicht wirklich verstehen, wenn man die Rolle nicht begreift, die dabei die Ausweitung der Kreditgeldschöpfung gespielt hat (vgl. Lohoff/Trenkle 2012, S. 177ff.). Der zeitgenössische Kapitalismus, bei dem die Vermehrung des fiktiven Kapitals zum eigentlichen Zentrum der Kapitalakkumulation geworden ist, bleibt aber ohne ein aus der Kritik der Politischen Ökonomie selber abgeleitetes und in deren Kategorien fundiertes Verständnis der Bewegungsgesetze der auf den Geld- und Kapitalmärkten gehandelten Waren vollends ein Buch mit sieben Siegeln. Solange marxistische Ökonomen die Kapitalvermehrung in der Wunderwelt des fiktiven Kapitals nicht als eigene Sphäre der Kapitalakkumulation ernst nehmen, deren Dynamik darauf beruht, dass zukünftiger Wert in die Gegenwart gesaugt wird, stehen sie dem heutigen Kapitalismus genauso desorientiert und begriffslos gegenüber wie ihre VWL-Kollegen.

Bei der Formulierung des wertkritischen Ansatzes wurde dem Problem des fiktiven Kapitals insofern von Anfang an Rechnung getragen, als wir uns durch die Mitte der 1980er Jahre einsetzende Boomphase nicht den Blick dafür vernebeln ließen, wie die dritte industrielle Revolution die Grundlage des Wertverwertungssystems unterminiert. Schon in frühen Publikationen der *Krisis*-Gruppe wurde betont, dass der neuerliche Akkumulationsschub, der vielen Kritikern als der Beweis für die ewige Regenerationsfähigkeit des Kapitalismus galt, nicht mehr von der Ausdehnung tatsächlicher Arbeitskraftvernutzung getragen wurde, sondern von der Akkumulation fiktiven Kapitals, also vom prekären Vorgriff auf künftige Wertproduktion. Die theoretische Untermauerung dieses Arguments – das nämlich erklärt, warum die strukturelle Krise der Wertverwertung nicht unmittelbar in eine manifeste Krise einmündet, sondern dies erst nach einer langen zeitlich Verzögerung geschieht – blieb allerdings, aus heutiger Sicht, lückenhaft. In dem Buch »Die große Entwertung« (Lohoff/Trenkle 2012) haben wir den Versuch unternommen, diese von Marx ererbte Lücke zu schließen, und eine um die systematische Analyse des fiktiven Kapitals erweiterte Warenformkritik vorgelegt. Unter Rückgriff auf Fragmente aus dem 3. Band des *Kapitals* beschäftigt sich der zweite Teil des Buches mit dem besonderen Charakter von

Eigentumstiteln wie Aktien, Schuldtiteln und Derivaten, die als Waren 2ter Ordnung gefasst werden, um zu betonen, dass sie eine eigene Abteilung innerhalb des Warenuniversums konstituieren und spezifischen Bewegungsgesetzen folgen.[19] Damit verlor die Rede vom »Anzapfen künftiger Wertproduktion« ihren eher deskriptiv-metaphorischen Charakter und gewann eine klar umrissene wertformanalytische Bedeutung, die sich folgendermaßen knapp umreißen lässt.

Das Warenuniversum setzt sich aus zwei Abteilungen zusammen: erstens aus den auf den Gütermärkten gehandelten Waren 1ter Ordnung und zweitens aus den auf den Geld- und Kapitalmärkten gehandelten Waren 2ter Ordnung (Aktien, Schuldtitel usw.). Beide Warentypen repräsentieren kapitalistischen Reichtum, freilich in höchst unterschiedlicher Weise. Die ersteren stellen insofern Elemente des kapitalistischen Reichtums dar, als sich in ihnen tatsächlich verausgabte produktive Arbeit »vergegenständlicht«, was sie zu Repräsentanten von Wert macht. Aber auch die Vermehrung der von der marxistischen Theoriebildung sträflich vernachlässigten Waren 2ter Ordnung bedeutet zunächst eine Vergrößerung des kapitalistischen Reichtums. Solange Eigentumstitel als realisierbar erscheinen, jedoch noch nicht realisiert sind, repräsentieren sie Kapital gewordenen künftigen Wert. In der Beziehung von Schuldner und Gläubiger, von Eigentumstitelkäufer und -verkäufer erreicht die Verrücktheit der kapitalistischen Reichtumsform im Kapitalfetisch als dem Realfetisch der besonderen Ware Geldkapital ihren absoluten Höhepunkt. Indem Eigentumstitel ausgegeben werden und Käufer finden, stellt sich das Ergebnis künftiger Arbeit, also künftige Wertproduktion – Wertproduktion, die es möglicherweise nie geben wird - heute bereits als gesellschaftliches Zusatzkapital dar (Trenkle/Lohoff 2012, S. 124ff.).[20]

Wie weiter oben schon skizziert, orientiert sich die Marx'sche Kritik der Politischen Ökonomie an folgendem krisentheoretischen Leitmotiv: Das Kapital überwindet seine inneren Widersprüche stets dadurch, dass es diese auf eine

[19] Eine eingehendere Auseinandersetzung mit diesem Warentypus werde ich in Kürze unter dem Titel »Der Kapitalfetisch« an dieser Stelle veröffentlichen.

[20] Als Auszug auch veröffentlicht unter http://www.krisis.org/2012/die-elementarform-des-finanzindustriellen-reichtums-leseprobe

neue Stufenleiter hebt. Das schließt gerade in Hinblick auf die großen Weltmarktkrisen ein, dass deren Bewältigung nicht nur den Keim weiterer Krisen in sich trägt, sondern darüber hinaus nur um den Preis der Schaffung zusätzlicher Krisendimensionen zu haben ist. Marx konnte freilich nicht ahnen, wie weit diese Dialektik von Krisenlösung durch Widerspruchserweiterung und Krisenpotenzierung gehen würde gehen können. Seine Krisentheorie gipfelt noch in der Vorstellung einer dem Kapitalismus als Wertverwertungssystem gesetzten inneren Schranke. Die historische Entwicklung hat diesen Gedanken keineswegs obsolet gemacht, sondern bestätigt ganz im Gegenteil dessen Virulenz. Trotzdem zwingt sie dazu, über den Widerspruchshorizont hinauszudenken, der Marx vor Augen stand. Das kapitalistische Weltsystem hat nämlich einen Zusatzwiderspruch entwickelt, der es ihm zunächst einmal erlaubt hat, sich über diese innere Schranke hinwegzusetzen. Es hat sich eine neue, freilich extrem prekäre Grundlage geschaffen, indem es die beschleunigte Vorabkapitalisierung künftigen Werts zum eigentlichen Inhalt der Akkumulation gemacht hat. Weit davon entfernt, den Kapitalismus krisenfrei zu machen, impliziert diese Metamorphose, dass die große Weltmarktkrise im 21. Jahrhundert notwendigerweise den Charakter einer doppelten Systemkrise annimmt. In ihr überlagern sich die durch das Voranschreiten der Verwissenschaftlichung der Produktion immer weiter verschärfende strukturelle Krise der Wertverwertung einerseits und die Krise der Wertantizipation andererseits.

8. Der übersehene Wechsel der Geldware

Die kategoriale Bestimmung der auf den Geld- und Kapitalmärkten zirkulierenden Eigentumstitel als eine eigene Sorte von Waren (Waren 2ter Ordnung), die spezifischen Bewegungsgesetzen folgen und auf ihre Weise zur Akkumulation kapitalistischen Reichtums beitragen, bedeutet eine Erweiterung der Kritik der Politischen Ökonomie über den bisherigen Stand hinaus. Sie impliziert allerdings auch, dass ein weiteres zentrales Moment der Marx'schen Theorie neu gedacht werden muss und kann: die Geldtheorie. Wenn Marx Geld als die

»allgemeine Ware« bestimmt, dann ist seiner Darstellung stets unterstellt, dass sich die Geldware aus den Reihen der auf den Gütermärkten gehandelten Waren rekrutiert. Hinter allem Geld steht für Marx letztlich das Edelmetall Gold. Das war nicht nur empirisch zu Marx' Lebzeiten völlig richtig; solange das fungierende Kapital die alles beherrschende Form des Kapitals bildet und die Waren 2ter Ordnung im System der kapitalistischen Reichtumsproduktion nur eine Randrolle spielen, ist es auch logisch zwingend, dass eine Angehörige dieser Abteilung der Warenwelt die Position der »Warenkönigin« übernimmt. Diese Ordnung ist auf der Grundlage des kapitalistischen Systems allerdings keineswegs unhintergehbar. Wie schon skizziert, ist der historischen Dynamik des Kapitalismus inhärent, die Anteile der beiden Abteilungen der Warenwelt am kapitalistischen Gesamtreichtum zu verschieben. Das muss sich aber auch bei der Besetzung der allgemeinen Ware bemerkbar machen. Je der Stellenwert der Waren 2ter Ordnung für das System des kapitalistischen Reichtums, desto unhaltbarer wird die Position der klassischen Geldware, des Goldes. Der Aufstieg der Waren 2^{ter}Ordnung zur alles dominierenden Gestalt kapitalistischen Reichtums hat bereits einen vollständigen Wechsel in der Besetzung der Position der Geldware zur Voraussetzung. Damit die explosionsartige Vermehrung von Aktien und Schuldtiteln aller Art überhaupt möglich wird, muss sich auch die allgemeine Ware aus der Reihe der Waren 2ter Ordnung rekrutieren; damit wird der Vorgriff auf künftige Wertschöpfung nicht nur zum Motor der Kapitalakkumulation, sondern auch zur Grundlage des Geldsystems.

Als im Gefolge der 68er Bewegung die Kritik der Politischen Ökonomie neu aufgegriffen wurde, blieb die Existenz einer zweiten Etage des Warenkosmos, auf der die Ware Geldkapital produziert und gehandelt wird, analytisch ausgeblendet. Das machte es der marxistischen Theoriebildung aber unmöglich, einen Zugang zur Frage des zeitgenössischen Geldwesens zu finden, der sowohl dem erreichten Entwicklungsstand des Kapitalismus kategorial Rechnung trägt als auch an der für die Kritik der Politischen Ökonomie unabdingbaren Voraussetzung einer Geldware festhält. Anfang der 1970er Jahre waren sich Autoren wie Backhaus immerhin noch darüber im Klaren, welche geldtheoretische Aufga-

be sich eigentlich stellt – auch wenn sie keine Lösung parat hatten. Backhaus konstatierte einerseits, dass mit der Aufhebung der Goldbindung des Dollar das Gold als Geldware außer Dienst gestellt ist; gleichzeitig zog er aber klar die Trennlinie zu der in der VWL gängigen nominalistischen Geldtheorie. Eine marxistische Geldtheorie, die nominalistisch argumentiert, betrachtete er völlig zu Recht als »ein hölzernes Eisen« (Backhaus 1974, S. 61). Angesichts der »innere(n) Verschränkung von Wert- und Geldtheorie«, daran ließ Backhaus keinen Zweifel, löse sich mit der Preisgabe des Warencharakters des Geldes das Gesamtgebäude der Kritik der Politischen Ökonomie in Schall und Rauch auf: »Wird die Unhaltbarkeit der Marxschen Geldtheorie behauptet, so kann auch an der Gültigkeit der Marxschen Arbeitswertlehre nicht mehr festgehalten werden« (Backhaus 1974, S. 61).

Backhaus betrachtete Anfang der 1970er Jahre die Entwicklung einer »nonnominalistischen« Geldtheorie, die der Demonetarisierung des Goldes Rechnung trägt, als eines der vordringlichsten Aufgaben der marxistischen Diskussion. Diese Aufgabe haben allerdings weder er noch andere Vertreter der »Neuen Marx-Lektüre« je ernsthaft in Angriff genommen; stattdessen ist das Problembewusstsein in den letzten Jahrzehnten erodiert.

Im marxistischen Spektrum wird heute mit zwei gleichermaßen untauglichen geldtheoretischen Vorstellungen operiert. Die eine Position hält zwar an der Existenz einer Geldware fest, aber nur indem sie das Grundproblem einer im Rahmen der Kritik der Politischen Ökonomie argumentierenden Geldtheorie entsorgt. Autoren wie Dieter Wolf (2008), Ansgar Knolle-Grothusen (2008) und Stephan Krüger (2008) behaupten allen Ernstes, das Gold habe wie zu Marx' Zeiten immer noch die Position der Geldware inne. Das zeitgenössische Geldsystem soll sich nach dieser Sicht nur insofern vom klassischen Golddeckungssystem des 19. Jahrhunderts unterscheiden, als heute die Rückbindung an das Gold verschleiert sei. Stephan Krüger gehört zu den Vertretern dieser Position, die einen enormen rabulistischen Aufwand betreiben, um die Demonetarisierung des Edelmetalls zu einer den Kern des Geldwesens nicht weiter berührenden bloßen »Idealisierung« zu mystifizieren (vgl. Krüger 2008, S. 224). Andere, etwa Dieter

Wolf, lassen sich nicht weiter auf die Niederungen des tatsächlichen Geldwesens ein. Ihnen ist die Unverzichtbarkeit einer Geldware im System der Politischen Ökonomie bereits Beweis genug. Der zugrunde liegende Kurzschluss ist letztlich immer der gleiche: Ein Wechsel der Geldware vom Gold zu einer anderen für die Gütermärkte produzierten und dort gehandelten Ware hat offensichtlich nie stattgefunden; dem die Geld- und Kapitalmärkte bevölkernden Warentypus schenkt man nach altmarxististischer Tradition keine Beachtung; ergo kann die Ex-Herrscherin gar nicht außer Dienst gestellt worden sein. Das Edelmetall hat noch immer die Position der Königin der Warenwelt inne.

Was die Frage der Geldware angeht, blendet die jüngere Neue Marx-Lektüre die Tatsache, dass Geldkapital als Ware gehandelt wird, genauso aus wie Dieter Wolf und Stephan Krüger es tun. Allerdings kommt sie zum spiegelverkehrten Kurzschluss. Sie folgert aus der Demonetarisierung des Goldes die Nichtexistenz einer Geldware. Der Frontmann der Neuen Marx-Lektüre, Michael Heinrich, schlägt allen voran genau den Holzweg ein, vor dem Backhaus vor vierzig Jahren gewarnt hat. Wie schon angesprochen, macht er sich die in der VWL übliche nominalistische Deutung des Geldes zu eigen und nutzt dies als Einstieg in seinen De-facto-Ausstieg aus der Kritik der Politischen Ökonomie.[21] Eine theoretische

[21] Sowohl die Anhänger einer nominalistischen Geldtheorie als auch die letzten »Metallisten« vertreten eine zutiefst ahistorisch-statische Auffassung des Geldes. Für die einen stellt Geld seit Anbeginn der Zeiten seinem Wesen nach immer nur ein Zeichen dar, für die anderen ist es im Kern immer Edelmetall geblieben. Es wäre höchst merkwürdig, wenn der wertkritische Ansatz, der generell auf eine konsequente Historisierung aller kapitalistischen Kategorien zielt, ausgerechnet bei der Kategorie des Geldes haltmachen würde. Allerdings lässt sich das auch im überkommenen Marxismus tief verankerte ahistorisch-statische Verständnis der kapitalistischen Kategorien nicht in einem Aufwasch erledigen, sondern nur sukzessive überwinden. Die noch ausstehende Formulierung einer tragfähigen Geldtheorie, welche die dem Kapitalismus inhärente historische Dynamik zu fassen vermöchte, ist die nächste anstehende Etappe des Gesamtprojekts der Historisierung. Der Zugang dazu hat sich allerdings erst dadurch geöffnet, dass es gelang, die in der marxistischen Tradition ausgesparte Analyse der Waren 2ter Ordnung in die Kritik der Politischen Ökonomie zu integrieren. Robert Kurz ist diesen entscheidenden Schritt nicht mehr (mit)gegangen. Dementsprechend bricht in seinem postum erschienenen Buch *Geld ohne Wert* auch die Historisierung des Geldes ab, sobald es um die Binnengeschichte des Kapitalismus geht. Im ersten Teil

Begründung für seine Behauptung, der Gedanke einer Geldware sei nicht zu halten, schenkt sich Heinrich bezeichnenderweise. In seinen Augen erübrigt sich so etwas, weil er die Nichtexistenz einer Geldware und die Richtigkeit der nominalistischen Sicht für unmittelbar evident hält. Dieser vermeintlichen Evidenz liegen allerdings kapitale theoretische Fehlleistungen im Umgang mit den basalen geldtheoretischen Kategorien der Kritik der Politischen Ökonomie zugrunde.

Auch im 19. Jahrhundert gab es bekanntlich (neben Anfängen von Buchgeld) bereits Papiergeld. Marx kam allerdings nicht auf die Idee, das als Gegenbeweis

seines Buches hat er noch sehr überzeugend herausgearbeitet, wie fundamental sich das vorkapitalistische Geld (»Geld, das noch gar keines ist«) vom Geld im Kapitalismus unterscheidet. Dieser Gedanke ist in dieser Klarheit von wertkritischer Seite bisher noch nicht formuliert worden. Bei der Frage, wie die für die Kritik der Politischen Ökonomie konstitutive Annahme einer Geldware und die historische Entwicklungsdynamik des Kapitalismus kategorial zusammengedacht werden können, zeigt er sich indes desorientiert und landet letztlich beim anachronistischen metallistischen Standpunkt: »Geld in dieser letzten Wertaufbewahrungsfunktion als eigentliche Erscheinungsform des selbstzweckhaften abstrakten Reichtums muss aber seinen Goldleib vorweisen können« (Kurz 2012, S.224) referiert er zustimmend die Marx'sche Position. Kurz scheint zwar durchaus bemerkt zu haben, dass die Entwicklung der letzten 50 Jahre diese Annahme dementiert, flüchtet sich vor dieser Einsicht aber auf einen für einen Historisierer der kapitalistischen Kategorien merkwürdigen agnostischen Standpunkt: »Im Sinne der historischen Zeit ist seit Präsident Nixons Entscheidung (gemeint ist die Aufhebung der Goldbindung des US-Dollar im August 1971; E.L.) sozusagen erst ein Wimpernschlag vergangen, so dass noch gar keine historische Bewertung möglich ist« (Kurz 2012, S. 233). Notdürftiger kann man eine theoretische Leerstelle kaum kaschieren. Denn zum einen ist die Aufhebung der Goldbindung des Dollar ja nur der Schlussakkord eines schon lange währenden Demonetarisierungsprozesses des Goldes gewesen. Die Überlebtheit des Edelmetalls als Geldware wurde zum ersten Mal 1914 offensichtlich, als der mit den Notwendigkeiten industrieller Kriegsführung unvereinbare Goldstandard auf breiter Front zusammenbrach. So gesehen währt »der historische Wimpernschlag« also bereits volle hundert Jahre und kann wohl kaum noch als für die theoretische Einordnung irrelevante Anomalie beiseite geschoben werden. Es ist durchaus vorstellbar, dass wie es Kurz offenbar vorschwebt, das Gold im Laufe des weiteren Krisenprozesses das Gold wieder die Rolle der Geldware übernimmt. Aber auch dann bleibt die Aufgabe einer geldtheoretischen Einordnung der derzeitig Währungsordnung bestehen.

für die Notwendigkeit einer Geldware zu betrachten. Stattdessen unterschied er analytisch streng zwischen den papierenen Geldrepräsentanten, die in bestimmten Funktionen (vor allem als Zirkulationsmittel) die Geldware ersetzen können, und der eigentlichen Geldware. Die Grundlage des Geldwesens bildeten für ihn weder die zirkulierenden Zettel und noch die privaten Zahlungsversprechen, die im Zahlungsverkehr schon damals eine wichtige Rolle spielten[22]; das Fundament bildeten für ihn die damals primär aus Währungsgold bestehenden Vermögensbestände der für die Papiergeldausgabe verantwortlichen Zentralbanken. Die Geldware verortete Marx also nicht in den Portemonnaies der privaten Wirtschaftssubjekte (Goldmünzen waren schon im 19. Jahrhundert ein Auslaufmodell), wo Heinrich sie sucht, sondern in den Tresoren der Zentralbanken. Dort konzentrierte sich schon damals die allgemeine Ware, der das ausgegebene Papiergeld seine Deckung verdankt und von der dessen Rolle als Geld(-repräsentant) abgeleitet ist.

Heinrich lässt diese für die Kritik der Politischen Ökonomie zentrale analytische Differenz zwischen Geldrepräsentanten und Geldware einfach fallen. Sobald er von Geld redet, zählt er immer nur die unterschiedlichen Geldsurrogate auf, die den alltäglichen Zahlungsverkehr vermitteln, lässt aber gerade außen vor, was vom Standpunkt der Kritik der Politischen Ökonomie eigentlich zu betrachten wäre, nämlich die Währungsreserven. Allein dieser Vorgehensweise verdankt indes die Vorstellung vom Geld als bloßem Zeichen ihre Scheinplausibilität.

Sobald man aber nicht von vornherein zum Geldkonzept der VWL konvertiert, sondern auf der Suche nach einer möglichen Nachfolgerin für die frühere Königsware Gold die Marx'sche Unterscheidung zwischen der bei der Notenbank konzentrierten Geldware und den Geldwarenrepräsentanten versuchsweise beibehält, wird es unerfindlich, was am vermeintlichen Verschwinden der Geldware evident sein soll. Wer nicht den Inhalt der privaten Geldbörsen betrachtet, sondern das Fundament des Geldwesens, die Besitzbestände der Zentralbank, der stößt keineswegs auf ein Zeichengebirge, sondern auf Waren 2ter Ordnung; sieht

22 Im 19. Jahrhundert war die wichtigste Form solcher privaten Zahlungsversprechen noch der Wechsel.

man einmal von den noch vorhandenen Restbeständen an Währungsgold ab, dann türmen sich dort Wertpapiere und Anleihen aller Art sowie Forderungen an Banken und andere Gläubiger auf (vgl. EZB 2013, S. 6); diese decken das von der Notenbank ausgegebene Zeichengeld.

9. Die Krise der allgemeinen Ware

Im Rahmen dieses Textes lässt sich selbstverständlich nicht die seit vielen Jahren im System der Kritik der Politischen Ökonomie klaffende geldtheoretische Lücke schließen. Es wird einer eigenen umfangreicheren Arbeit vorbehalten bleiben müssen, das Versäumte nachzuholen und die Geheimnisse des modernen Geldwesens zu lüften. Aber auch ohne dessen Funktionsweise und das Verhältnis von Geldzeichen und neuer Geldware im Einzelnen entschlüsselt zu haben, wird die wichtigste krisentheoretische Implikation schon sichtbar.

Alle Krisen haben eines gemeinsam: die Vernichtung kapitalistischen Reichtums, die Vernichtung von Kapital und Wert. In den Krisen verfehlt das Kapital massenhaft seinen Lebenszweck, die Selbstvermehrung, weil die besonderen Waren, in denen sich das Kapital darstellt, unverkäuflich werden und ganz oder teilweise ihre Fähigkeit verlieren, Wert zu repräsentieren. Das trifft beide Abteilungen des Warenkosmos gleichermaßen. Verlieren Produktionsmittel ihren Gebrauchswert, der Mehrwertproduktion zu dienen, und lassen sich Waren 1ter Ordnung nur noch unter ihrem Kostpreis absetzen, dann wird fungierendes Kapital außer Kurs gesetzt und entwertet. Stürzen Aktienkurse ab oder werden Schuldtitel notleidend, dann ist das identisch mit der Vernichtung von fiktivem Kapital.

In den großen Weltmarktkrisen droht also prinzipiell allen besonderen Waren die Entwertung. Anders jedoch bei der allgemeinen Ware. Ob diese im Laufe der großen Weltmarktkrisen dem Entwertungsprozess unterliegen kann oder nicht, hängt davon ab, welche Art von Ware die Position der Königsware innehat. Solange das Gold auf dem Thron sitzt (oder eine andere Ware 1ter Ordnung), spart der mit den großen Krisen einhergehende Entwertungsprozess die allgemeine Ware

komplett aus. Als »Vergegenständlichung« tatsächlich verausgabter allgemeiner Arbeit ist die allgemeine Ware Gold absolute Ware (Marx) und damit Träger von Wert, der gegen den Verlust seiner Gültigkeit in der Krise immunisiert ist. Das macht auf dem Boden der Golddeckung das Geldmedium insgesamt, also auch die Geldzeichen, krisen- und entwertungsresistent. Übernehmen jedoch die bei der Zentralbank deponierten Eigentumstitel die Funktion der Geldware, sieht das anders aus. Diese können sich prinzipiell genauso als nicht realisierbar erweisen und damit ihre Fähigkeit einbüßen, künftigen Wert zu verkörpern, wie andere Schuldtitel, also wie andere Waren 2ter Ordnung auch. Mit dem Wechsel der Geldware geht also die Entwertungsresistenz der allgemeinen Ware verloren. Die Entwertungsprozesse in den großen Weltmarktkrisen betreffen nun neben den besonderen Waren auch die allgemeine Ware und damit das Geldmedium selbst.

An der erscheinenden Oberfläche lässt sich diese Veränderung am Auftreten eines dem Golddeckungskapitalismus noch unbekannten Phänomens ablesen: der säkularen Inflation. Zwar gab es auch schon im 19. Jahrhundert Phasen, in denen das allgemeine Preisniveau stieg, diese waren aber zum einen kurz und beschränkten sich auf die Zeiten der Hochkonjunktur. Die Krisen hatten demgegenüber – das gilt auch noch für die Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre – den Charakter von Deflationskrisen, waren also von einem Sinken des allgemeinen Preisniveaus begleitet; das langfristig Preisniveau blieb unter diesen Umständen stabil.

Marx lieferte die kategoriale Erklärung für den damaligen Krisentypus. Aufgrund der Entwertungsresistenz der allgemeinen Ware Gold muss die Entwertung der besonderen Waren in der Krise in einem Sinken der Preise der besonderen Güter ihren Niederschlag finden. Dass es den besonderen Waren unmöglich wird, sich gegen Geld bzw. gegen dessen papierene Stellvertreter auszutauschen und damit ihren Wert zu realisieren, ist für ihn der entscheidende Krisenmechanismus:

> »Es (scil. das Geld) wird unersetzlich durch profane Waren. Der Gebrauchswert der Ware wird wertlos und ihr Wert verschwindet vor seiner eigenen

> Wertform. Eben noch erklärte der Bürger in prosperitätstrunkenem Aufklärungsdünkel das Geld für leeren Wahn. Nur die Ware ist Geld. Nur das Geld ist Ware! gellt's jetzt über den Weltmarkt. Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit seine Seele nach Geld, dem einzigen Reichtum. In der Krise wird der Gegensatz zwischen der Ware und ihrer Wertgestalt, dem Geld, bis zum absoluten Widerspruch gesteigert. Die Erscheinungsform ist hier daher auch gleichgültig. Die Geldhungersnot bleibt dieselbe, ob in Gold oder Kreditgeld, Banknoten etwa, zu zahlen ist« (MEW 23, S. 152).

In seinen fragmentarischen Ausführungen zum zinstragenden Kapital im 3. Band des *Kapitals* setzt sich Marx mit den Krisentheorien seiner Zeit auseinander und macht sich dabei u.a. über Positionen lustig, die in der Krise das Ergebnis einer unzureichenden Versorgung mit Zahlungsmitteln erkennen wollten und sich dementsprechend für eine Ausweitung der Kreditvergabe als Krisenlösung stark machten:

> »Die da sagen, daß bloß Mangel an Zahlungsmitteln existiert, haben entweder bloß die Besitzer von bona fide Sicherheiten im Auge oder sind Narren, die glauben, es sei die Pflicht und in der Macht einer Bank, durch Papierzettel alle bankrotten Schwindler in zahlungsfähige solide Kapitalisten zu verwandeln« (MEW 25, S.531f.).

Dass es angesichts fehlender Profitperspektiven zu einer Kreditklemme kommt, die wiederum die manifeste Krise verschärft, hielt Marx noch für unvermeidbar – und mit dem Gold als Geldware war es das auch tatsächlich. Genau wie Marx betonte, war das Zusammenschnurren des privaten Kredits in der Krise unerlässlich, um eine »Entwertung des Kreditgeldes«, die »alle bestehenden Verhältnisse erschüttern würde« (MEW 25, S. 532) zu verhindern. Dementsprechend heißt Krise für Marx, dass die kapitalistische Gesellschaft die besonderen Waren und ihren Wert auf dem Altar der allgemeinen Darstellungsform des kapitalistischen Reichtums darbringt:

> »Der Wert der Waren wird ... geopfert, um das phantastische und selbstständige Dasein dieses Werts im Geld zu sichern. Als Geldwert ist er überhaupt

> nur gesichert, solange das Geld gesichert ist. Für ein paar Millionen Geld müssen daher viele Millionen Waren zum Opfer gebracht werden. Dies ist unvermeidlich in der kapitalistischen Produktionsweise und bildet eine ihrer Schönheiten« (MEW 25, S. 532).

Entgegen der Marx'schen Annahme, war das indes nicht das letzte Wort der kapitalistischen Entwicklung. Zum einen gewann mit der Entthronung des Goldes der Vorgriff auf künftigen Wert einen Umfang und ein Maß an Stabilität, das ihn zu einem tragenden Moment der langfristigen Kapitalakkumulation machte; zum anderen entstand ein Instrumentarium, das es erlaubt, den zyklischen Krisen gegenzusteuern und der Entwertung der besonderen Waren gegenüber der allgemeinen Ware Einhalt zu gebieten. Die Außerdienststellung des Goldes versetzt die Zentralbanken in die Lage, angesichts drohender Krisenschübe den Job der expansiven Kreditvergabe, den einige von Marx' Zeitgenossen noch dem privaten Bankwesen antragen wollten, zu übernehmen. Kaufen die Währungshüter in einem hinlänglichen Umfang Eigentumstitel auf, dann strömen im Gegenzug die dringend benötigten Geldzeichen in die Wirtschaft ein und treten den besonderen Waren gegenüber, und der schreiende Hirsch bekommt, wonach er dürstet. Nicht nur kleinere ökonomische Verwerfungen konjunktureller Art lassen sich auf diesem Weg erfolgreich auflösen; auch die letzte und tiefste, nach dem klassischen Muster verlaufende Weltmarktkrise, die Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre, wäre ohne den Abschied vom Edelmetall nicht zu überwinden gewesen. Nur durch entsprechenden, durch die Teilhabe der Zentralbanken gesicherten Vorgriff auf zukünftigen Wert konnten die enormen Investitionen finanziert werden, die notwendig waren, um den fordistischen Boom in Gang zu bringen (vgl. Trenkle/Lohoff 2012).

Wie Marx zu Recht betonte, überwindet die kapitalistische Produktionsweise ihre Krisen freilich nur, indem sie neue Widersprüche hervortreibt und neue Krisendimensionen schafft. Die Lösung der letzten großen Krise entpuppt sich in der nächsten als Zusatzsprengstoff. Kommt es nach dem vollständigen Wechsel der Geldware neuerlich zu großen Weltmarktkrisen, dann unterscheidet sich deren Verlauf und Inhalt entscheidend von dem Mechanismus jener Krisen, die

Marx vor Augen hatte: Die Entwertungsbewegung universalisiert sich. Mit seiner spöttischen Bemerkung, es gehöre zu den »Schönheiten der kapitalistischen Produktionsweise«, »viele Millionen Waren« zu opfern, um »ein paar Millionen Geld« zu sichern, traf Marx das Wesen der Deflationskrisen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zweifellos; in der großen Weltmarktkrise des 21. Jahrhunderts bietet sich indes ein noch weit aberwitzigeres Schauspiel: Als lebendiger Selbstwiderspruch treibt die kapitalistische Produktionsweise auf eine Krise zu, in deren Verlauf nicht nur die besonderen Waren ihre Fähigkeit verlieren, Wert zu repräsentieren, sondern auch die allgemeine Ware diesen Verlust erleidet. Zum Kollaps der Warenproduktion tritt die (Selbst-)Zerstörung des Geldmediums.

In linken Krisendebatten ist häufig die Rede davon, dass Marx die Krisenbewältigungsfähigkeit des Kapitalismus grob unterschätzt habe. So gut wie immer zielt dieser Vorwurf darauf, den Gedanken einer der kapitalistischen Produktionsweise inhärenten inneren Schranke zu desavouieren. Die Message ist ebenso eindeutig wie billig: Die kapitalistische Produktionsweise hat frühere Krisen überstanden, ergo wird sie auch allen künftigen Krisen trotzen. Dennoch trifft der Vorwurf sogar etwas Richtiges – vorausgesetzt man stellt das Argument vom Kopf auf die Füße: Marx hat insofern die Krisenbewältigungsfähigkeit der kapitalistischen Produktionsweise tatsächlich unterschätzt, als er ein wichtiges Widerspruchs- und Krisenpotential nicht vorhergesehen hatte, das der Kapitalismus in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat: In der verqueren Logik des kapitalistischen Reichtums ist es möglich, dass der Vorgriff auf *künftige* Wertproduktion angesichts der Krise der *tatsächlichen* Wertverwertung zur Ersatzgrundlage der Kapitalakkumulation wird. Neben die von Marx bereits analysierten Grundwidersprüche ist eine zusätzliche fundamentale Verrücktheit getreten, die dem kapitalistischen Widerspruchssystem die Krone aufsetzt. Damit ist die Marx'sche Sicht der kapitalistischen Produktionsweise als der Selbstmordattentäterin unter den Produktionsweisen aber keineswegs obsolet. Marx hat nur nicht vorausgesehen, wie umfassend und sorgfältig die kapitalistische Gesellschaft ihre Selbstzerstörung ins Werk setzt.

Literatur

Backhaus (1974): Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie, in: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Werttheorie 1, S. 52 – 77, Frankfurt/M.

Backhaus/Reichelt (1995): Wie ist der Wertbegriff in der Ökonomie zu konzipieren?, in: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, Neue Folge, Hamburg, S. 60 – 94

EZB (2013): Monatsbericht April 2013, Frankfurt 2013, http://www.bundesbank.de/Redaktion/DE/Downloads/Veroeffentlichungen/EZB_Monatsberichte/2013/2013_04_ezb_mb.pdf?__blob=publicationFile

Hafner, Kornelia (1993): Gebrauchswertfetischismus, in: Behrens, Diethard: Gesellschaft und Erkenntnis. Zur materialistischen Erkenntnis- und Ökonomiekritik, Freiburg 1993

Heinrich, Michael (1999a): Die Wissenschaft vom Wert, Münster 1999

Heinrich, Michael (2004): Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung, Stuttgart 2004

Knolle-Grothusen, Ansgar/ Krüger, Stephan/ Wolf, Dieter (2008): Geldware, Geld und Währung, Berlin 2008

Knolle-Grothusen, Ansgar (2008): Der Zusammenhang von Geldfunktionen und Geldformen im Kapital, in: Knolle-Grothusen/ Krüger/ Wolf (2008)

Krüger, Stephan (2008): Geld und Geldware - Der Außen- und der Binnenwert des Geldes, in: Knolle-Grothusen/ Krüger/ Wolf (2008)

Kurz, Robert (1995): Postmarxismus und Arbeitsfetisch, in: *Krisis* 15, Bad Honnef 1995, S. 95 - 126

Kurz, Robert (2012): Geld ohne Wert, Bad Honnef 2012

Kurz, Robert/ Lohoff, Ernst (1989): Der Klassenkampffetisch, in: *Marxistische Kritik* 7, Erlangen 1989

Lohoff, Ernst (2006): Der Wert des Wissens, in: *Krisis* 31, Münster 2006, S. 13–51

Lohoff, Ernst/ Trenkle, Norbert (2012): Die große Entwertung, Münster 2012

Marx, Karl: Über Friedrich Lists Buch das Nationale System der Politischen Ökonomie, in Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 14. Jg., Heft 3 1972, S. 436

MEW 4 = Marx, Karl/ Engels Friedrich: Manifest der Kommunistischen Partei, in: Marx-Engels-Werke Bd. 4, Berlin 1977, S. 461 - 493

MEW 23 = Marx, Karl: Das Kapital, Band 1, Marx-Engels-Werke Bd. 23, Berlin 1983

MEW 25 = Marx, Karl: Das Kapital, Band 3, Marx-Engels-Werke Bd. 25, Berlin 1986

MEW 26.2 = Marx, Karl: Theorien über den Mehrwert, in: Marx-Engels-Werke Bd. 26.2, Berlin 1967

MEW 29 = Marx, Karl: Brief an Ferdinand Lassalle, in: Marx-Engels-Werke Bd. 29, Berlin 1978

MEW 42 = Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, in: Marx-Engels-Werke Bd. 42, Berlin 1983

Postone, Moishe (2003): Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft, Freiburg/Brsg. 2003

Rosdolsky, Roman (1968): Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen Kapitals, Frankfurt/M. 1968

Rubin, Isaak Iljitsch: Studien zur Marxschen Werttheorie, Frankfurt/M. 1973 [1924]

Samol, Peter (2006): Arbeit ohne Wert, in: *Krisis* 31, Münster, S. 90-123

Trenkle, Norbert (2000a): Weil nicht sein kann, was nicht sein darf. Über Michael Heinrichs Versuch, die Marxsche Krisentheorie unschädlich zu machen, in: *Streifzüge* 1/2000, Wien

Trenkle, Norbert (2000b): Im bürgerlichen Himmel der Zirkulation. Ein paar Anmerkungen zu Michael Heinrichs Wert- und Arbeitsbegriff, in: *Streifzüge* 3/2000, Wien

Wolf, Dieter (2008): Gesellschaftliche Praxis und das Problem der Geldware, in: Knolle-Grothusen/Krüger/Wolf (2008)

Julian Bierwirth

Gegenständlicher Schein

Zur Gesellschaftlichkeit von Zweckrationalität und Ich-Identität

Zusammenfassung

Ausgehend von der Bestimmung des Kapitalismus als gesellschaftlichem Verhältnis, in dem den Menschen die Ergebnisse ihres gesellschaftlichen Handelns als naturhafte, in den Dingen selbst angelegte Phänomene erscheinen, untersucht das Essay einige grundlegende Aspekte der historischen Spezifik dieser Gesellschaftsformation. Am Beispiel vormoderner Zeitvorstellungen diskutiert es zunächst die Differenz von vorkapitalistischem und kapitalistischem Welt- und Gegenstandsbezug. Im Anschluss daran wird der für die kapitalistische Gesellschaft grundlegende Doppelcharakter von konkreter und abstrakter Arbeit mit den dualistischen Konzeptionen vormodernen Tätigkeitsbezugs verglichen. Des Weiteren wird argumentiert, dass die historisch-spezifische Form gesellschaftlicher Vermittlung im Kapitalismus nicht nur die immanente Dialektik von Wert und Gebrauchswert bzw. abstrakter und konkreter Arbeit in die Welt setzt, sondern eine weitere grundlegende Spaltung des gesellschaftlichen Zusammenhangs impliziert. In Auseinandersetzung mit der Diskussion um die Begriffe Gesellschaft und Gemeinschaft wird erläutert, wie die von der kapitalistischen Form »abgespaltenen« Momente der modernen Lebenswelt systematisch-logisch auf die kapitalistischen Formimperative bezogen sind. Eine theoretische Betrachtung dieser Phänomene müsse daher immer diesen Bezug mit reflektieren, wenn sie nicht ihren Gegenstand verfehlen will. Entsprechendes gilt auch für die abstrakte Individualität, die mit der Form »Subjekt« untrennbar verbunden ist und die sich wesentlich von vormodernen Vorstellungen des Bewusstseins unterscheidet, welche keinen einheitlichen Identitätskern des Individuums implizierten, wie im vierten Teil des Essays gezeigt wird.

»Das Geheimnisvolle der Warenform besteht also einfach darin, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen.« (Karl Marx: Das Kapital, Band 1.)

1. Kapitalismus: ein gesellschaftliches Verhältnis

In der warenproduzierenden Gesellschaft, so legt Marx im Eingangszitat nahe, erscheinen den Menschen die Ergebnisse ihres gesellschaftlichen Handelns als naturhafte, in den Dingen selbst angelegte Phänomene. Damit verkennt das moderne fetischistische Bewusstsein die Spezifik der Welt, von der es umgeben ist und der es angehört. Dieser historisch-spezifische Charakter des kapitalistischen Formzusammenhangs drückt sich primär in der Art und Weise aus, in der die Individuen sich gegenübertreten. Die kapitalistische Gesellschaft hat, wie es Marx und Engels bereits im *Manifest der Kommunistischen Partei* formulierten, »die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose ›bare Zahlung‹.«[1] Erst damit werden die Individuen tatsächlich zu Einzelnen im engeren Sinne des Wortes. Sie sind nicht länger, wie noch in vormodernen Zeiten, in ein sie differenzierendes System aus gesellschaftlichen Institutionen und Regeln eingebunden, die im Wesentlichen festlegen, wie soziale Beziehungen, Arbeitsteilung und Befehlsstrukturen organisiert sind.

In vorkapitalistischen Sozialwesen sind die Tätigkeiten der Menschen ebenso wie die Gebrauchsgegenstände, mit denen sie tagtäglich zu tun haben, in vielfältiger Weise mit vorausgesetzten gesellschaftlichen Normen verknüpft. Einzelne Tätigkeiten stehen hier in der Regel nicht für sich, sondern erlangen ihre Bedeutung aus über den konkreten Handlungsakt hinausgehende Sinngebungen. Györky Markús bemerkt, hier sei »sogar das technische ›Wie‹ des Gebrauchs von Gegenständen, besonders von Arbeitswerkzeugen, eine Angelegenheit explizit wertgebundener und spezifisch sanktionierter *Normen*.«[2] Die entsprechende Tätigkeit würde dabei, so führt Markús weiter aus, »nicht als wirkungsvolles instrumentelles Handeln in Bezug auf die Natur verstanden, die in Kategorien

---

1 Marx-Engels,Werke (kurz: MEW), Band 4, S. 464

2 Markús, Gyorky: Die Welt menschlicher Objekte. Zum Problem der Konstitution im Marxismus. In: Honneth, Axel/Jaeggi, Urs (Hrsg.): Arbeit, Handlung, Normativität. Frankfurt am Main : Suhrkamp 1980, S. 43 (Hervorh. im Orig.)

des Erfolgs beurteilt wird; sie ist vielmehr eine Form des moralischen (und religiösen) Lebens«.[3]

Jean-Pierre Vernant expliziert diese Vorstellung am Beispiel des griechischen Prometheus-Mythos. Dieser sei für die Menschen des antiken Griechenland insofern handlungsleitend gewesen, als die diversen Riten der Nahrungszubereitung und -aufnahme, von Jagd, Tierzucht und Ackerbau stets darauf ausgerichtet waren, eine spezifische Beziehung der Menschen zu den Göttern aufrechtzuerhalten. Die Menschen zelebrierten die Unterwerfung der Natur unter ihren Willen zeitgleich mit ihrer Unterwerfung unter das Regiment der Götter.[4]

Ganz in diesem Sinne ist auch für die Menschen im europäischen Mittelalter ein rein zweckrationaler Umgang mit der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit keine wählbare Option. In sozialwissenschaftlichen Studien gilt es vielmehr als Gemeinplatz, dass diese sozialen Zusammenhänge durch einen von der Moderne qualitativ anderen Umgang mit der Zeit gekennzeichnet sind. Ich möchte im Folgenden kurz einige Aspekte dieser Zeitvorstellungen skizzieren, um vor dieser Kontrastfolie die Spezifik des kapitalistischen Zeitverständnisses deutlich zu machen. An dieser Darstellung wird zugleich deutlich, wie sich die Praktiken dieser Gesellschaft vom »instrumentellen Handeln« der kapitalistischen Moderne unterscheiden – und wie weit die Bestimmung des Kapitalismus als gesellschaftliches Verhältnis reicht.

Einen sinnbildlichen Ausdruck der vorkapitalistischen Zeitvorstellung geben die noch heute in vielen Kirchen zu besichtigenden Wandmalereien. Die dargestellten biblischen Figuren sind dabei in ihrem Äußeren am Erscheinungsbild der zeitgenössischen Bevölkerung orientiert und bemühen sich erst gar nicht, die realen Lebenswelten zu biblischen Zeiten zu kopieren. Nicht selten werden zudem die Auftraggeber der Gemälde in prächtigen Gewändern in die Szenerie eingearbeitet. Diese heute befremdlich wirkenden Darstellungsweisen hatten

3 Ebd.

4 vgl. Vernant, Jean-Pierre: Mythos und Gesellschaft im antiken Griechenland. 1987, S. 184f

ihre Ursache im Selbstverständnis des christlichen Mittelalters[5], das stark geprägt war von der Schöpfungslehre der katholischen Kirche. Diese ging davon aus, dass ein ebenso zeitloser wie unveränderbarer Gott die Welt aus dem Nichts erschaffen hat und damit gleichsam ihren Anfang und ihr Ende in den Händen hält. Innerhalb dieser auf Erlösung ausgerichteten und Gottes Willen unterworfenen Zeitvorstellung waren dann die zyklischen Zeitvorstellungen etwa des Kirchenjahres eingebettet.[6]

Diese Vorstellung wird etwas plausibler, wenn wir uns die im Mittelalter gängige Auffassung von Weltgeschichte vor Augen führen, die vom Kirchenvater Augustinus ersonnen wurde und der biblischen Schöpfungsgeschichte folgt. Dieser zufolge soll Gott die Welt in sechs Tagen erschaffen haben, weshalb der Weltenlauf von Augustinus in sechs Phasen aufgeteilt wird. Der mittelalterliche Christ glaubte, in der letzten dieser Phasen, der apokalyptischen Endzeit, zu leben.

Das Reich Gottes stand also kurz bevor, und die eigenen Handlungen waren von dieser Vorstellung geprägt. Ein zweiter wichtiger Pfeiler dieser Weltvorstellung ist die Annahme einer allgegenwärtigen Präsenz Gottes. Dieser sitzt nicht an einem räumlich bestimmbaren Ort (etwa ›im Himmel‹), sondern ist allgegenwärtig. Er ist überall – und das zu allen Zeiten. Diese allgegenwärtige Präsenz Gottes garantiert dann wiederum die Einheit von Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Gesellschaftlicher Wandel bedeutet aus dieser Perspektive, dass »gottgewollte Möglichkeiten aktuell werden«.[7]

Diese Vorstellungen erklären dann auch die in jener Zeit vorherrschenden ›Ideologien‹ in ihrer soziohistorischen Spezifik. Der Handel der Kaufleute etwa galt, insbesondere seit er im Spätmittelalter an Bedeutung gewann, als »Sünde

[5] vgl. Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt am Main/New York: Campus 2005, S. 30ff.

[6] vgl. Hohn, Hans-Willy: Zyklizität und Heilsgeschichte. In: In: Rainer Zoll (Hrsg.): Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit. Frankfurt am Main : Suhrkamp 1972, S. 120 – 142

[7] Hohn a.a.O., S.130

wider die Zeit«[8]: Da Gott die Zeit geschaffen und die Dinge mit ihr beseelt hat, kann jede Eile und jeder Handel nur den Diebstahl von etwas Göttlichem bedeuten. Dies wird nicht zuletzt deutlich in den folgenden Sätzen von Guillaume d'Auxerre:

> »Der Wucherer handelt gegen das universelle Naturgesetz, denn er verkauft die Zeit, die aller Kreatur gemeinsam ist. Augustin sagt, daß jede Kreatur verpflichtet ist, sich zu vergeben; die Sonne ist verpflichtet, sich zu verschenken, um Licht zu spenden; ebenso ist die Erde verpflichtet, alles zu verschenken, was sie produzieren kann, und ebenso das Wasser. Aber nichts verschenkt sich auf eine natürlichere Weise als die Zeit; wohl oder übel jedes Ding hat seine Zeit. Indem nun der Wucherer etwas verkauft, was notwendigerweise aller Kreatur gehört, verstößt er gegen alle Kreatur, sogar gegen die Steine. Woraus folgt, daß, selbst wenn die Menschen schweigen sollten, die Steine schreien würden, wenn sie könnten; und das ist einer der Gründe, warum die Kirche die Wucherer verfolgt.«[9]

Eine ähnliche Logik waltete auch in den – insbesondere im Alltagsverstand – vorherrschenden Kollektivschuldvorstellungen:

> »Bezeichnend dafür ist das Festhalten am Gedanken einer Kollektivschuld, was auf primitive Denkgewohnheiten hindeutet: Alle Lebenden sind am Sündenfall mitschuldig, alle zeitgenössischen Juden an der Passion Christi, alle Moslems an Mohammeds Ketzerei. Wie bereits bemerkt, vermeinen die Kreuzfahrer Ende des 11. Jahrhunderts nicht die Nachfahren der Henker Christi, sondern diese Henker selbst zu bestrafen. Und die anachronistische Behandlung der Kostüme in der Kunst und auf dem Theater [...] ist vor allem Ausdruck der Meinung, alles für die Menschheit Wesentliche müsse auch zeitgenössisch sein.«[10]

---

[8] Hohn a.a.O., S. 133

[9] Zitiert nach. Le Goff, Jaques: Zeit der Kirche und Zeit des Händlers im Mittelalter. In: Honneger (Hg.) 1977 – Schrift und Materie der Geschichte, S. 410

[10] Le Goff, Jaqques: Kultur des europäischen Mittelalters. Mit 246 Abbildungen und 8 Farbtafeln, 71 Karten und Plänen. München/ Zürich: Bertelsmann 1970, S. 293f.

Doch nicht nur innerhalb des europäischen Mittelalters, auch in anderen vormodernen Sozialwesen lassen sich Vorstellungsmuster auffinden, die von dem Gleichzeitigkeitsmotiv ausgehen und dabei nicht selten metaphysische Kräfte im Spiel sehen. So berichtet Pierre Bourdieu über das noch traditionelle Zeitverständnis der algerischen Übergangsgesellschaft:

> »[D]ie Zukunft ist ein Nichts, und es wäre eitel, es erfassen zu wollen, ein Nichts, das uns nicht gehört. Von demjenigen, der sich zu sehr um die Zukunft sorgt, sagt man, er ›wolle sich zum Verbündeten Gottes machen‹ und um ihn zur Mäßigung zu ermahnen, ruft man ihm zu: ›Was dir fremd ist, braucht dir keine Sorgen zu bereiten‹ oder ›Sorge dich nicht um ungelegte Eier‹.«[11]

Und auch in von der islamischen und christlichen Tradition unabhängig entstandenen Sozialwesen ist diese Zeitvorstellung auffindbar. So berichtet der Sozialpsychologe Eric H. Erikson über Communities von *Native Americans*, deren Zeitvorstellung sich noch lange nach der Kolonialisierung ebenfalls an Momenten der Gleichzeitigkeit orientierte. Während die für sie zuständigen US-amerikanischen Regierungen ihnen zukunftsorientiertes Handeln im Sinne einer modernen Zeitvorstellung auferlegen wollten, klammerten sich die *Native Americans* an die Überreste ihrer vergangenen Kollektividentität, »die Zukunft sollte [. . .] in die Vergangenheit zurückführen, die Zeit wieder geschichtslos, wieder grenzenlos, die Tätigkeit schrankenlos zentrifugal und die Büffelherden unerschöpflich werden«.[12]

Allen diesen Sozialwesen ist gemein, dass hier das Soziale als eingebettet in eine vorgegebene, göttliche Ordnung erlebt wird. Entsprechend fehlt in ihnen auch die Vorstellung einer offenen, planbaren Zukunft und damit die Notwendigkeit, für diese vorzusorgen. »Sicherheit war in der traditionellen Familienökonomie

[11] Bourdieu, Pierre: Die zwei Gesichter der Arbeit. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz 2000, S. 42

[12] Erikson, Erik H.: Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart: Ernst Klett Verlag. 3. Aufl. 1968 [1950], S. 15f.

kein Thema, weil die Zukunft weder als offen noch als beständig prekär erlebt wurde.«[13]

Aufgrund dieser Vorstellungen einer das Leben dominierenden Gleichzeitigkeit waren die alltagspraktischen Zeitbestimmungen eng an die alltäglichen, vom sozialen und kulturellen Rahmen geprägten Handlungen gebunden. Die Orientierung an kulturellen Handlungen bei der Bestimmung von Zeit hat Edward P. Thompson sehr eindrucksvoll dargelegt, etwa mit Hilfe einer Beschreibung des englischen Schriftstellers John Millington Synge über die irischen Aran-Inseln:

> »Der allgemeine Zeitbegriff auf den Inseln hängt - seltsam genug - von der Windrichtung ab. Fast jede Hütte [...] hat zwei gegenüberliegende Türen, von denen die geschütztere den ganzen Tag über offensteht, um Licht ins Innere zu lassen. Kommt der Wind von Norden, ist die Südtür offen, und der Schatten des Türpfostens wandert über den Küchenfußboden und zeigt die Zeit an. Sobald sich freilich der Wind dreht und von Süden weht, wird die andere Tür geöffnet und die Bewohner, die nie auf den Gedanken gekommen sind, einen einfachen Zeitmesser aufzustellen, sind aufgeschmissen [...]«[14]

Die BewohnerInnen der Insel selber wären aber wohl niemals auf die Idee gekommen, sie seien »aufgeschmissen«. »Aufgeschmissen« war lediglich Syne, der als guter Engländer so um seinen Nachmittagstee gebracht wurde: »Bei Nordwind bringt die alte Frau, die für mich kocht, die Mahlzeiten recht pünktlich zustande. An den anderen Tagen erhalte ich den Tee häufig um 3 anstatt um 6 Uhr«.[15] Wie dem auch sei, wir sehen hier deutlich, wie die Messung der Zeit durch das Beobachten des Schattens von der kulturellen Praxis der zur Frischluftzufuhr geöffneten Tür abhängt.

---

[13] Hohn a.a.O., 123

[14] Thompson, Thompson, Edward P.: Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus. In: John Holloway / Edward P. Thompson: Über Zeit und Arbeitsdisziplin. Hamburg: Edition Nautilus 2007, S. 39

[15] Thompson a.a.O., S. 39

Im Allgemeinen waren die Zeitangaben in vormodernen Sozialwesen »mit vertrauten Vorgängen des Arbeitszyklus oder der Hausarbeit in Beziehung«[16] gesetzt:

> »In Madagaskar kann die Zeit mit ›einem Reiskochen‹ (etwa einer halben Stunde) oder ›dem Braten einer Heuschrecke‹ (ein Augenblick) gemessen werden. Die Ureinwohner am Cross River sagen, so wird berichtet: ›Der Mann starb in kürzerer Zeit, als Mais zum Rösten braucht‹ (weniger als 15 Minuten).«[17]

Die Beispiele legen, ähnlich wie im Falle des Türschattens, eine Orientierung der Zeitvorstellungen an konkreten Handlungen nah. Es sollte dabei jedoch nicht vergessen werden, dass diese Handlungen nicht in dem Sinne als konkret verstanden werden können, als sie sich auf eine natürliche, auf den unmittelbaren Gegenstand abhebende Praxis beziehen. Auch Konventionen der Nahrungsmittelzubereitung sind in hohem Maße kulturell geformt, und nicht selten gelten die vermeintlich instrumentellen Akte einem höheren Zweck. Dies wird nicht zuletzt auch in Thompsons Argumentation deutlich, der direkt im nächsten Absatz wie folgt fortfährt:

> »Auch Beispiele, die uns näherstehen, finden sich leicht. So wurde in Chile im 17. Jahrhundert die Zeit oft in ›Credos‹ gemessen: Ein Erdbeben wurde 1647 beschrieben als ›zwei Credos lang‹, während die Kochzeit des Eies nach einem laut hergesagten Ave Maria bemessen wurde. Noch vor kurzem erhoben sich die Mönche im Birma bei Tagesanbruch, ›wenn es hell genug ist, die Venen in der Hand zu sehen‹. Der *Oxford English Dictionary* gibt uns englische Beispiele - *pater noster while* (Zeit des Vaterunser), *miserere while* (1450) (die Zeit eines Miserere) und (im *New English Dictionary*, jedoch nicht im *Oxford English Dictionary*) *pissing while* (eine Runde Pissen) – eine etwas willkürliche Maßeinheit.«[18]

[16] Thompson a.a.O., S. 21
[17] Thompson a.a.O., S. 22
[18] Thompson a.a.O., S. 22

Wenn das Kochen eines Eies von chilenischen ChristInnen mit einer durch das Gebet symbolisierten Zuwendung an ein transzendentes Wesen verbunden wird, so ist der Akt des Kochens keineswegs ein rein instrumenteller Akt, sondern gleichsam Gottesdienst: Die mit dem Kochen des Eies vollzogene Unterwerfung der Natur durch den Menschen geht einher mit einer analogen Unterwerfung der Menschen unter die vermeintliche Gottheit.

Max Weber hat *Handeln* als dasjenige menschliche Verhalten definiert, mit dem die Handelnden einen »subjektiven Sinn« verbinden würden.[19] Insofern ist eine solche Zeitorientierung durchaus als *Handeln* im Sinne der Weber'schen Soziologie zu bestimmen. Es wäre jedoch falsch, sie gleichsam dem von Weber als dominant eingeschätzten Handlungstypus des *zweckrationalen Handelns* zuzuschlagen. Dieses *zweckrationale Handeln* definiert Weber als direkt an Gegenständen oder anderen Menschen orientiert: »Zweckrational handelt, wer sein Handeln nach Zweck, Mitteln und Nebenfolgen orientiert und dabei sowohl die Mittel gegen die Zwecke, wie die Zwecke gegen die Nebenfolgen, wie endlich auch die verschiedenen möglichen Zwecke gegeneinander rational *abwägt*.«[20] In diesem Sinne kann die vor dem Kapitalismus herrschende Zeitorientierung kaum als zweckrational bezeichnet werden.

Was als rational gilt und was nicht, wird vielmehr aus den gesellschaftlichen Verhältnissen abgeleitet: »Der Sinn der Geschichte konstituiert die wirtschaftliche Norm; nicht die wirtschaftliche Norm den Sinn der Geschichte.«[21] Arbeit galt daher auch nicht als Selbstzweck. Sie konnte notwendig sein, um die Versorgung des Hauses zu garantieren, und zu diesem Zwecke auch intensiviert werden, doch obwohl sie in gewisser Weise als gottgefällig galt, wurde ihre übermäßige Ausübung zum Zwecke der Bereicherung als unangemessen angesehen.[22]

Das vom besonderen Verhältnis der Menschen zu anderen Menschen bzw. zur Natur im Kapitalismus sich unterscheidende Beziehungsgeflecht in vor-

[19] Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft, Grundbegriffe § 1

[20] ebd., §2, 4.; Hervorh. im Orig.

[21] Hohn a.a.O., S. 125

[22] vgl. Hohn a.a.O., S. 134f

kapitalistischen Gesellschaften wurde nicht nur in historischen Studien zur Zeitwahrnehmung thematisiert. Auch Karl Polanyi hat festgehalten, dass sich diesbezüglich mit der Entstehung des Kapitalismus (der bei ihm als »Marktsystem« firmiert) einiges fundamental verändert hat. Über den vormodernen Menschen schreibt er:

> »Sein Tun gilt nicht der Sicherung seines individuellen Interesses an materiellem Besitz, sondern der Sicherung seines gesellschaftlichen Rangs, seiner gesellschaftlichen Ansprüche und seiner gesellschaftlichen Wertvorstellungen. Er schätzt materielle Güter nur insoweit, als sie diesem Zweck dienen. Es ist weder der Prozeß der Produktion, noch jener der Distribution an bestimmte, mit dem Besitz von Gütern verbundene Interessen geknüpft; aber jeder einzelne Schritt in diesem Prozeß hängt mit einer Anzahl von gesellschaftlichen Interessen zusammen, die schließlich sicherstellen, daß der erforderliche Schritt erfolgt. Diese Interessen werden in einer kleinen Jäger- und Fischergemeinschaft ganz andere sein als in einer riesigen, despotischen Gesellschaft, doch wird das Wirtschaftssystem in jedem Fall von nichtökonomischen Motiven getragen werden.«[23]

Diese Bedeutungsaufladungen mögen vom modernen Standpunkt aus irrational erscheinen, sie sind allerdings keineswegs absonderlich und hängen eng mit der Organisationsweise dieser Gemeinschaften zusammen. Hier sind Ökonomie, Recht, Religion, Familie etc. noch nicht als separate Sphären voneinander geschieden.[24] Folglich sind die Aktivitäten, die wir heute als ökonomische beschreiben

---

[23] Polanyi, Karl: The Great Transformation. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976, S. 75

[24] Diese Erkenntnis ist in den Sozialwissenschaften sogar weitgehend unumstritten und wurde zuletzt von Niklas Luhmann zur *Theorie der funktional differenzierten Gesellschaft* ausgebaut. (Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2. Teilband. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 59ff.) Luhmann vermag dabei zwar den Prozess der Ausdifferenzierung zu beschreiben, erkennt jedoch nicht ihren Zusammenhang mit der zeitgleich entstehenden Gesellschaftsformation. Bereits Georg Lukács hat 1924 in seinen *Thesen zum orthodoxen Marxismus* eine nach wie vor treffende Anmerkung dazu hinterlassen: »Es entstehen isolierte Tatsachen, isolierte Tatsachenkomplexe, eigengesetzliche Teilgebiete (Ökonomie, Recht usw.), die schon in ihren unmittelbaren Erscheinungsformen für eine solche wissenschaftliche Erforschung weitestgehend

würden, in Abhängigkeitsverhältnisse eingebunden, die sich aus religiösen Fetischsystemen ableiten.[25]

Vom Standpunkt des in seinem eigenen Fetischsystem befangenen bürgerlichen Bewusstseins erscheint diese fehlende Trennung meist als ein (quantitativer) Mangel an ›Entwicklung‹ und gesellschaftlicher Ausdifferenzierung. Dabei gerät der qualitative Wandel, der mit dieser Ausdifferenzierung verbunden ist, aus dem Blick. Karl Polanyi beschreibt die entsprechenden Transformationsprozesse sehr ausführlich und differenziert, und dennoch verraten viele seiner Formulierungen, dass er letztlich doch die Struktur der kapitalistischen Moderne als Maßstab voraussetzt. So setzt er die transhistorische Existenz einer ›Wirtschaft‹, mittels derer die Menschen ihren Stoffwechselprozess mit der Natur organisieren, voraus. Das Neue am Marktsystem sei lediglich, dass die Ökonomie aus den sie umgebenden Sozialbeziehungen herausgelöst werde und nicht mehr aufgrund äußerer, sondern nur noch aufgrund ihrer eigenen Regeln funktioniere.[26] Polanyi lässt es hier an Deutlichkeit nicht fehlen: »Die Wirtschaft ist nicht mehr in die sozialen Beziehungen eingebettet, sondern die sozialen Beziehungen sind in das Wirtschaftssystem eingebettet.«[27] Warum nun aber innerhalb eines sozialen Beziehungsgeflechts, das auch den Stoffwechselprozess von Mensch und Natur organisiert, eben dieser Stoffwechselprozess bereits als eigenständiger gesellschaftlicher Bereich identifizierbar sein sollte, wird nicht thematisiert, sondern als stillschweigende Voraussetzung unterstellt.

Diese Logik zieht sich durch Polanyis empirisch überaus ergiebige Untersuchung, so auch, wenn er die Bedeutung dieser Sozialorganisation in Bezug auf die Selbstwahrnehmung der Individuen herausarbeitet. »Eine solche Situation«, so schreibt er, »muß einen ständigen Druck auf den Einzelnen dahingehend

vorgezeichnet scheinen. So daß es als besonders ›wissenschaftlich‹ gelten muß, diese – den Tatsachen selbst innewohnende – Tendenz zu Ende zu denken und zur Wissenschaft zu erheben.« (Lucács, Georg: Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik. Amsterdam: Thomas De Munter 1967, S. 19)

25 Markús a.a.O., S. 43f.

26 vgl. Polanyi a.a.O., S. 87ff.

27 Ebd., S. 88f.

ausüben, daß sein wirtschaftliches Eigeninteresse soweit aus seinem Bewußtsein eliminiert wird, daß er in vielen Fällen [...] nicht einmal fähig ist, die Bedeutung seiner eigenen Handlungen im Sinne eines solchen Interesses zu erfassen.«[28] Die vorgesellschaftliche Existenz eines autonomen Ich-Bewusstseins[29] wird hier von Polanyi ebenso vorausgesetzt wie die Existenz einer transhistorischen, wenn auch nicht näher bestimmten ›Wirtschaft‹. In der Rückprojektion erscheint das anthropologisch vorausgesetzte Bewusstsein dieser Ich-Identität in vormodernen Sozietäten lediglich als von den besonderen sozialen Umständen zurückgedrängt bzw. ›eliminiert‹. Hier findet eine Umkehrung der realen Zusammenhänge statt: Während die Ich-Identität als moderne Subjektivität tatsächlich erst durch den kapitalistischen Formzusammenhang entsteht – hier also die Besonderheit zu suchen wäre –, erscheint sie in der traditionellen Darstellung (für die Polanyi nur ein Beispiel abgibt) als anthropologisches, also als in den Menschen eingeschriebenes Merkmal, das in der kapitalistischen Moderne zutage tritt.[30] Damit aber wird der historisch-spezifische Charakter der kapitalistischen Produktions- und Lebensweise, der sich nur ausgehend von der Warenform entziffern lässt, verwischt und unkenntlich gemacht.

2. Dualismus und Doppelcharakter

Marx beschreibt die Ware gleich zum Beginn des *Kapital* als die Elementarform des kapitalistischen Reichtums, die er deshalb zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung wählt. Der Ware aber entspricht eine historisch-spezifische Handlungsform, die Arbeit, welche als warenproduzierende Tätigkeit zugleich die Funktion der gesellschaftlichen Vermittlung innehat, also die (abstrakte) Handlungsform

28 Ebd., S. 75f.

29 Zur Kritik dieser Vorstellung vgl. den Abschnitt 4 dieser Arbeit.

30 Bolay/Trieb kritisieren diese Annahme am Beispiel diverser ethnologisch-psychoanalytischer Studien und stellen nebenbei sehr gut die Spezifik der kapitalistischen Subjektform heraus. Vgl. Bolay, Bernhard/Trieb, Eberhard: Verkehrte Subjektivität. Zur Kritik der individuellen Ich-Identität. Frankfurt am Main/New York: Campus 1988, S. 25-32

darstellt, über die die Menschen ihren gesellschaftlichen Zusammenhang herstellen.[31] Ware und Arbeit sind also zwei untrennbar verbundene, spezifisch kapitalistische Formen, die ihrem Wesen nach einen Doppelcharakter aufweisen: Waren haben einen Wert und einen Gebrauchswert, Arbeit stellt sich dar als abstrakte und konkrete Arbeit. In der traditionellen Lesart der Marx'schen Theorie werden nun Wert und abstrakte Arbeit einseitig als Formbestimmungen des Kapitalismus angesehen. Gebrauchswert und konkrete Arbeit hingegen gelten als von diesen Formen lediglich äußerlich berührt. Diese Auffassung findet sich so auch teilweise bei Marx, der in den *Grundrissen* über die Ware schreibt:

> »Sie ist Gebrauchswert, d.h. Gegenstand der Befriedigung irgendeines Systems menschlicher Bedürfnisse. Es ist dies ihre stoffliche Seite, die den disparatesten Produktionsepochen gemeinsam sein kann und deren Betrachtung daher jenseits der politischen Ökonomie liegt. [...] In der Tat aber ist der Gebrauchswert der Ware gegebne Voraussetzung — die stoffliche Basis, worin sich ein bestimmtes ökonomisches Verhältnis darstellt.«[32]

Diese Beschreibung wird in traditionellen Lesarten der Marx'schen Theorie für gewöhnlich übernommen. So schreibt z.B. John Holloway ganz lapidar: »Nützliche oder konkrete Arbeit gibt es also in jeder Gesellschaft.«[33] Es scheint sich so beim Gebrauchswert und der konkreten Arbeit um den überhistorischen Inhalt der kapitalistischen Reichtums- und Vermittlungsformen zu handeln. Doch wenn Marx im *Kapital* den Gebrauchswert als »äußre(n) Gegenstand«[34] bezeichnet und ihn allein aufgrund seiner dinglichen Eigenschaften und seiner Fähigkeit zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse bewertet wissen will, so

---

[31] vgl. Postone, Moishe: Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Freiburg: Ça ira 2003, S. 195ff.

[32] MEW 42, S. 767

[33] Holloway, John: Kapitalismus aufbrechen! Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 2010, S. 95. Über diese Darstellung hinaus entwickelt Holloway eine Lesart von Marx, in der die konkrete Arbeit nicht nur unabhängig von jeder gesellschaftlichen Form fassbar ist, sondern zudem in Opposition zum Selbstzweckcharakter von abstrakter Arbeit und Wert stehen soll. Vgl. ebd., S. 102ff.

[34] MEW 23, S. 49

trägt er bereits eine gesellschaftlich geprägte Vorstellung an den Gegenstand heran. Die Wahrnehmung eines Gegenstandes als »Objekt« oder einer Tätigkeit als instrumenteller Handlung zur Erreichung eines rationalen Zwecks ist, wie im vorigen Abschnitt gezeigt, bereits das Resultat einer ganz bestimmten gesellschaftlichen Konstitution.

Um dies zu verdeutlichen, soll noch einmal auf den Charakter von Gegenständen und Tätigkeiten in nicht-kapitalistischen Sozietäten rekurriert werden. Diese wurden – im Unterschied zu der dem Kapitalismus eigentümlichen Vorstellung – nicht rein »objektiv« oder zweckrational wahrgenommen (eine Vorstellung, die übrigens auch im Kapitalismus den fetischistischen Charakter von Ware und Arbeit verschleiert), sondern waren über ihren unmittelbaren Nutzen hinaus mit einer zusätzlichen symbolischen Bedeutung aufgeladen. Diese Bedeutungen, ob sie nun religiösen Charakter hatten oder einen bestimmten sozialen Status markierten, entsprangen immer einem vorausgesetzten Fetischsystem, das den sozialen Zusammenhang herstellte, Hierarchien definierte und innerhalb dieses Rahmens auch Tätigkeiten und Gegenstände vermittelte. Erst durch die Einbindung in dieses Fetischsystem bekamen die Tätigkeiten ihre gesellschaftliche Bedeutung. Gerade weil Zeit vom mittelalterlichen Bauern als Heilszeit interpretiert wurde, konnte dieser über Jahrhunderte hinweg selbstzufrieden mit sich kaum verändernden technischen Gerätschaften und arbeitsorganisatorischen Neuerungen seinen Acker bestellen: Diese Tätigkeiten können entsprechend »nicht adäquat begriffen werden, wenn man sie unter dem Begriff des ›instrumentellen Handelns‹ zusammenfaßt«.[35]

Die Tätigkeiten, aber auch handwerkliche Gegenstände in vormodernen Sozietäten sind so durch eine Dualität gekennzeichnet, die jedoch etwas ganz anderes darstellt als den Doppelcharakter von Ware und Arbeit im Kapitalismus: Nicht ihre symbolische Aufladung stiftet das soziale Miteinander, vielmehr ist diese Aufladung Ausdruck einer vorausgesetzten fetischistischen Konstitution. Der qualitative Bruch beim Übergang zum Kapitalismus besteht nun darin, dass sich mit der Arbeit eine spezifische Tätigkeitsform herausbildet, der zugleich

[35] Postone, a.a.O., S. 266

die Funktion der gesellschaftlichen Vermittlung zufällt und die damit sich selbst den Sinn verleiht. Arbeit ist selbstbezüglich also nicht nur darin, dass sie sich in der Produktion von Waren zum Zwecke der Verwertung des Werts ständig auf sich selbst rückkoppelt, sondern in einem noch grundsätzlicheren Sinne:

> »Im Kapitalismus ist es die Arbeit selbst, welche die gesellschaftliche Vermittlung konstituiert [...] Da hier die Arbeit sich selbst vermittelt, konstituiert sie [...] nicht nur eine gesellschaftliche Struktur, die die Systeme manifest gesellschaftlicher Verhältnisse ersetzt, sondern sie verleiht sich ihren gesellschaftlichen Charakter auch selbst. Dieses reflexive Moment bestimmt die spezifische Qualität des sich selbst vermittelnden Charakters der Arbeit, wie auch die der von dieser gesellschaftlichen Vermittlung strukturierten gesellschaftlichen Verhältnisse. [...] Anders ausgedrückt: im Kapitalismus begründet die Arbeit ihren eigenen gesellschaftlichen Charakter vermöge ihrer historisch spezifischen Funktion als einer gesellschaftlich vermittelnden Tätigkeit. In diesem Sinne wird Arbeit im Kapitalismus zu ihrem eigenen gesellschaftlichen Grund.«[36]

Diese gesellschaftliche Vermittlung kann die Arbeit nur als *abstrakte Arbeit* leisten, also unter Absehung von ihrer eigenen konkreten Seite, d.h. von allen bestimmten Tätigkeitsinhalten. Das setzt aber bereits voraus, dass die produzierten Waren auch in ihrer stofflich-konkreten Seite gesellschaftlich als ›Objekte‹ angesehen werden, also als Gegenstände, die von allen angeeignet werden können. Erst damit erhalten sie den Charakter der allgemeinen Austauschbarkeit und können zu Waren werden. Gebrauchswert und konkrete Arbeit stellen daher auch keine von der kapitalistischen Form unberührte Stofflichkeit dar, sondern sind selbst in vielfacher Hinsicht von dieser Form geprägt – sie sind die konkrete Seite der Abstraktion. Die Dualität vormoderner Tätigkeits- und Gegenstandsbestimmungen verwandelt sich auf diese Weise in den Doppelcharakter von Arbeit und Ware.

Die konkrete Arbeit und mit ihr der Gebrauchswert sind also keineswegs überhistorische, *apriorische Konstanten*, sondern spezifische Formen der mo-

[36] Postone, a.a.O., S. 233 f.; Hervorh. im Orig.

dernen Gesellschaft. Sichtbar wird das zunächst an der stofflichen Gestalt der Waren, also an der spezifischen Ausformung des Gebrauchswerts. Phänomene wie künstlicher Verschleiß sind allseits bekannt und davon, wie sich die Kommodifizierung[37] etwa auf Pflege- und Gesundheitsdienstleistungen auswirkt, kann sich die geneigte Leserin in jedem Krankenhaus oder Altenheim ein Bild machen.[38]

Darüber hinaus implizieren Gebrauchswerte jedoch auch eine kapitalistische Formbestimmung im engeren Sinne. Das zeigt sich plastisch bereits daran, dass von der Nützlichkeit bestimmter Gebrauchswerte lediglich unter kapitalistischen Verhältnissen gesprochen werden kann. Das gilt etwa für den Gebrauchswert der Ware Arbeitskraft und der Ware Geld, zweier zentraler Waren innerhalb des kapitalistischen Warenkosmos.

Wesentlich ist aber, dass die Dinge bloß anhand ihrer Nützlichkeit – oder des ihnen zugeschriebenen Nutzens – und ihres technischen Charakters beurteilt werden, was, wie gezeigt, für vormoderne Menschen kaum vorstellbar war. Die so säkularisierten Gebrauchsgegenstände entfalten die Möglichkeit, als rein sachliche Gebrauchswerte prinzipiell unabhängig von der sozialen Position der je Einzelnen nutzbar zu sein. Sie entfalten eine gleichsam abstrakte Nützlichkeit: Die Dinge werden zum Objekt und sind für alle Menschen gleichermaßen zugänglich.[39] War ihre Nutzbarkeit in vormodernen Sozietäten oftmals noch

---

[37] Der Begriff »Kommodifizierung« bezeichnet das »zur Ware werden« eines sozialen Gegenstandes.

[38] vgl. Robert Kurz: Abschied vom Gebrauchswert. In: Neues Deutschland, 28.5.2004 sowie Lothar Galow-Bergemann: Der Nächste bitte ... Bemerkungen zur aktuellen Durchkapitalisierung ders Lebens am Beispiel der Krankenhäuser. In: Ernst Lohoff/Norbert Trenkle/Maria Wölfingseder/Karl-Heinz Wedel (Hrsg.): Dead Men Working. Gebrauchsanweisungen zur Arbeits- und Sozialkritik in Zeiten kapitalistischen Amoklaufs. Münster: Unrast 2005

[39] In diesem Sinne verändert sich auch die Qualität moderner Wissenschaft. Erst hier können die Dinge als Objekte nicht nur behandelt, sondern auch beobachtet werden. Zur Logik moderner Wissenschaft vgl. Claus-Peter Ortlieb: Bewußtlose Objektivität. Aspekte einer Kritik der mathematischen Naturwissenschaft. In: Krisis 21/22. Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft. Bad Honnef: Horlemann 1988, S. 15 - 51 sowie Postone a.a.O., S. 265ff. und Bolay/Trieb a.a.O., S. 55ff

an den sozialen Status gebunden,[40] so werden die Dinge nun zu allgemeinen Gebrauchswerten und sind als solche universell im Rahmen der gesellschaftlichen Produktions- und Distributionsverhältnisse nutzbar. Die von den Menschen hergestellten Dinge erhalten nun die

> »universelle gesellschaftliche Bedeutung, Waren zu sein [...] Die Warenform der hergestellten Gegenstände bringt den historischen Sachverhalt zum Ausdruck, daß diese jetzt von jeder Person erworben und benutzt werden können und allgemein verfügbar sind, sofern man sie nur ›kaufen‹ kann«.[41]

Die historische Spezifik von Gebrauchswert und konkreter Arbeit und ihre Verknüpfung mit der Funktion des Werts ist zuerst von Kornelia Hafner systematisch herausgestellt worden.[42] Auch in Moishe Postones wertkritischer Interpretation der Marx'schen Theorie spielt sie eine zentrale Rolle. Ihm zufolge zeichnet sich die abstrakte Herrschaft im Kapitalismus durch eine spezifische Beziehung von Konkretem und Abstraktem aus. Die Gebrauchswerte als Konkreta sind jeweils »besonderer Teil eines Ganzen.«[43] Dieses Ganze kann als Ansammlung verschiedener konkreter Arbeitsprodukte angesehen werden, die als allgemein nutz- und erwerbbare Dinge gelten – in diesem Sinne spricht Marx von einer »ungeheuren Warensammlung«[44]. Die je einzelnen Dinge erhalten ihre Bedeutung als Gebrauchswerte gerade in ihrer Unterschiedlichkeit und Besonderheit im Vergleich zu den je anderen Waren. Der Wert als Abstraktum hingegen konstituiert gerade keine Sammlung verschiedener abstrakter Arbeiten, sondern eine spezifische Form gesellschaftlicher Allgemeinheit. Diese Allgemeinheit besteht darin, dass der Wert alle WarenproduzentInnen miteinander in Verbindung

---

[40] vgl. Lexikon des Mittelalters Band 8: Stadt (Byzantinisches Reich) – Werl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 47 und S. 1903

[41] Markús a.a.O., S. 45

[42] Vgl. Kornelia Hafner: Gebrauchswertfetischismus. In: Diethard Behrens (Hg.): Gesellschaft und Erkenntnis. Zur materialistischen Erkenntnis- und Ökonomiekritik. Freiburg: Ça ira 1992

[43] Postone a.a.O., S. 236

[44] MEW 23, S. 49; MEW 13, S. 15

setzt und eine gesellschaftliche Vermittlung zwischen ihnen konstituiert, was aber notwendig die Abstraktion von jeder Besonderheit einschließt. Diese Vermittlung bedeutet jedoch auch, dass der oder die Einzelne nur durch Absehung aller erlebbaren Besonderheit und Partikularität an ihr teilhaben kann:

> »Deshalb besitzt die Vermittlung auf individueller Ebene die gleiche allgemeine Qualität wie auf gesamtgesellschaftlicher. Aus gesamtgesellschaftlicher Perspektive betrachtet ist die konkrete Arbeit des Individuums eine besondere und *Teil* eines qualitativ heterogenen *Ganzen*. Als abstrakte Arbeit jedoch ist sie ein individuiertes Moment einer qualitativ homogenen, allgemeinen gesellschaftlichen Vermittlung, die *eine gesellschaftliche Totalität* konstituiert.«[45]

Erst dadurch, dass die Arbeiten als abstrakte auf einen gemeinsamen Nenner gebracht und somit gleich gemacht werden, können die Tätigkeiten als Arbeit und die Produkte dieser Tätigkeiten als Arbeitsprodukte klassifiziert werden. Dieser Umstand führt laut Postone dazu, dass der Gebrauchswert sich als eben das historische Spezifikum etabliert, als das er oben beschrieben wurde:

> »Weil jede besondere Art der Arbeit als abstrakte Arbeit fungieren und jedes Arbeitsprodukt als Ware dienen kann, *werden* Tätigkeiten und Produkte, die in anderen Gesellschaften nicht als ähnlich klassifiziert würden, im Kapitalismus als gleiche, als Vielfalt (konkreter) Arbeiten oder als besondere Gebrauchswerte klassifiziert. In anderen Worten: Die durch abstrakte Arbeit historisch konstituierte abstrakte Allgemeinheit etabliert auch die ›konkrete Arbeit‹ und den ›Gebrauchswert‹ als allgemeine Kategorien. Diese Allgemeinheit aber ist die eines heterogenen, aus Teilen gebildeten Ganzen, nicht die einer homogenen Totalität. Diese Unterscheidung zwischen den Formen von Allgemeinheit, der Totalität und dem Ganzen, darf bei der Betrachtung der Dialektik historisch konstituierter Formen von Allgemein-

[45] Postone a.a.O., S. 236. Im Abschnitt 4 werden wir sehen, dass gerade die Abstraktion von »jeder materiellen Besonderheit wie auch von jeder manifest gesellschaftlichen Partikularität« (ebd.) den Subjektstatus als partikulares Interesse gleichsam hervorbringt.

> heit und Besonderheit in der kapitalistischen Gesellschaft nicht vergessen werden.«[46]

Dass die Tätigkeiten zugleich als konkrete und als abstrakte Arbeit auftreten, hat somit zur Folge, dass zwei unterschiedliche Formen von Allgemeinheit entstehen, die dialektisch miteinander verschränkt sind. Der Widerspruch zwischen Wert und Gebrauchswert ist nicht etwa der zwischen einer kapitalistischen Form und einem gesellschaftlich neutralen, transhistorischen Inhalt, sondern ist innerhalb der kapitalistischen Vergesellschaftungsweise selbst angesiedelt; er gehört zu deren innerstem Wesen und ist somit selbst historisch-spezifisch.

Die Kategorie des Gebrauchswerts ist also zu historisieren. Als Vorstellung abstrakter Nützlichkeit entsteht sie erst mit der warenproduzierenden Ordnung. Damit ist aber auch die Vorstellung zu kritisieren, allein die freie Aneignung und der Verzehr bzw. Verbrauch dieser Gebrauchswerte sei gleichbedeutend mit gesellschaftlicher Befreiung. Ein solcher Verbrauch stellt sich dar als Konsum und ist somit die der Arbeit zugehörige Form der Nutzung, worauf bereits Adorno hingewiesen hat:

> »Selbst in der Sphäre des Konsums, wie bezeichnenderweise heißt, was früher Genuß genannt wurde, sind sie (die Subjekte, JB) zu Anhängseln der Maschine geworden. Nicht um ihretwillen wird produziert – ihr Konsum macht nur sehr mittelbar und in beschränktem Umfang ihre eigenen Wünsche geltend –, sondern sie müssen nehmen, was die Produktionsmaschine ausspeit.«[47]

---

[46] Postone a.a.O., S. 237. Diese Bestimmung von Postone verweist auch darauf, dass der Allgemeinbegriff Arbeit genau genommen erst für das kapitalistische Warenuniversum in dieser allgemeinen Fassung verwendet werden kann. Dass er trotz allem von vorkapitalistischer und »Arbeit im Kapitalismus« spricht, mag als kategoriale Unsauberkeit festgehalten werden. Zur Kritik an dieser Verwendung des Arbeitsbegriffs vgl. Robert Kurz: Die Substanz des Kapitals, Teil 1. In: Exit! Krise und Kritik der Warengesellschaft. Bad Honnef: Horlemann 2004, S. 84ff

[47] Adorno, Theodor W.: Zur Lehre von der Geschichte und von der Freiheit. Frankfurt am Main : Suhrkamp 2006, S. 12. Entsprechend dieser eindeutigen und an anderen Stellen ähnlich zu findenden Positionierung Adornos verwundert es, dass gerade sich als besonders radikal und kritisch gebende Strömungen ziemlich umstandslos auf

Konsum als abstrakte und entsinnlichte Form des menschlichen Naturbezugs muss daher konsequenterweise zusammen mit dem Kapitalismus überwunden werden. Keinesfalls zu verwechseln ist dies mit der Forderung nach prinzipiellem »Verzicht«, wie sie gerade jetzt in der Krise laut wird. Lediglich der am abstrakten und entsinnlichten Mehr orientierte Selbstzweckcharakter des Konsums ist zu überwinden, denn dieser

> »setzt für einen Zustand, der nach menschlichen Bedürfnissen zu bestimmen wäre, ein menschliches Verhalten an, das am Modell der Produktion als Selbstzweck gebildet ist. [...] Vielleicht wird die wahre Gesellschaft der Entfaltung (der Produktivkräfte, JB) überdrüssig und läßt aus Freiheit Möglichkeiten ungenutzt, anstatt unter irrem Zwang auf fremde Sterne einzustürmen.«[48]

Die Aufhebung der historisch-spezifischen Form *Konsum* würde keine Einschränkung von Lebens- und Genussmöglichkeiten bedeuten, sondern im Gegenteil deren Entfaltung jenseits der kapitalistischen Zwänge. Entsprechend sah Adornos Vision von einer befreiten Gesellschaft aus: »*Auf dem Wasser liegen und friedlich in den Himmel schauen*.«[49]. Nicht Luxus, sondern Muße steht hier im Mittelpunkt des sozialen Tuns. Das setzt freilich auch einen allgemeinen Zugang zum stofflichen Reichtum voraus. Dieser ist in seiner emanzipatorischen

Konsum und *Luxus* als vermeintlich emanzipatorische Kategorien beziehen. Zur Kritik an dieser nicht zuletzt in antideutschen Kreisen üblichen Strategie vgl. Robert Kurz: Die antideutsche Ideologie. Münster: Unrast 2003, 181ff.

48 Adorno, Theodor W.: Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003, S. 178f.

49 Ebd. S. 179. Siehe auch Oscar Wilde: »Gegenwärtig konkurriert die Maschine mit dem Menschen. Unter den richtigen Verhältnissen wird die Maschine dem Menschen dienen. Dies ist ohne Zweifel die Zukunft der Maschine; und so wie die Bäume wachsen, während der Landwirt schläft, so wird die Menschheit sich vergnügen oder sich der geistvollen Muße hingeben – denn Muße, nicht Arbeit ist das Ziel des Menschen –, oder sie wird schöne Dinge hervorbringen oder schöne Dinge lesen oder einfach die Welt mit Bewunderung und Entzücken betrachten, während die Maschine die notwendige, unangenehme Arbeit verrichtet.« (Oscar Wilde: Die Seele des Menschen im Sozialismus. Online abrufbar unter: http://www.marxists.org/deutsch/archiv/wilde/1891/02/seele.htm)

Dimension jedoch nur erfahrbar, wenn der entsinnlichte und selbstreferentielle Charakter des Warenreichtums überwunden wird.

3. Die Form und ihr Anderes

Die historisch-spezifische Form gesellschaftlicher Vermittlung im Kapitalismus setzt aber nicht nur die immanente Dialektik von Wert und Gebrauchswert bzw. abstrakter und konkreter Arbeit in die Welt, sondern impliziert eine weitere grundlegende Spaltung des gesellschaftlichen Zusammenhangs. Der Wahn, die abstrakte Herrschaft des Werts könne sich restlos den gesamten gesellschaftlichen Zusammenhang unterwerfen, war stets mehr (Alb-)Traum als Realität. Schon immer war sie auf soziale Bereiche und Tätigkeiten angewiesen, die sie zwar nicht anerkennen konnte, ohne die sie aber gleichsam nicht auskam.[50]

Auch diese Spaltung der warenförmigen Gesellschaft wurde, wenn auch ohne einen adäquaten Begriff kapitalistischer Vergesellschaftung, bereits früh in der bürgerlichen Soziologie thematisiert. Ferdinand Tönnies veröffentlichte im Jahre 1887 die erste Auflage seines Klassikers *Gemeinschaft und Gesellschaft* – und seine Begriffsunterscheidung von der abstrakten Individualität in der Gesellschaft und der sozialen Nähe in der Gemeinschaft sollte die soziologische Debatte nicht unwesentlich beeinflussen.

Sein erklärtes Ziel war es, gesellschaftliche Abläufe »aus einem Punkt« verstehbar zu machen. Dabei sollte es sich um eben jenen Punkt handeln, »welcher das für die Konstitution der einzelnen Sozialformen verantwortliche Prinzip in seiner reinsten Form repräsentiert«. Im Mittelpunkt seiner Überlegungen stand dabei die Beziehung des Ganzen zum Teil.[51] Diese Beziehung unterscheide sich, so Tönnies, bei Gemeinschaften und Gesellschaften fundamental. Als Gemein-

[50] Vgl. hierzu auch: Ernst Lohoff: Kernphysik des bürgerlichen Individuums. In: Krisis – Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft, Band 13. Bad Honnef: Horlemann 1993

[51] Vgl. Merz-Benz, Peter-Ulrich: Die begriffliche Architektonik von »Gemeinschaft und Gesellschaft«. In: Clausen, Lars/Schlüter, Carsten: Hundert Jahre »Gemeinschaft und Gesellschaft«. Ferdinand Tönnies in der internationalen Diskussion. Opladen: Leske+Budrich 1991

schaft galt ihm eine natürliche und »organische« Verbindung von Menschen. Er spricht von der »vollkommenen Einheit menschlicher Willen als einem ursprünglichen oder natürlichen Zustande«.[52] Sie komme durch Abstammung zustande und beruhe auf gemeinsamer Gesinnung, auf Brauchtum und Werten, welche dann das gemeinsame Leben regelten. Demgegenüber sei Gesellschaft zwar ebenfalls als friedliches Zusammenleben von Menschen zu fassen, der Charakter dieses Zusammenlebens unterscheide sich jedoch fundamental von dem in der Gemeinschaft. Die Menschen seien hier im Unterschied zur Gemeinschaft

> »nicht wesentlich verbunden, sondern wesentlich getrennt [...], und während dort verbunden bleibend trotz aller Trennungen, hier getrennt bleibend trotz aller Verbundenheiten. [...] Sondern hier ist ein Jeder für sich allein, und im Zustande der Spannung gegen alle Uebrigen. Die Gebiete ihrer Thätigkeit und ihrer Macht sind mit Schärfe gegen einander abgegrenzt, so dass Jeder dem Anderen Berührungen und Eintritt verwehrt, als welche gleich Feindseligkeiten geachtet werden. Solche negative Haltung ist das normale und immer zugrundeliegende Verhältniss dieser Macht-Subjecte gegen einander«.[53]

Tönnies selbst verstand es als die Aufgabe seiner »reinen Soziologie«, die beiden vorherrschenden Denktraditionen in der zeitgenössischen Soziologie, Historismus und Rationalismus, miteinander zu versöhnen. Während der Rationalismus auf eine aufklärerische Vorstellung von (instrumenteller)Vernunft setzte, betonte der Historismus die Wichtigkeit vermeintlich naturhafter Verbundenheit. Beide Strömungen reflektierten dabei zwei Seiten des noch jungen kapitalistischen Sozialgefüges, wobei sie diese zugleich ideologisierten.[54] So liest sich

52 Tönnies, Ferdinand: Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt. Nachdr. d. 8. Aufl., 1963., S. 8

53 Ebd., S. 40

54 Nicht unerwähnt darf an dieser Stelle bleiben, dass auch Tönnies eine ganz aufklärerische Vorstellung von der Aufteilung der Geschlechter auf diese zwei Sozialformen vertrat. Die Gesellschaft galt ihm als männlich und von Härte und Willkür durchsetzt – die Gemeinschaft hingegen als direkt mit der Natur verbunden und daher mit den Frau-

auch Tönnies' Darstellung zumeist so, als sei Gesellschaft das Neue, während Gemeinschaft das Traditionelle beschreibe und somit das Vorgängige und »Ursprüngliche« sei. Damit leistet er seinen Beitrag zur Erfindung »imaginärer Gemeinschaften« (Benedict Anderson), die angeblich in einer gemeinsamen Tradition und Herkunft wurzeln sollen, wo sie doch nichts anderes sind als historisch-spezifische Konstruktionen, welche die Herausbildung der abstrakten Vergesellschaftung flankieren und kollektividentitär abstützen.[55]

An Tönnies anknüpfend unterscheidet auch Max Weber zwischen Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung. Vergesellschaftung gilt ihm dabei als soziale Beziehung, die auf rationales Handeln zurückzuführen ist, wobei ihm »der streng zweckrationale, frei paktierte Tausch am Markt: ein aktueller Kompromiß entgegengesetzt, aber komplementär Interessierter« als »reinster Typ der Vergesellschaftung«[56] gilt. Diese handlungstheoretische Fassung des Gesellschaftskonzeptes hat den Vorteil, dass sie weniger als die Darstellung bei Tönnies den Gedanken nahelegt, es handele sich bei Gesellschaft und Gemeinschaft um zwei verschiedene Sozialmodelle. Denn genau auf diese Weise ist Tönnies häufig genug interpretiert worden – und sein Werk gibt auch an nicht wenigen Stellen genau dazu Anlass.[57] Bei Weber aber haben wir es mit zwei unterschiedlichen Handlungsformen zu tun, die ihrerseits in keiner Weise historisch spezifiziert sind. In diesem Sinne kann Webers Einordnung ebenfalls im fast schon klassischen Sinn als fetischistisch gelten: Zwar benennt er die hinter dem Rücken

en verknüpft. Vgl. hierzu: Karin Hausen: Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, S. 379f.. In: Conze, Werner: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1976

55 Vgl. dazu Lohoff, Ernst: Die Verzauberung der Welt. Die Subjektform und ihre Konstitutionsgeschichte. In: krisis 29, Münster : Unrast 2005; ders.: Ohne festen Punkt. Befreiung jenseits des Subjekts, in: krisis 30, Münster .: Unrast 2006; Anderson, a.a.O.

56 Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe, § 9

57 Vgl. Käsler, Dirk: Erfolg eines Mißverständnisses? Zur Wirkungsgeschichte von ›Gemeinschaft und Gesellschaft‹ in der frühen deutschen Soziologie. In: Clausen/Schlüter, a.a.O.

der Subjekte vor sich gehende Aufteilung der Welt in Vergesellschaftungs- und Vergemeinschaftungsprozesse, behandelt diese aber als anthropologische Konstanten und löscht damit ihre spezifische Formbestimmtheit aus. So bleibt z.B. unausgeleuchtet, dass sich der kapitalistische Warenaustausch qualitativ vom vormodernen Gang zum Markt unterscheidet, dessen Funktionsweise in starre, gesellschaftlich vorgegebene Gebots- und Verbotsstrukturen eingerahmt war.[58]

Auf vergleichbare Weise unterscheiden sich auch moderne Familienstrukturen und vormoderne Varianten des Zusammenlebens. Die Familiensoziologin Heidi Rosenbaum setzt daher den Begriff der Familie auch stets in Anführungszeichen, wenn sie über vormoderne bäuerliche Zusammenhänge schreibt:

> »Die traditionelle Bauern-›familie‹ [...] unterscheidet sich deutlich von dem Bild von Familie und Familienbeziehungen, das wir in unseren Köpfen tragen. Am auffälligsten ist das niedrige Niveau der Emotionalität und Affektivität, dem das Vorherrschen sachlicher, durch die täglichen Arbeitserfordernisse vermittelter Beziehungen entsprach. [...] Eine logische Folge der großen personalen Distanz selbst zwischen den ›Familien‹-mitgliedern war die fehlende Ab- und Ausgrenzung des engen Kreises der Familie innerhalb der Hausgemeinschaft.«[59]

Die Spezifik der modernen Familie deutet darauf hin, dass es auch auf diesem Feld vermieden werden sollte, einzelne soziale Phänomene aus ihrem sozialen Zusammenhang herauszureißen und auf diese Weise verdinglicht zu betrachten. »Familien«, so macht Rosenbaum deutlich, können nicht als abstrakte Entitäten, sondern lediglich als historische Spezifika in ihrer jeweiligen Verwobenheit mit dem Sozialwesen verstanden werden. Entsprechend gilt die Einbindung in traditionelle Normensysteme, wie wir es oben für die vormoderne Aufteilung der Tätigkeiten festgestellt haben, auch für die Familie:

---

[58] Vgl. zum Unterschied moderner und vormoderner Märkte Polany a.a.O., S. 87ff.

[59] Rosenbaum, Heidi: Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1982, S. 114

> »In der vorkapitalistischen Gesellschaft sind der einzelne und die Familien- und Haushaltsgemeinschaft umfassend in *lokale* gesellschaftliche Beziehungen eingebunden. Sie unterliegen, wenn auch in Stadt und Land verschieden ausgeprägt, feudalen, obrigkeitlichen, zünftigen und kirchlichen Beschränkungen, zusätzlich sozialer Kontrolle durch die Dorf- bzw. Stadtgemeinde. Beispielhaft dafür sind die strengen Bestimmungen der Handwerkerzünfte über ehrliche und ehrbare Herkunft und Lebenswandel ihrer Mitglieder.«[60]

Die Abhängigkeit der Familienstrukturen von den sozialen und kulturellen Strukturen des Gemeinwesens legt es daher nahe, auch für die kapitalistische Moderne von einer spezifischen Familienform zu sprechen.[61]

In diesem Sinne lässt sich der vermeintliche Gegensatz von Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung als begrifflich verzerrte Wahrnehmung der spezifisch modernen Aufspaltung des gesellschaftlichen Zusammenhangs in eine dominante Sphäre warenförmiger Rationalität und deren diffuses Schattenreich als notwendige Konsequenz bestimmen. Gesellschaft ist in diesem Sinne immer auf Gemeinschaft angewiesen. *Instrumentelles Handeln* kann sich nur allgemein durchsetzen, indem es die nicht in seiner reduzierten Zugriffslogik aufgehenden psychischen Regungen, Bedürfnisse und sozialen Handlungsweisen abspaltet und in ein eigenes Schattenreich verbannt – ein Prozess, der, wie Roswitha Scholz beschrieben hat, mit der Konstitution der modernen Geschlechterhierarchie einhergeht.[62]

Die heimischen vier Wände und die in ihnen beheimatete Familie fungieren so als ein Ort, an dem das Warensubjekt alles genießen möchte, wofür es sich zuvor im erbitterten Kampf Aller-gegen-Alle aufgerieben hat. Dass dies häufig genug misslingt und die Privatheit sich nicht selten als Hölle entpuppt, ändert nichts an ihrer Funktion als Projektionsfläche für alle Wünsche und Begierden,

---

60 Rosenbaum, Heidi: Familie als Gegenstruktur zur Gesellschaft. Kritik grundlegender theoretischer Ansätze der westdeutschen Familiensoziologie. 2., überarbeitete Auflage. Stuttgart: Enke Verlag 1978, S. 117

61 Vgl. Ebd., S. 47

62 Roswitha Scholz: Das Geschlecht des Kapitalismus. Bad Honnef: Horlemann. 2. Aufl., 2011

die in den waren- und rechtsförmigen Sphären systematisch unerfüllt bleiben müssen. Familie und die Privatheit des isolierten Einzelnen bilden so ebenso die stille Voraussetzung wie die Folge der anonymisierten Konkurrenz der warenproduzierenden Gesellschaft.

4. Abstraktes Individuum und geschlechtlicher Identitätszwang

Die Herauslösung der Produktionstätigkeiten aus den sie umgebenden Sozialbeziehungen und ihre Verwandlung in die selbstreferentielle Tätigkeitsform der Arbeit verändert auch die (Selbst-) Wahrnehmung der Individuen fundamental. Es entsteht eine historisch neue Vorstellung von abstrakter Individualität, mit der die Form »Subjekt« untrennbar verbunden ist. Diese unterscheidet sich wesentlich von vormodernen Vorstellungen des Bewusstseins, die im Unterschied zu dieser keinen einheitlichen Identitätskern des Individuums implizieren. Bolay/Trieb und Rudolf W. Müller greifen auf Beschreibungen des linken deutschen Psychiaters E. Wulff zurück, um diese Differenz plausibel zu machen. Wulff, der zwischen 1961 und 1967 einen Lehrauftrag in Vietnam hatte, beschreibt aufgrund der Erfahrungen, die er dort gemacht hat, bestimmte Besonderheiten seiner vietnamesischen StudentInnen. Diese hatten offensichtlich Probleme, von konkreten medizinischen Phänomenen zu abstrahieren, Allgemeinbegriffe zu bilden, Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge zu erfassen und dergleichen mehr. Während seine KollegInnen die Ursache für diese Lernschwierigkeiten in unzureichend ausgebildeter Hirnphysiologie ausmachten, führte Wulff, der unter dem Pseudonym Georg W. Alsheimer publizierte, diese Phänomene auf die Eigenheiten der vietnamesischen Grammatik zurück:

> »Es gibt im vietnamesischen nicht einen bestimmten, sondern mehrere Ausdrücke für ›Ich‹, ›Du‹, ›Er‹, ›Wir‹; umekehrt wird manchmal dasselbe Wort für ›Ich‹, ›Du‹ und ›Er‹ gebraucht. Das hatte nicht nur häufige Verwechslungen dieser persönlichen Fürworte [...] zur Folge, sondern auch eine Unsicherheit, eine Instabilität im Denken des Subjekts von Gedanken

> und Handlungen. Auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden sprachlich nur sehr unscharf unterschieden, ebenso wie Wirklichkeits- und Möglichkeitsformen, aktivische und passivische Formen des Verbs. Substantive, Adjektive und Verben sind nur durch ihre Stellung im Satz als solche erkennbar. Die grammatikalischen Vorformen des logisch ›folgerichtigen‹ Denkens sind also im Vietnamesischen nur sehr unvollkommen ausgebildet; nicht schon mit der Erlernung der eigenen Sprache, im Alter von ein bis zwei Jahren, können sie eingeübt, praktiziert und mehr oder minder automatisiert werden, sondern erst durch die Kenntnis einer fremden, okzidentalen Sprache, die gemeinhin sehr viel später erworben wird.«[63]

(Zweck-)Rationales Denken und Ich-Identität sind somit also mit bestimmten sprachlichen Ausdrucksformen verbunden.[64] Diese Prägung geht so weit, dass sie sich sogar auf die Ausprägung von Krankheitsbildern auswirkt. Denn innerhalb der von ihm beobachteten vietnamesischen Gesellschaft *»fehlt das Krankheitsbild der Ich-Störung«*.[65]

Doch wie kommt es, dass sich in verschiedenen Sozialwesen die sozialen Verhältnisse in unterschiedliche sprachliche Darstellungsformen übersetzen? Müller führt dies auf die unterschiedlichen gesellschaftlichen Beziehungsformen zurück.[66]

Als weiteres Beispiel verweisen Bolay/Trieb auf die Beschreibungen zweier Communities von Native Americans, die sie Erik H. Eriksons vergleichender

63 Alsheimer, Georg W. (1972): Vietnamesische Lehrjahre. Bericht eines Arztes aus Vietnam 1961 – 1967. Zweite verbesserte Auflage mit einem Nachbericht von 1972. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 240f.

64 Bolay/Trieb (a.a.O., S. 26) stellen auch für die mitteleuropäischen Gesellschaften einen ähnlichen Zusammenhang fest. Hier sei noch im Mittelalter statt des heute geläufigen Ichs die Formulierung »mein Leib« üblich gewesen.

65 Alsheimer a.a.O., Hervorh. im Orig.

66 Müller , Rudolf Wolfgang: Geld und Geist. Zur Entstehungsgeschichte von Identitätsbewußtsein und Rationalität seit der Antike. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag 1982, S. 242f.

Studie *Kindheit und Gesellschaft* entnehmen.[67] Erikson beschreibt hier das Zusammenwirken der gesellschaftlichen Lebenspraxis in diesen Gruppen und deren Bedeutung – von kleinen lebensweltlichen Handlungen bis hin zu Phänomenen der Selbstwahrnehmung. Das Zusammenleben war in beiden Fällen von einem hauptsächlichen Lebensmittel geprägt, das Tagesablauf, Mythen und Erziehungspraxen definierte. Dieses Lebensmittel war im Falle der Oglala der Büffel[68] und im Falle der Yurok der Lachs.[69] Bolay/Trieb fassen Eriksons Beobachtungen wie folgt zusammen:

> »Die gesamte Organisation des Lebenserhaltungsprozesses dieser Stämme vollzieht sich in direkter Vergesellschaftung. Alle ihre Tätigkeiten kreisen bewußt und direkt um die Produktion ihres wichtigsten Lebensmittels, den Büffel bzw. den Lachs. Der gesamte gesellschaftliche und individuelle Rhythmus war auf diesen Mittelpunkt gerichtet, alle produktiven, sozialisatorischen und mythisch-religiösen Handlungen bezogen von dort her Form und Bedeutung. Erikson findet einen Zusammenhang zwischen ökonomischen, sozialen und psychischen Strukturen vor, Strukturen, die er aus den Grundlagen der gesellschaftlichen Produktion dieser Stämme ableitet.«[70]

Ganz ähnlich lesen sich auch die Beschreibungen, die Stephanie Coontz über unterschiedliche Communities der Native Americans zusammengetragen hat. Nahrungsmittel wurden hier, unabhängig von wem sie gefunden wurden, als kollektives Besitztum betrachtet. Coontz zitiert den Bericht eines christlichen Missionars dahingehend, ein Mic-Mac würde »eher Hungers sterben [...] als eine Krickente, die er erlegt hatte, allein auf(zu)essen, obwohl sie zur Wiederherstellung seiner Kräfte dienen könnte; er würde sie zum Wigwam bringen, wo er andere wusste, die sie brauchten wie er selbst, und jeder würde seinen Anteil erhalten«.[71] Auffällig ist hier das vollständige Fehlen der Priorisierung der eigenen

[67] Bolay/Trieb, a.a.O., S. 134ff. sowie Erikson, a.a.O., S. 107 - 182

[68] Erikson, a.a.O., S. 110ff.

[69] Erikson, a.a.O., S. 162ff.

[70] Bolay/Trieb, a.a.O., S. 137f.

[71] Coontz, Stephanie: Die Entstehung des Privaten. Amerikanisches Familienleben vom

Bedürfnisse gegenüber der Bedürfnisbefriedigung der anderen Mitglieder des Gemeinwesens. Dies Fehlen ist jedoch nicht auf eine extreme Unterordnung der Individuen unter die gesellschaftliche Ordnung, sondern auf das Fehlen einer individuellen Ich-Identität (der Vorstellung, Subjekt zu sein) zurückzuführen. Die Einzelnen werden also nicht zwangsweise dem Kollektiv unterworfen, sondern es herrscht ein qualitativ von der kapitalistischen Subjekt-Objekt-Dichotomie unterschiedenes Weltverständnis vor.[72]

Bolay/Trieb beziehen die moderne Subjektform auf die von Marx im »Kapital« dargestellte Wertformanalyse. Da die Waren, wie Marx anmerkt,[73] sich nicht alleine zum Austausch begeben können, benötigen sie dafür die WarenbesitzerInnen. Und eben diese WarenbesitzerInnen gingen im Zuge des Austausches soziale Beziehungen miteinander ein, die denen der Waren wesensähnlich seien und damit ihre eigene Individualität als im wörtlichen Sinne Subjektivität konstituierten: Sie sind nicht nur handelnde Personen, sondern als solche zugleich den strukturellen Zwängen der kapitalistischen Logik unterworfen. Indem die Einzelnen im Warentausch ihre Waren gleichsetzen, konstituieren sie nicht nur ein Verhältnis gesellschaftlicher Vermittlung, sondern zugleich die subjektive Reflexion ihrer selbst. Die einzelne Ware vermag prinzipiell ihren Wert in jeder anderen Ware auszudrücken – jeder Einzelne ist analog dazu in der Lage, mit jedem beliebigen Warenbesitzer den Austausch der produzierten Güter zu vollziehen. Allerdings bleiben sie dabei gleichsam an den Austausch gebunden, da die Waren als solche einen Gebrauchswert nur für andere, nicht aber für die ProduzentInnen haben. Das abstrakte Individuum ist frei, aber nicht im emphatischen, sondern in dem stets beschränkten Sinne, innerhalb der restriktiven Form unter vorgegebenen Optionen wählen zu können (und zu müssen). In

17. bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert. Münster : Westfälisches Dampfboot 1994 S. 55

72 Zur Subjekt-Objekt-Dichotomie in der kapitalistischen Moderne vgl. auch Ernst Lohoff: Die Verzauberung der Welt. Die Subjektform und ihre Konstitutionsgeschichte – eine Skizze. In: Krisis. Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft. Münster: Unrast 2005

73 MEW 23, 99

eben diesem Sinne sind die AgentInnen des Warentausches auch gleich: Sie erkennen sich in ihrer Praxis als gleiche an und abstrahieren damit von ihren realen Ungleichheiten.[74] Die so entstandene Beziehung gegenseitiger Anerkennung und Achtung beruht jedoch ebenfalls auf der strukturellen Gleichgültigkeit und Instrumentalisierung, sie ist lediglich die »Allgemeinheit der selbstsüchtigen Interessen«[75]. Bolay/Trieb fassen den Prozess zusammen mit den Worten:

> »Im Wechselverhältnis von objektiver und subjektiver Reflexion, Freiheit und Unfreiheit, Gleichheit und Ungleichheit, Anerkennung und Gleichgültigkeit setzt sich der Prozeß der Vereinzelung durch. Das Individuum als egoistischer Verfolger seiner individuellen Interessen löst sich vom Gemeinwesen als der Instanz kollektiver Produktion und Bedürfnisbestimmung und ist doch gleichzeitig Produkt einer Form der Vergesellschaftung, die es dazu verdammt, als vereinzelt individuelles seine Gesellschaftlichkeit stets neu einzulösen.«[76]

Auch wenn an dieser Darstellung zu kritisieren ist, dass die gesellschaftliche Vermittlung auf den Warentausch reduziert wird, erhellt sie doch den historisch-spezifischen Zusammenhang zwischen der Form abstrakter Individualität und der über Ware, Wert und abstrakte Arbeit konstituierten kapitalistischen Vergesellschaftung. Diese Bestimmungen der individuellen Ich-Identität sind dabei nicht nur die Grundlage für die Einbindung des Subjekts in den Warenverkehr und die allgemeinen Rechtsgeschäfte, sondern darüber hinaus auch die Grundlage der allgemeinen Selbst- und Fremdwahrnehmung. Erst unter den Bedingungen kapitalistischer Warenproduktion bildet sich die Vorstellung einer

[74] Zur repressiven Gleichheit in der Warengesellschaft vgl. auch MEW 23, 74; MEW 42, 170ff. sowie Postone a.a.O., S. 253ff. und Schandl, Franz: Jenseits der Gerechtigkeit. In: Streifzüge 1/2003. Online abrufbar unter: http://www.streifzuege.org/2003/jenseits-der-gerechtigkeit-2008-erweiterte-fassung-des-artikel-in-streifzuege-1-2003 sowie zu neueren Entwicklungen Bierwirth, Julian: Ungleiche Gleichheit. In: Streifzüge 45/2009. Online abrufbar unter: http://www.streifzuege.org/2009/ungleiche-gleichheit

[75] MEW 42, 170

[76] Bolay/Trieb, a.a.O., S. 91

homogenen, vom konkreten Handeln unabhängigen Identität heraus.[77]

Häufig wird die Herausbildung der abstrakten Individualität nur als Befreiung aus der vormodernen Enge sozialer und religiöser Normen beschrieben. Dabei wird jedoch übersehen, dass das Individuum diese Freiheiten nur um den Preis seiner gleichzeitigen Unterwerfung unter die versachlichten Zwänge der Warenlogik gewinnen konnte, die eine beständige Selbst- und Fremdobjektivierung und die Behauptung in der allgegenwärtigen Konkurrenz verlangen.[78] Insofern kann hier auch nicht einfach von historischem Fortschritt gesprochen werden. Die Frage nach »besser« oder »schlechter« folgt einer transhistorischen Sichtweise, die charakteristisch für die Aufklärung und deren legitimes Kind, den »Historischen Materialismus«, ist und die die historische Spezifik der abstrakten Herrschaft und der mit ihr gesetzten modernen Subjektform nicht adäquat zu fassen vermag.[79]

---

[77] Neuere sozialpsychologische Studien berichten von einer Auflösung bzw. Nicht-Existenz individueller Ich-Identitäten. Bei genauerer Betrachtung dieser Arbeiten wird jedoch deutlich, dass es sich dabei keinesfalls um eine empirische Widerlegung dieser hier angestellten Ausführungen handelt, sondern vielmehr um die individualpsychologische Verlaufsform des kapitalistischen Krisenprozesses. Vgl. für eine solche Analyse beispielhaft Krauss, Wolfgang: Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Herbolzheim: Centaurus Verlag 2000. 2. Aufl., S. 159 – 184.

[78] Schon Marx spricht bekanntlich vom doppelt freien Arbeiter: »Zur Verwandlung von Geld in Kapital muß der Geldbesitzer also den freien Arbeiter auf dem Warenmarkt vorfinden, frei in dem Doppelsinn, daß er als freie Person über seine Arbeitskraft als seine Ware verfügt, daß er andrerseits andre Waren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nötigen Sachen.« (MEW 23, 183).

[79] In gewisser Weise haben Adorno und Horkheimer in der Dialektik der Aufklärung auf genau diesen Punkt verwiesen. Sie brechen bei ihrer dialektischen Entwicklung von Aufklärung und Herrschaft jedoch insoweit nicht mit dem historischen Materialismus, als diese für sie 1. eine umfassende historische Tendenz darstellt und als solche 2. mit einer richtungsgebunden Dynamik verknüpft ist: Sie führt zu einer immer tiefergehenden Verstrickung der Menschen in gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse. (vgl. dazu auch Trenkle, Norbert: Gebrochene Negativität. In Krisis 25, Bad Honnef: Horlemann 2002)

Die moderne Subjektform birgt zwar durchaus Potentiale gesellschaftlicher Befreiung, zugleich sind mit ihr jedoch neue Dimensionen gesellschaftlicher Herrschaft gesetzt. Dazu gehört wesentlich auch die Herausbildung eines allgemeinen Identitätszwangs, der auch jenseits der versachlichten Sphären im engeren Sinne alle Beziehungen der Individuen untereinander und zu sich selbst erfasst. So entsteht beispielsweise erst in der kapitalistischen Moderne die Notwendigkeit, Individuen eine abstrakte sexuelle Orientierung zuzuschreiben, die diesen jenseits ihrer konkret ausgeführten Praktiken zukommen soll. Georg Klauda hat nachgezeichnet, dass es im europäischen Mittelalter nicht nur eine Verfolgung unerwünschter Sexualpraktiken (wohlgemerkt: nicht ›Identitäten‹) als ›Sodomie‹ gegeben hat, sondern auch den Bruderschwur gab, durch den Männer einander ihre tiefe Zuneigung und Verbundenheit ausdrücken konnten – auch wenn sie gleichzeitig verheiratet waren.[80] Auch für die traditionelle islamisch geprägte Welt konstatiert er eine Vielfalt von mann-männlichen Sexualpraktiken, die nicht mit einer entsprechenden Selbstwahrnehmung der beteiligten Männer als ›homosexuell‹ einhergingen.[81] Erst im Zuge der Durchsetzung des kapitalistischen Modernisierungsprozesses wurden mit der modernen Subjektform auch die geschlechtlichen Zwangsidentitäten in den jeweiligen Regionen etabliert.[82] Klauda schreibt:

> »Tatsächlich ergibt der Begriff der ›Homosexualität‹ im Horizont der heiligen Schriften des Islam keinen Sinn, weil er Denkweisen transportiert, die mit dem Verständnis, das vormoderne Gesellschaften sich von dieser Sache gemacht hatten, auf grundlegende Weise kollidiert. Traditionelle islamische Juristen gingen etwa von der Prämisse aus, dass die erotische Attraktion gegenüber dem eigenen Geschlecht ein natürliches Faktum ist, das dem Menschsein als solchem entspringt. [...] Die islamischen Verbote richten sich daher im Horizont eines traditionellen Verständnisses gegen

80 Vgl. Georg Klauda: Die Vertreibung aus dem Serail. Europa und die Heteronormalisierung der islamischen Welt. Hamburg : Männerschwarm Verlag 2008, S. 78ff.

81 Vgl. ebd., S. 17ff. sowie 43ff.

82 Vgl. für Europa ebd., S. 86ff. und für die islamisch geprägte Welt S. 54ff.

> eine bestimmte Handlung, nicht aber gegen eine Art zu lieben oder gar einen bestimmten Typus von Person.«[83]

In diesem Sinne hat Klauda die offensichtliche Homophobie in vielen islamisch geprägten Ländern als Import aus dem sogenannten ›Westen‹ dargestellt, was nichts anderes darstellt als eine Chiffre für die Durchsetzung der kapitalistischen Vergesellschaftungsformen, die von Europa aus die Welt erobert haben.[84] In vormodernen Zeiten hat es – unabhängig von der regionalen Herkunft – zumeist auch mann-männliche bzw. weib-weibliche Liebe gegeben. Aber es gab eben keine dazugehörige Wahrnehmung der je Einzelnen als »homosexuell«.[85] Dementsprechend geht es ihm nicht darum zu behaupten, dass es vor dem modernen Form-Imperialismus in islamisch geprägten Regionen keinerlei Verfolgung mann-männlicher Liebe gegeben habe – auch wenn er begründet darlegt, dass sie weniger massiv gewesen sein dürfte, als dies heute der Fall ist; er beharrt jedoch darauf, dass diese Verfolgung nicht darüber organisiert war, eine spezifische Identitätsform (›Homosexualität‹) in den Blickpunkt zu nehmen.[86]

---

[83] Ebd., S. 51f.

[84] Insofern ist die Bezeichnung »Westen« eine Anspielung darauf, das im (post-)kolonialistischen Diskurs dem ›Westen‹ ein höheres Maß an Zivilisierung und Aufklärung zugesprochen wird, während den Gesellschaften in der Peripherie diesbezüglich Nachholbedarf (das meint hier: vollständige Durchsetzung der Subjektform inkl. der Zwangsidentifizierung als hetero- bzw. homosexuell) attestiert wird. Tatsächlich spricht Klauda daher auch nicht der regionalen Herkunft (›Westen‹), sondern einer sozio-ökonomischen Konstellation den Bedingungsprimat zu. Diese ist bei ihm jedoch nicht die Warengesellschaft im Sinne der wertkritischen Theorie, sondern ein imperialer Kapitalismus mit seinen (auch nach innen gewendeten) Disziplinen und Mächten.

[85] Das von Alex Gruber gegenüber Georg Klauda vorgebrachte Argument, er würde sich wüster Verschwörungstheorien bedienen und letztlich in die Rede der Mullahs von der vermeintlichen westlichen Dekadenz einstimmen, zeigt daher auch lediglich an, dass auch Gruber in schlechter antideutscher Manier diesen Zusammenhang nicht durchschaut. Vgl. Alex Gruber: Der Kampf gegen das »Freudenhaus der Bourgeoisie«. Zur Lage der Homosexuellen im Iran. In: Grigat/Hartmann (Hg.): Der Iran. Analyse einer islamischen Diktatur und ihrer europäischen Förderer. Innsbruck: Studien-Verlag, S. 124

[86] Da er den Kapitalismus jedoch in erster Linie als imperiale Klassengesellschaft interpre-

Dieses Schlaglicht mag verdeutlichen, wie tief die objektivierten Zwänge der abstrakten Herrschaft in die Konstitution der modernen Subjektform eingelassen sind. Kritische Gesellschaftstheorie muss ihren Blick für diese Mechanismen schärfen, nicht nur um der permanenten Gefahr der Kulturalisierung sozialer Konflikte und gesellschaftlicher Zwänge, verbunden mit einer Selbstüberhebung der »westlichen Werte«, entgegenzutreten. Auch und gerade unter dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher Emanzipation ist eine Kritik der Subjektform unverzichtbar. Zur Logik sozialer Befreiung gehört immer auch die individuelle wie kollektive Auseinandersetzung mit der eigenen Verstrickung in Herrschaft. Die gesellschaftliche Konstitution von Subjektivität verweist darauf, dass die Linien des gesellschaftlichen Konflikts um Emanzipation nicht einfach zwischen einzelnen Menschen oder Menschengruppen verlaufen, sondern auch mitten durch die je Einzelnen hindurch. Diese Erkenntnis gilt es zum zentralen Ausgangspunkt sozialer Befreiungsbemühungen zu machen, wenn diese nicht in der Sackgasse der Regression enden sollen.

tiert und zudem zur Aufklärung keine grundsätzlich kritische Haltung einzunehmen vermag, scheitert er letztlich an der materiellen Fundierung seiner These, obschon er auch (besser: auch wenn er) für die historische Genese in Mitteleuropa einiges empirische Material vorlegen kann.

Peter Samol

Ein theoretischer Holzweg

Die seltsame Fassung des Begriffs der »unproduktiven Arbeit« von Robert Kurz und wie er sich als Reaktion auf die Kritik daran in einen noch tieferen Schlamassel begeben hat

Zusammenfassung

Die Abnahme der wertproduktiven und die gleichzeitige Zunahme der wertunproduktiven Arbeit ist eine von mehreren Ursachen für die Krise, in die der Kapitalismus in seiner Spätphase unweigerlich gerät. Um dieses Phänomen zu analysieren, ist eine exakte Bestimmung der Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit unerlässlich. Damit hat sich auch der wertkritische Theoretiker Robert Kurz in mehreren Aufsätzen befasst. Bei ihm hat diese Unterscheidung im Laufe von zwei Jahrzehnten jedoch einen Wandel durchgemacht, durch den sie eine grundlegende Änderung ihres Bedeutungsgehaltes erfuhr. Am Ende siedelte Kurz diese Unterscheidung auf einer völlig anderen Analyseebene an als Marx. Während es für Marx zur Bestimmung der produktiven Arbeit entscheidend ist, ob und wie eine Arbeit jeweils Anteil an der Warenproduktion durch das Kapital hat, gelangt Kurz zu der Auffassung, dass allein eine Betrachtung der Warenzirkulation eine saubere Grenzziehung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit erlaubt. Nun kann aber mit Marx gezeigt werden, dass der Wert der Arbeitsprodukte nach ihrer Realisation beim Kapital verbleibt und die Zirkulation mithin gar nicht die ihr von Kurz zugedachte Rolle bei der Begriffsbestimmung spielen kann. Darüber hinaus krankt die Kurz'sche Position an einer tautologischen Begriffsbestimmung, in welcher produktive Arbeit durch sich selbst erklärt wird. Damit nicht genug, baut Kurz die fragwürdige Tautologie schließlich noch weiter aus, wobei sie

am Ende nicht nur jeden anderen Erklärungsansatz beiseite drängt, sondern auch selbst gar nichts mehr zu erklären im Stande ist. Gegen diesen Weg in die Sackgasse wertkritischer Theoriebildung wird in diesem Aufsatz Stellung bezogen.

Einleitung

Bekanntlich geht der wertkritische Ansatz davon aus, dass die dritte industrielle Revolution das System der Wertverwertung in eine fundamentale Krise stürzt. Als eine von mehreren Hauptursachen gilt dabei das »Überwuchern der unproduktiven Arbeit«. Demnach kommt es mit dem Aufstieg der Wissenschaft zur Hauptproduktivkraft zu einer sukzessiven Verschiebung von der wertproduktiven zur wertunproduktiven Arbeit.[1] Zuerst wurde diese These von Robert Kurz in dem Text »Krise des Tauschwerts« aus dem Jahr 1986 formuliert. In seiner zwanzig Jahre später erschienenen Polemik »Der Unwert des Unwissens« aus dem Jahr 2007 erhebt Kurz diese Verschiebung in der Zusammensetzung der gesellschaftlichen Gesamtarbeit dann vollends zum Dreh- und Angelpunkt der wertkritischen Krisentheorie. Dort heißt es, die kapitalistische Produktionsweise untergrabe ihre eigene Grundlage, weil »mit fortschreitender Vergesellschaftung aus sachlichen Gründen die ›faux frais‹ (= jene ›toten Kosten‹, die für unproduktive Arbeiten anfallen, P.S.) ansteigen, während gleichzeitig die gesamtgesellschaftliche Mehrwertmasse sinkt. Diese auseinandergehende Schere macht gerade die absolute innere Schranke der Verwertung aus« (Kurz 2007, S. 18). Abgesehen davon, dass sich die Gründe, die zum Sinken der gesamtgesellschaftlichen (Mehr-)Wertmasse führen, nicht auf dieses eine Moment reduzieren lassen,[2] fasst Kurz den Begriff der unproduktiven Arbeit in diesem Text auf eine sehr eigentümliche Weise. Er siedelt diese Unterscheidung nämlich auf einer ganz anderen Analyseebene an als Marx. Marx und der wertkritische Ansatz stimmten bis dahin darin überein, dass es für die Bestimmung der produktiven Arbeit entscheidend ist, ob und wie die verschiedenen Arbeiten jeweils Anteil an der Waren*produktion* durch das Kapital haben. Laut Robert Kurz erlaubt dagegen allein eine Betrachtung der Position der produzierten Ware in den komplexen Austauschverhältnissen innerhalb der kapitalistischen Vergesellschaftungsform,

[1] Diese Verschiebung konstatiert übrigens schon Rasmussen im Jahr 1977 (S. 58).

[2] Weitere wichtige Momente sind der tendenzielle Fall der Profitrate (siehe Samol 2013) sowie die allgemeine Tendenz zur Abnahme der gesamtkapitalistischen Wertmasse (letzteres findet sich in nahezu allen einschlägigen wertkritischen Texten).

sprich: in der Waren*zirkulation,* eine saubere Grenzziehung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit. Diesen Ebenenwechsel im Hinblick auf die Bestimmung der produktiven Arbeit hat Robert Kurz sukzessive vollzogen, wie sich anhand eines weiteren Textes von Robert Kurz, nämlich »Die Himmelfahrt des Geldes« aus dem Jahr 1995, zeigen lässt.

1. Die Entwicklung der Kurz'schen Tautologie in der Frage der unproduktiven Arbeit

In dem schon erwähnten Text »Die Krise des Tauschwerts« von 1986 ist Kurz von diesem Ebenenwechsel noch weit entfernt. Dort behandelt er die Beziehung der Arbeit zur kapitalistischen Waren*produktion* als das *ausschließliche* Trennkriterium, an dem sich wertproduktive von wertunproduktiver Arbeit scheiden lässt. Neben der bei allen Theoretikern Marx'scher Provenienz selbstverständlichen Voraussetzung, wonach Arbeit nur dann überhaupt produktive Arbeit sein kann, wenn sie vom Kapital bezahlt wird – d.h. nicht in einem Kapitalverhältnis stehende Arbeit ist schlichtweg nicht produktiv – rückt Kurz dabei vor allem einen bestimmten Gesichtspunkt ins Zentrum: Die Frage der »Zurechenbarkeit«. Demnach können nur Arbeiten, die unmittelbar in die Produktion einer jeweils einzelnen Ware eingehen, als produktive Arbeit gelten. Sämtliche zur Sicherstellung der gesamtgesellschaftlichen und einzelbetrieblichen allgemeinen Voraussetzung der Warenproduktion nötigen Arbeiten haben dagegen den Charakter unproduktiver Arbeit, d.h. sie gehen nicht in die Bildung des Tauschwerts ein, sondern gehören vielmehr zu den Produktionsnebenkosten des Kapitals. Solche unproduktiven Arbeiten sind zwar für den Kapitalismus und sein Funktionieren unverzichtbar, senken aber zugleich den Profit, weil sie Mehrwert verzehren und selber keinen Wert schaffen.[3] Solche Arbeiten sind etwa organisatorische Tätigkeiten innerhalb der kapitalistischen Einzelbetriebe

[3] Eine detaillierte Abhandlung zur Bestimmung des Begriffs der unproduktiven Arbeit siehe bei Samol 2007, empfohlen sei auch Kalmring 2003.

(z.B. Aufsicht über die Produktionsabläufe oder die Buchhaltung), Tätigkeiten in der Warenzirkulation (Einkauf von Rohstoffen, Verkauf der fertigen Waren, Werbung etc.), Tätigkeiten in der Geldverwaltung und Zirkulation (wie in Banken, Versicherungen, Börsen etc.), Bewachung werthaltiger Gegenstände (Nachtwächterdienste, Sicherheitsdienste etc.), Staatstätigkeit (Gesetzgebung, Jurisdiktion, Verwaltung, Bereitstellung eines Bildungs- und Gesundheitswesens sowie einer allgemeinen Infrastruktur, u.v.m.) und nicht zuletzt die allgemeine Wissensproduktion (vor allem in den Forschungs- und Entwicklungsabteilungen der Betriebe).

Diese begriffliche Eingrenzung der wertproduktiven Kernarbeit hat Ernst Lohoff in seinem Text »Der Wert des Wissens« (Lohoff 2006) in Hinblick auf die Wissensarbeit konkretisiert und dabei insbesondere auf die Frage fokussiert, inwiefern insbesondere das Gros der im IT-Bereich geleisteten Informationsarbeit zur unproduktiven Arbeit zählt. Soweit nämlich geistige Arbeit nur ein einziges Mal verrichtet wird und dann in beliebig viele Einzelprodukte eingehen kann, wie beispielsweise bei der Softwareherstellung, handelt es sich um eine Form allgemeiner Arbeit und damit um unproduktive Arbeit, weil sie – nach dem Kurz'schen Kriterium der Zurechenbarkeit – eben nicht in die Herstellung der jeweils einzelnen Ware eingeht. Mit der Produktion beliebig vervielfältigbarer Wissensgüter lässt sich zwar Geld verdienen, bei ihrer Herstellung wird aber kein Wert produziert, der anschließend bei erfolgreicher Veräußerung realisiert wird; vielmehr ziehen die Produzenten dieser Güter eine »Informationsrente« auf sich. Diese Überlegungen, die unmittelbar an ein Grundmotiv wertkritischer Krisentheorie anknüpft, wischt Robert Kurz in seinem Text aus dem Jahr 2007 kurzerhand als irrelevant vom Tisch. Dieser späteren Auffassung zufolge kann eine klare Begriffstrennung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit nur »kreislauftheoretisch« gewonnen werden – und Lohoff, der bei der Bestimmung der produktiven Arbeit von den zirkulativen Verflechtungen abstrahiert, disqualifiziere sich in Verkennung dieser Erkenntnis als Vertreter einer unzutreffenden, weil »prämonetären« Werttheorie.[4]

[4] Dieser Begriff stammt eigentlich aus der Neuen Marx-Lektüre. Diese Richtung grenzt

Dieser Bruch mit einem Standpunkt, den Robert Kurz in seinen grundlegenden krisentheoretischen Arbeiten doch selber entwickelt hatte, hatte sich schon zwölf Jahre zuvor angebahnt. Die These, dass die Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit *auch* eine kreislauftheoretische Dimension habe und damit zumindest *auch* zirkulativ bestimmt sei, führte Kurz schon in dem Aufsatz die »Himmelfahrt des Geldes« aus dem Jahr 1995 ein. Anders als in dem späteren Text von 2007 betrachtet Kurz das »Kreislauftheorem« dort allerdings noch nicht als ausschließliches Kriterium, sondern stellt es quasi neben die klassische wertkritische Bestimmung der produktiven Arbeit. Gesamtgesellschaftlich betrachtet, so die im Aufsatz von 1996 vertretene Position, seien nur solche Arbeiten als produktiv zu betrachten, die gleich zwei Hürden nehmen: Sie müssen zunächst a) innerhalb eines Kapitalverhältnisses unmittelbar in die Produktion von Waren eingehen und dabei den Einzelwaren zurechenbar sein, sowie b) – und das ist bei Kurz das Neue – darüber hinaus auch noch in der kreislauftheoretischen Perspektive produktive Arbeit darstellen. Nach diesem zweiten Gesichtspunkt

> »ist nur diejenige Arbeit kapitalproduktiv, deren Produkte (und damit ihre Produktionskosten) wieder in den Akkumulationsprozeß des Kapitals zurückkehren, d.h. deren Konsumtion wieder in die erweiterte Produktion eingespeist wird. Nur diese Konsumtion ist nicht bloß unmittelbar, sondern

---

sich mit dessen Hilfe gegen Positionen ab, die tatsächlich oder angeblich der einzelnen Ware Wert zuschreiben. Demgegenüber beharren Autoren wie Hans-Georg Backhaus (1997) oder Michael Heinrich (2006) darauf, dass der Ware ein Wert immer nur in der Beziehung zu anderen Waren zukommen kann. Vor allem Heinrich nutzt diese – ebenso richtige wie vom wertkritischen Standpunkt banale – Einsicht zur Legitimierung seiner zirkulativ verkürzten Deutung des Wertbegriffs. Kurz wiederum greift das Label »prämonetäre Werttheorie« in rein denunziatorischer Absicht auf. Weil er um jeden Preis Lohoffs Position (in Lohoff 2007) disqualifizieren möchte, unterstellt er ihm einen in der Sache gar nicht bestehenden Zusammenhang. In Lohoffs Text, der an das Theorem der Zurechenbarkeit der Arbeit zu ihrem Produkt als Trennkriterium anknüpft, geht es um das Verhältnis von Wissensarbeit und Wissensprodukt. Die Diskussion um die »prämonetäre Werttheorie« betrifft dagegen die Beziehung der verschiedenen Waren zueinander und ist damit auf einer ganz anderen Untersuchungsebene angesiedelt.

> auch reproduktiv vermittelt eine ›produktive Konsumtion‹. Das ist zum einen dann der Fall, wenn Produkte der Konsumgüterindustrie von ihrerseits kapitalproduktiven Arbeitern verzehrt werden, deren Konsum nicht etwa verfällt, sondern in Form des ›Feuers‹ kapitalproduktiver Energie wieder in einem neuen Produktionszyklus des Mehrwerts zurückkehrt. Alle Konsumgüter hingegen, die von unproduktiven Arbeitern oder Nicht-Arbeitern (Kindern, Rentnern, Kranken usw.) verzehrt werden und deren Verbrauch also nicht wieder in Form erneuerter Energie in die Mehrwertschöpfung zurückkehrt, ist auch gesamtgesellschaftlich nichts als Konsum, der spurlos verschwindet und nicht die kapitalistische Produktion trägt. Dasselbe gilt dann für die Produktion der Investitionsgüter: auch diese Arbeit ist nur dann kreislauftheoretisch produktiv, wenn der Konsum ihrer Produkte seinerseits wieder im Kontext der Mehrwertschöpfung stattfindet, also in den Produktionszyklus des Mehrwerts zurückkehrt« (Kurz 1996, S. 34f., Klammern im Original).[5]

Laut Kurz arbeitet ein Friseur also dann produktiv, wenn er einem produktiven Arbeiter die Haare schneidet, aber unproduktiv, wenn er bei irgend einem beliebigen anderen Menschen die Schere ansetzt. Diese »kreislauftheoretische« Interpretation wird nicht erst problematisch, wenn sie ins Zentrum der Bestimmung der produktiven Arbeit rückt und gegen die Weiterentwicklung der klassischen wertkritischen Argumentation in Stellung gebracht wird; auch schon als vermeintliche Ergänzung trägt sie mehr zur Verwirrung als zur Klärung bei. Vollkommen zu Recht hat Kurz' These, es hänge vom jeweiligen Kunden ab, ob der Friseur – oder irgendein anderer Produzent einer Ware bzw. Dienstleistung – als produktiver Arbeiter zu betrachten sei oder nicht, für Unverständnis ge-

[5] Der zweite Teil des Zitats bezieht sich auf den Konsum von Investitionsgütern. Demnach ist Arbeit, die Investitionsgüter schafft, produktive Arbeit. Investitionsgüter sind Teil des »konstanten Kapitals«, das bekanntlich zur Produktion notwendig ist, jedoch selbst keinerlei neuen Wert schafft, sondern nur bereits vorhandenen weitergibt. Zwar wird der Wert der vernutzten Produktionsmittel auf das neue Produkt übertragen, aber nur lebendige, von Menschen verrichtete Arbeit schafft Mehrwert und setzt dem Kapital neuen Wert hinzu. Im Zentrum steht also so oder so die Reproduktion produktiver Arbeiter. Daher wird nur diese im Folgenden weiter betrachtet.

sorgt. Es stellt sich hier nämlich unvermeidlich die Frage: Wenn Produkte nach Kurz nur dann Resultate produktiver Arbeit sind, wenn sie von produktiven Arbeitern verzehrt werden, was sind dann eigentlich »produktive Arbeiter«? Die Antwort lautet: »Wenn ihre Arbeit produktiv ist.« Das wiederum gilt für Arbeit, deren Produkt von produktiven Arbeitern verzehrt wird. Aber welche Arbeiter sind denn nun eigentlich produktive Arbeiter? Und so weiter, endlos immer im Kreis. Man fühlt sich an das Kinderlied vom Loch im Eimer erinnert, das einfach nicht zu stopfen ist, weil immer ein entscheidender Gegenstand fehlt; am Ende mangelt es schließlich an einem intakten Eimer, und das Lied geht wieder von vorn los. Kurz' Begriffsbestimmung ist ganz offensichtlich tautologisch, da produktive Arbeit durch produktive Arbeit, mithin durch sich selbst, bestimmt wird – ein Kardinalfehler, dessen Vermeidung jeder Philosophiestudent bereits im ersten Semester lernt. Schon 1999 hat Michael Heinrich diese Tautologie kritisiert und außerdem angemerkt: »Über diese Zirkularität[6] scheint sich auch Kurz ganz offensichtlich im klaren, denn er merkt an, daß sein Begriff produktiver Arbeit ›dem positivistisch verseuchten definitorischen Denken ungewöhnlich erscheinen‹ mag – womit künftige Kritiker schon mal in die Schranken verwiesen sind, denn wer mag schon ›positivistisch verseucht‹ sein.« (Heinrich 1999, S. 10). Nun ist zwar der Positivismus durchaus zu kritisieren; denn seine begrenzte Sichtweise führt dazu, dass nur untersucht und diskutiert wird, was messbar ist, während alles andere als »unwissenschaftlich« und damit als vernachlässigbar gilt; ferner ist seine Logik eine rein formale, die gegenüber Inhalten gleichgültig ist.[7] Es ist offensichtlich vor allem der auf einem (vermeintlich) rein formalen

[6] Heinrich verwendet den Begriff der Zirkularität, was im vorliegenden Zusammenhang auf dasselbe wie eine Tautologie hinausläuft. Von einer Tautologie spricht man, wenn *ein* Begriff sich explizit oder implizit selbst erklärt, von einem Zirkel (bzw. Zirkularität), wenn *mehrere* Begriffe sich nacheinander gegenseitig erklären, wobei der letzte Begriff dieser Kette wieder den ersten erklärt. Je nachdem nun, ob man Kurz' Versuch als Klärung des Begriffs der produktiven Arbeit durch sich selbst auffasst, oder ob man die Zwischenschritte produktive Arbeit / produktiver Arbeiter als zwei Begriffe auffasst, ist entweder der Begriff Tautologie oder aber der Begriff Zirkel angebracht.

[7] Hegels und mehr noch Adornos dialektische Logik haben dagegen die Eigenschaft, dass der Inhalt Auswirkungen auf die Schlussfolgerungen hat.

Schluss beruhende Vorwurf der Tautologie (bzw. Zirkularität), den Kurz mit seinem Positivismusvorwurf abschmettern will. Aber es ist auch und gerade der Hintergrund einer dialektischen Logik, vor dem Kurz im vorliegenden Fall nicht zu überzeugen vermag; denn auch der dialektische Vordenker und Virtuose Hegel sieht eine Begründungsstrategie als zirkulär an, sofern sie einen Vorgriff auf ein erst noch zu erweisendes Prinzip darstellt (Jaeschke 2005, S. 226f.). Zwar kommen Tautologien in der Tradition dialektischer Theoriebildung gelegentlich vor, sie haben dort jedoch eine gänzlich andere Funktion als bei Kurz. Als innerster Kern eines Begriffs stellen sie in der dialektischen Logik gelegentlich eine Art »basale Tautologie« dar, die aber schon in der ersten Negation aufgehoben und in der Fortentwicklung bis zum fast völligen Verschwinden gebracht wird, sodass sie nur noch durch akribische Analyse – wie sie etwa Hegel in seiner »Wissenschaft der Logik« vollzieht – ausfindig zu machen ist. Bei Hegel (1986, S. 41ff.) ist beispielsweise der ursprünglich von Aristoteles stammende Identitätssatz A = A eine Tautologie. Eine solche Tautologie besagt jedoch nichts. Wer sagt, ein Baum ist ein Baum, der hat sein botanisches Wissen noch nicht erweitert (siehe Hoffmann 2004, S. 326). Genauso wenig hat Kurz einen Erkenntnisfortschritt erzielt, wenn er behauptet, unproduktive Arbeit sei durch unproduktive Arbeit bestimmt. Solche tautologischen Anfänge sind von extremer Inhaltsarmut und lediglich dazu da, überwunden zu werden. In ihnen zu verharren heißt, sie nicht verstanden zu haben. Sie werden nur aufgerufen, um im Zuge der Entfaltung des Begriffs zu verschwinden und die Vermittlung freizusetzen. Durch Verlassen des Anfangs werden die Denkbestimmungen dann immer bestimmter. Bei Kurz allerdings werden die Denkbestimmungen ganz im Gegenteil immer unbestimmter. Sofern er überhaupt Dialektik anwendet, nimmt sie bei ihm eine rigide Form an, bei der sie ihre Lebendigkeit verliert. So wird die anfängliche Tautologie nicht nur beibehalten, sondern bläht sich immer weiter auf und verhindert dabei jede weitere solide Theoriebildung. Auf diese Weise erfährt der Begriff keine näheren Bestimmungen mehr und steht am Ende nur noch als dürre, unhaltbare Behauptung im Raum.

Wie oben gezeigt, hängt es nach Robert Kurz vom Status des Konsumenten innerhalb des Prozesses der Wertverwertung ab, ob die in der konsumierten Ware »vergegenständlichte« Arbeit produktiv oder unproduktiv gewesen ist. Er meint, mit diesem Perspektivwechsel einen Zugang zum Kapitalkreislauf eröffnet zu haben. In Wirklichkeit ist er aber gar nicht beim Kapitalkreislauf gelandet, sondern hat vielmehr die Differenz zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit in die Zirkulation verlegt. Im zweiten Band des »Kapitals« macht Marx aber deutlich, das der Wert der Arbeitsprodukte *nicht*, wie Kurz behauptet, durch die Konsumenten bzw. Arbeitskräfte hindurchgeht. Das gilt nur für den Gebrauchswert der Waren, die in den Konsum der Arbeitskräfte eingehen. Von seiner Tauschwertseite betrachtet bleibt dagegen

> »das variable Kapital (und damit auch der betreffende Wert, P.S.) stets in irgendeiner Form in der Hand des Kapitalisten. (...) Während aller (...) Wandlungen hält Kapitalist I[8] beständig das variable Kapital in seiner Hand: 1. anfänglich als Geldkapital; 2. sodann als Element seines produktiven Kapitals; 3. noch später als Wertteil seines Warenkapitals; 4. endlich wieder in Geld, dem die Arbeitskraft; worin es umsetzbar, wieder gegenübersteht« (MEW 24, S. 445).

Wenn nun aber – wie Marx zeigt – der Wert des variablen Kapitals die Hand des Kapitalsten niemals verlässt, dann ist es völlig gleichgültig, aus welcher Quelle das Geld stammt, das zum Absatz der Ware und damit zu Schritt 4 geführt hat. In der Tat trägt zwar der Arbeitslohn entscheidend zur Realisierung von Konsumgütern bei – »Es ist der Arbeitslohn, das Geld des Arbeiters, das gerade durch seine Realisation in (...) Konsumtionsmitteln das variable Kapital (...) für den Kapitalisten wieder in seiner Geldform herstellt« (ebd., S. 445 f.) – wichtig ist aber für das Kapital nur, *dass* die Waren realisiert werden und *nicht, woher* das betreffende Geld stammt; und erst recht ist dies keine Frage von produktiver und unproduktiver Arbeit. Robert Kurz bezieht in diesem Zusammenhang die

[8] Die Marx'sche Formulierung entfaltet sich im Rahmen einer Beispieldiskussion, weswegen er zwischen einem Kapital I und einem Kapital II unterscheidet. Diese Diskussion spielt im vorliegenden Zusammenhang jedoch keine Rolle und muss uns nicht weiter kümmern.

oberflächliche Plausibilität seines Ansatzes aus dem offensichtlichen Umstand, dass tendenziell immer mehr lebendige Arbeit aus der Warenproduktion herausgedrängt wird, was letztlich wiederum negativ auf diese zurückwirkt, weil jeder entlassene Arbeiter seinen Konsum einschränken muss, dadurch ein Anhang weiterer Arbeiten überflüssig wird, was zu weiteren Entlassungen führt usf. Seit dem Ende der Prosperität zu Beginn der 1970er Jahre werden ja tatsächlich der Tendenz nach immer mehr Menschen von der Möglichkeit ausgeschlossen, Arbeit zu verrichten und am Verwertungsprozess teilzuhaben. Das schlägt natürlich auf deren Fähigkeit zurück, als Konsumenten und Warenkäufer Mehrwert zu realisieren. Dabei kommt es nur deswegen nicht zu einem sich selber verstärkenden Schrumpfungsprozess, weil die Dynamik fiktiver Kapitalschöpfung dem fungierenden Kapital alternative Realisationsmöglichkeiten verschafft. Das ist aber eine Veränderung auf der Ebene des Realisationsmechanismus, und Kurz geht in die Irre, wenn er diese Entwicklung mit der Begriffsbestimmung der produktiven Arbeit durcheinanderwirft und dabei alle Arbeitsprodukte, die von den Herausgefallenen konsumiert werden, als Produkte unproduktiver Arbeit klassifiziert, weil ihr Konsum nicht mehr dazu dient, wie er sich ausdrückt, »die Kapitalreproduktion erneut zu befeuern«. Die Tatsache, dass ein wachsender Teil der Akkumulation fungierenden Kapitals vom finanzindustriell vermittelten Vorgriff auf künftige Wertproduktion abhängig geworden ist, steht auf einem anderen Blatt und hat mit der Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit nichts zu tun.

2. Die Flucht nach vorn: Ausbau der Tautologie durch Abheben auf die grundsätzliche Ebene

Kurz selber baut die fragwürdige Tautologie in seiner Argumentation zwölf Jahre später noch weiter aus. In seinem mehr durch denunziatorische Wut als durch inhaltliche Klarheit gekennzeichneten Aufsatz »Der Unwert des Unwissens« aus dem Jahr 2007 wird das Kreislauftheorem nicht mehr nur als eine *weitere* Bestimmung des Unterschieds von produktiver und unproduktiver Arbeit

neben der klassischen wertkritischen Position gefasst, sondern vielmehr *gegen* diese in Stellung gebracht. Jetzt beharrt Kurz darauf, dass »sich die Differenz von produktiver und unproduktiver Arbeit nicht definitorisch an bestimmten einzelnen ›Arbeiten‹ festmachen lässt[9], sondern nur noch *kreislauftheoretisch*, also bezogen auf die kapitalistische Gesamtproduktion. (…) Dieser Gedanke lag schon zentral meinem Aufsatz ›Die Himmelfahrt des Geldes‹ in der alten ›Krisis‹ (Nr. 16/17 1995) zu Grunde, wurde aber bisher nicht weiter entwickelt« (Kurz 2007, S. 13, Hervorhebung im Original). Dieses Verdikt richtet sich zwar unmittelbar nur gegen Ernst Lohoffs (2006) oben erwähnte Überlegungen zur Informationsarbeit, nimmt man es aber wirklich ernst, dann hat Kurz damit jegliche Möglichkeit einer Vermittlung zwischen dem Marx'schen Begriff der unproduktiven Arbeit (mit dem Kurz übrigens dennoch selbst weiterhin operiert)[10] und seinem »kreislauftheoretischen« Ansatz explizit von vornherein ausgeschlossen. Das damit einhergehende »Ertränken von Unterschieden« (Marx über Smith in MEW 24, S. 435) bringt nun nicht nur ihn selbst, sondern auch seine theoretischen Mitstreiter in begriffliche Nöte. So schreibt etwa Ortlieb (2008, S. 16): »Im Rahmen der Kritik der politischen Ökonomie ist aber un-

[9] Mit seiner Abgrenzung von wertkritischen Autoren, die angeblich die Differenz von produktiver und unproduktiver Arbeit an »bestimmten einzelnen Arbeiten festmachen«, wird nicht nur der für die wertkritische Krisentheorie zentrale Gesichtspunkt der »Zurechenbarkeit« entsorgt, den Kurz selber entwickelt hat. Außerdem konstruiert er sich einen Popanz zurecht. In dem von ihm inkriminierten Aufsatz »Der Wert des Wissens« von Ernst Lohoff wird ein bestimmter Arbeitstypus untersucht. Hier wie auch anderswo versucht kein bekannter wertkritischer Autor, diese Differenz per se an »bestimmten einzelnen Arbeiten« festzumachen. Wesentlich ist auch bei der herkömmlichen Begriffsbestimmung, dass die Arbeit vom Kapital bezahlt wird, um ihr Produkt gewinnbringend weiterzuverkaufen. Ohne Kapitalverhältnis ist Arbeit schlichtweg nicht produktiv. Allerdings, und eben das streitet Kurz im vorliegenden Zitat ab, gibt es selbst innerhalb des Kapitalverhältnisses bestimmte Arbeiten – z.B. solche in der Waren- oder in der Geldzirkulation – die *immer* unproduktiv sind, da ihre Verausgabung allein dem Formerhalt dient. Siehe auch Ortlieb (2008, S. 16), der sich nolens volens seinerseits mit Bezug auf die Zirkulationsarbeit gegen die Kurz'sche Behauptung wendet.

[10] So spricht er etwa von einer »gesamtgesellschaftlich kapitalistisch unproduktiven Arbeitsmenge« in Form einer unproduktiven »Wissensarbeit« (siehe Kurz 2007, S. 27).

bestritten, dass alle Arbeiten, die in der bloßen Kanalisierung von Geldflüssen bestehen (Handel, Banken, Versicherungen, aber auch viele Einzelabteilungen innerhalb ansonsten Mehrwert produzierender Betriebe), unproduktiv sind, also keinen Mehrwert schaffen.« Damit verwendet Ortlieb die klassische Begriffsbestimmung und begibt sich in einen offenen Widerspruch zu Kurz.

Indem Kurz die althergebrachte Begriffsverwendung nicht nur nicht mit der seinigen vermittelt, sondern auch noch die alte Fassung eliminieren will, legt er die Grundlage für ein hohes Maß an Begriffsverwirrungen. Im Fortgang seiner Argumentation gelangt er schließlich zu einer Position, die stark an die eigentümliche Werttheorie von Michael Heinrich (2006, siehe auch 2005) erinnert; dieser zufolge stellen alle Waren, die keinen Absatz finden, keinen Wert dar und haben nie einen dargestellt:

> »Beispielsweise können auch scheinbar eindeutig produktive industrielle Fertigungsarbeiten unproduktiv werden, wenn sie keine zahlungskräftige Nachfrage auf sich ziehen; das ist keineswegs ein ›Realisierungsproblem’ [...] sondern es wurde (erst im Vermittlungszusammenhang sichtbar) gesamtgesellschaftlich zu wenig Wert ›produziert‹, was sich dann an bestimmten Einzelkapitalen rächt« (Kurz 2007, S. 13, runde Klammern im Original, eckige von mir, P.S.).

Warum Waren, die keinen Absatz finden, niemals einen Wert dargestellt haben, wird von Kurz nicht weiter begründet, sondern lediglich behauptet. Faktisch machen Realisierungsprobleme produktive Arbeiten nicht unproduktiv, sondern führen vielmehr zur Entwertung von Waren und Kapital. Misslingende Realisierung zu unproduktiver Arbeit umzudefinieren und das zum Kern der Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit zu machen, ist hochproblematisch. Denn a) zum einen gibt es – in diesem Punkt ist Ortlieb zuzustimmen – eindeutig unproduktive Arbeiten, die beim besten Willen nicht auf Kurz’ Kreislauftheorem reduzierbar sind. Und diese wird es im Rahmen des Kapitalismus immer geben. So sind etwa Arbeiten in der Zirkulation für das Funktionieren des Kapitalismus schlicht unersetzbar, ebenso wie Wissensarbeit. Ähnliches gilt für die Tätigkeiten von Polizisten, Richtern, politischem

Personal und anderen Personen, die das Treiben der Warengesellschaft flankieren und auf diese Weise bis auf weiteres ihr Fortbestehen ermöglichen. Ihre Unverzichtbarkeit macht sie aber noch lange nicht zu produktiver Arbeit.[11] Zum anderen könne man b) – nach Kurz – erst im Nachhinein wissen, ob eine Arbeit unproduktiv gewesen sein wird. Daraus ergeben sich gravierende theoretische Probleme. Bekanntlich ist ein wesentliches notwendiges, wenn auch nicht hinreichendes Kriterium für die Bestimmung produktiver Arbeit, von wem die Arbeits*kraft* bezahlt wird – nämlich vom Kapital. Kurz stellt dagegen die Frage, von wem das Arbeits*produkt* bezahlt wird (bei ihm: für spätere produktive Arbeit – aber ob jene wiederum produktiv ist, kann man wiederum nur in einer noch ferneren Zukunft wissen usf.). Er dreht damit den Zeitpfeil zwischen Produktion und Realisierung um und muss daher bestimmen, was sich aus der Zukunft für die Gegenwart ergibt, was praktisch unmöglich ist. Robert Kurz löst dieses Problem letztlich auf die folgende Art und Weise: Da er fest davon überzeugt ist, dass die Endkrise des Kapitalismus sowohl sicher als auch recht bald kommt und sich seines Erachtens »die begriffliche Bestimmung produktiver und unproduktiver Arbeit nicht ohne Rekurs auf den inneren Zusammenhang des Gesamtsystems klären« lässt (Kurz 2007, S. 21), kann er mit vermeintlich prophetischer Gabe verkünden, dass immer mehr Arbeit zu unproduktiver Arbeit wird, was dann zur Krise führt. Und warum wird immer mehr Arbeit unproduktiv? Weil die Krise kommt. Warum kommt die Krise? ... usf. Wie schon bei der »Himmelfahrt« »setzt der Erklärungsversuch die Erklärung voraus, die er erst finden muss« (Adorno 1966, S. 144), und so ist es offenkundig geworden: Die Kurz'sche Tautologie hat sich monströs aufgebläht und verdrängt dabei nicht nur jeden anderen Erklärungsansatz, sondern erklärt am Ende ihrerseits selber gar nichts mehr. Damit wird die wertkritische Krisentheorie nicht weiterentwickelt, sondern in eine Sackgasse geführt.

[11] Siehe die einschlägigen Aufsätze von Lohoff, Meretz und Samol in Krisis Nr. 31, 2006.

Literatur

Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik. Frankfurt am Main 1966

Backhaus, Hans-Georg: Dialektik der Wertform. Freiburg i. Br. 1997

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Wissenschaft der Logik II. Frankfurt am Main 1986 [1832-45]

Heinrich, Michael: Untergang des Kapitalismus? Die »Krisis« und die Krise. In: Streifzüge 1/1999. Online: http://www.krisis.org/1999/untergang-des-kapitalismus

Heinrich, Michael: Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung. Stuttgart 2005

Heinrich, Michael: Die Wissenschaft vom Wert, 2. erw. Auflage., Münster 2006 [1999]

Hoffmann, Thomas Sören: Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Eine Propädeutik. Wiesbaden 2004

Jaeschke, Walter: Hegel. Handbuch Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart, Weimar 2005

Kalmring, Stefan: Produktive und unproduktive Arbeit vom Standpunkt des Kapitals. In: Gerlach, Olaf; Kalmring, Stefan; Nowak, Andreas: Mit Marx ins 21. Jahrhundert. Zur Aktualität der Kritik der politischen Ökonomie. VSA-Verlag, Hamburg 2003

Kurz, Robert: Die Krise des Tauschwerts. Produktivkraft Wissenschaft, produktive Arbeit und kapitalistische Reproduktion. In: Marxistische Kritik Nr. 1, März 1986, Online: http://www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=schwerpunkte&index=6&posnr=85

Kurz, Robert: Die Himmelfahrt des Geldes. In: Krisis 16/17. Bad Honnef 1995, S. 21-76

Kurz, Robert: Der Unwert des Unwissens, 2007.
Online: http://www.exit-online.org/html/autoren.php

Lohoff, Ernst: Der Wert des Wissens. In: Krisis Nr. 31, Münster 2007, S. 13-52

Marx, Karl: Das Kapital Bd. 2, MEW 24, Berlin/DDR 1983 [1893]

Meretz, Stefan: Der Kampf um die Warenform. In: Krisis Nr. 31, Münster 2007, S. 52-90

Ortlieb, Claus Peter: Ein Widerspruch von Stoff und Form. Zur Bedeutung des relativen Mehrwerts für die finale Krisendynamik. 2008. Online:
http://www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=autoren&index=3&posnr=382

Rasmussen, Thomas: Entwicklungslinien des Dienstleistungssektors. Göttingen 1977

Samol, Peter: Arbeit ohne Wert. In: Krisis Nr. 31, Münster 2006, S. 90-123

Samol, Peter: Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate. Krisis 1/2013. Online: http://www.krisis.org/2013/michael-heinrichs-fehlkalkulationen-der-profitrate

Ernst Lohoff

Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation

Der Fetischcharakter der Kapitalmarktwaren und sein Geheimnis

Zusammenfassung

Sowohl die Volkswirtschaftslehre als auch der traditionelle Marxismus versagen bei dem Versuch, die finanzmarktdominierte Kapitalakkumulation der letzten dreißig Jahre zu erklären. Der tiefere Grund dafür sind die theoretischen Basisannahmen dieser beiden Denkansätze, die trotz ihrer Unterschiedlichkeit letztlich zu ganz ähnlichen Ergebnissen gelangen. Die VWL verwechselt kapitalistischen Reichtum mit stofflichem Reichtum, also dem Reichtum an realen Gütern, und betrachtet das Geld im Wesentlichen bloß als raffiniertes Mittel zur Vermittlung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung auf dem Wege des allseitigen Tauschs. Der traditionelle Marxismus hingegen lenkt zwar den Blick auf die Verwertung des Kapitals, behauptet dabei aber, dieses könne sich – gesamtgesellschaftlich betrachtet – nur durch reale Mehrwertabpressung vermehren. Beide Basisannahmen haben eine gemeinsame theoretische Konsequenz: Die relevanten ökonomischen Prozesse finden allein in der Realwirtschaft statt, während sich die Funktion der Geld- und Kapitalmärkte auf die Umverteilung des schon vorhandenen Reichtums beschränkt.

Zwar beschreiben sowohl die VWL als auch der traditionelle Marxismus die Entwicklung an den Finanzmärkten empirisch zum Teil sehr ausführlich, doch sind sie nicht in der Lage, sie theoretisch schlüssig zu analysieren. Im Rahmen des verkürzten Geld- und Reichtumskonzepts der VWL bleibt dieser Widerspruch von Empirie und Theorie unüberbrückbar; die Kritik der Politischen Ökonomie ist dagegen sehr wohl in der Lage, ihn zu überwinden. Dazu muss sie

allerdings die Analyse der spezifischen Bewegungsgesetze der Ware Geldkapital einen Schritt weiter treiben, als Marx dies in seiner Fragment gebliebenen Untersuchung des zinstragenden Kapitals im dritten Band des Kapitals getan hat. Die Marx'sche Argumentation bricht auf einer Stufe der Darstellung ab, auf der von der Existenz handelbarer Schuldtitel, wie Staatspapieren, Aktien und Derivaten, noch durchgehend abstrahiert wird. Nimmt fiktives Kapital jedoch die Gestalt solcher Waren 2ter Ordnung an, dann verwandelt sich künftiger Wert nicht nur vom individuellen Standpunkt des Gläubigers in Kapital, sondern es entsteht auch in der gesellschaftlichen Gesamtbilanz für die Lebenszeit dieser Waren Zusatzkapital. Daraus folgt, dass es durchaus so etwas wie Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation geben kann, wenn auch nur innerhalb eines strukturell begrenzten, zeitlichen Horizonts.

Dieser Beitrag stellt eine vertiefte und ausführlichere Auseinandersetzung mit den Grundthesen zur Logik des fiktiven Kapitals dar, die der Autor in geraffter Form bereits im zweiten Teil des Buches Die große Entwertung entwickelt hat. Vor allem die genaue Abgrenzung zu den Marx'schen Ausführungen zum zinstragenden Kapital präzisiert, warum mit dem Auftreten von Kapitalmarktwaren der Kapitalfetisch eine neue Dimension bekommt und die von der Mehrwertabpressung abgelöste Kapitalbildung vom bloßen ideologischen Schein zur gesellschaftlichen Realität wird.

1. Die Aufblähung der Finanzmärkte

Die frühen 1980er Jahre markieren einen Einschnitt in der Geschichte des Kapitalismus. Vor allem in einer Hinsicht unterscheidet sich der damals beginnende Abschnitt kapitalistischer Entwicklung von früheren Epochen: Der Schwerpunkt der Kapitalakkumulation hat sich nachhaltig von der sogenannten Realwirtschaft zur Finanzindustrie verlagert. Sieht man von ganz kurzen Phasen unmittelbar vor den großen Kriseneinbrüchen ab, dann war von der Ersten Industriellen Revolution bis in die 1970er Jahre hinein das fungierende Kapital stets der Hauptträger der Kapitalakkumulation. Das Wachstum des gesellschaftlichen Gesamtkapitals beruhte also darauf, dass den Arbeitern bei der Produktion von Gütermarktwaren eine immer größere Mehrwertmasse abgepresst wurde. In den letzten drei Jahrzehnten bedeutete Kapitalakkumulation dagegen primär eine exorbitante Zunahme von Finanztiteln wie Aktien, Schuldtiteln oder Derivaten. Obwohl die gängigen volkswirtschaftlichen Messziffern diese Verschiebung nur unvollständig abbilden, lässt sie sich auch an den landläufigen Wirtschaftsstatistiken deutlich ablesen, wie dramatisch sie ausfiel. 1980 betrug das weltweite Finanzvermögen weltweit noch rund 12 Billionen Dollar und lag damit nur unwesentlich über dem damaligen globalen Bruttoinlandsprodukt (BIP). Dreißig Jahre später bezifferte der *Global Wealth Report* die aufgehäuften Finanzvermögen auf 231 Billionen Dollar und damit auf das Vierfache des aktuellen globalen BIP.[1] Dabei berücksichtigt der Indikator den größten Einzelposten bei der Vermehrung von Kapitalmarktwaren noch gar nicht, nämlich die explosionsartige Vermehrung »abgeleiteter« Finanzmarktprodukte, sogenannter Derivate. Das Gesamtvolumen, dieser in den 1970er Jahren noch so gut wie unbekannten Kapitalmarktwaren wuchs allein zwischen 1998 und 2008 von 72 auf 673 Billionen Dollar – und erreichte damit allein für sich genommen bereits das Zwölffache des weltweiten BIP.

[1] Diese gängige Kennziffer verzerrt die tatsächliche Entwicklung schon insofern, als in die Bestimmung der Vergleichsgröße des globalen BIP auch die im Finanzsektor erzielten laufenden Gewinne und Einkommen miteingehen. Diese »Wertschöpfung« von Banken und Versicherungen wäre eigentlich herauszurechnen.

Die unübersehbare Aufblähung des Finanzüberbaus ist selbstverständlich auch linken Ökonomen nicht entgangen. Das zeigt schon die weite Verbreitung der ursprünglich von François Chesnais geprägten Formulierung »finanzmarktdominiertes Akkumulationsregime« als Klassifizierung für den zeitgenössischen Kapitalismus (Chesnais 2004). Derartige Bezeichnungen benennen zumindest das Hauptmerkmal unserer Epoche. Allerdings stellt sich die Frage, wie ein solcher Begriff akkumulationstheoretisch zu füllen ist. Was bedeutet es überhaupt für die gesellschaftliche Gesamtakkumulation des Kapitals, wenn sie vor allem anderen die Akkumulation von Aktien, Schuldtiteln und anderen Kapitalmarktwaren zum Inhalt hat?

2. Die marxistische Debatte zwischen Empirie und Theorie

Eine fundierte Antwort auf diese Frage setzt offensichtlich zunächst einmal Klarheit über ein vorgelagertes grundsätzliches theoretisches Problem voraus. Wer entschlüsseln will, welche Bedeutung es für den Gesamtakkumulationsprozess hat, wenn jahrzehntelang die Masse der Kapitalmarktwaren sehr viel schneller wächst als das fungierende Kapital, muss wissen, wie sich dieser Typus von Waren überhaupt in das System des kapitalistischen Reichtums einfügt.

Genau an diesem Punkt hat die laufende Debatte aber ihren blinden Fleck. Man beschreibt zwar den zeitgenössischen Kapitalismus als »finanzmarktdominiertes Akkumulationsregime«, bemerkt aber nicht, dass es an der für die Analyse eines solchen Typus von Kapitalismus unerlässlichen theoretischen Grundlage fehlt. Damit bleibt es im Dunkeln, was akkumulationstheoretisch aus der Tatsache folgt, dass der Warenkosmos nicht nur Gütermarktwaren umfasst, sondern auch Kapitalmarktwaren. Es ist überhaupt nicht untersucht, wie auf der Grundlage der Kritik der Politischen Ökonomie sich die Vermehrung von Kapitalmarktwaren in die Gesamtakkumulation des Kapitals einordnet.

Diese Ignoranz hinsichtlich des Basisproblems hinterlässt ihre Spuren in der linken Debatte. Sie verfängt sich bei der Behandlung der »finanzmarktdomi-

nierten Akkumulation« in einen eklatanten Widerspruch. Die Schilderung der weltwirtschaftlichen Prozesse passen, näher besehen, nicht zu dem, was gleichzeitig als unhintergehbares Axiom der Marx'schen Wert- und Akkumulationstheorie präsentiert und fraglos akzeptiert wird. Kaum ein linker Ökonom kommt bei der Beschreibung der Entwicklung vor dem großen Krisenschub von 2008 umhin, in der einen oder anderen Weise dem Rechnung zu tragen, was mit Händen zu greifen ist: Es war die Aufblähung der Finanzmärkte, die fast drei Jahrzehnte den kapitalistischen Akkumulationsprozess auf Trab gebracht und am Laufen gehalten hat. Die gleichen Autoren operieren aber mit einem Verständnis der Marx'schen Akkumulationstheorie, das, wenn man es ernst nähme, eine solche Entwicklung undenkbar machen würde.

Wenn es darum geht, die wachstumsfördernde Wirkung expandierender Finanzmärkte zu schildern, darf gelegentlich Marx als Kronzeuge auftreten. Vor allem jene Passagen aus dem dritten Band des Kapitals werden gerne herangezogen, die nachzeichnen, wie die vermehrte Ausgabe von Wechseln[2] schon in den industriellen Zyklen des 19. Jahrhunderts immer wieder für eine Hinauszögerung manifester Kriseneinbrüche sorgte. Die meisten linken Ökonomen lehnen sich freilich lieber an den bürgerlichen Ökonomen Keynes an und begründen die von der Expansion der »Finanzindustrie« ausgehenden Wachstumsimpulse mit ihrer Wirkung auf »Angebot und Nachfrage«. In diesem Sinn referiert etwa Lucas Zeise den keynesianisch orientierten US-amerikanischen Wirtschaftshistoriker Kindleberger und schreibt am Beispiel des New Economy-Booms der 1990er Jahre, dass die in vermeintliche Zukunftsindustrien gesetzten Gewinnhoffnungen »das Geldangebot locken und vermehren« (Zeise 2008, S. 11) können. Im Zusammenhang mit der Subprime-Blase der Nullerjahre des neuen Jahrhunderts stellt Zeise die von der exzessiven privaten Kreditaufnahme ausgehende Nachfragewirkung heraus. Sie habe, so sein Argument, wesentlich zur Schließung der durch den Rückgang der Lohneinkommen entstandenen Nachfragelücke beigetragen. Auch wenn sich die Erklärungskraft solcher im

[2] Dieser archaische, noch unmittelbar aus dem Zirkulationsprozess der Güterwaren erwachsene Typus von Schuldtiteln, ist mittlerweile ausgestorben.

Problemhorizont der VWL gefangenen Oberflächenbeschreibungen in engen Grenzen hält, so scheint in ihnen doch die Einsicht auf, dass die Finanzmarktentwicklungen einen eigenständigen Beitrag zur aktuellen Kapitalakkumulation leisten. Sobald sich die linken Ökonomen dagegen auf das besinnen, was sie für die Quintessenz der Marx'schen Wert- und Akkumulationstheorie halten, gelangen sie indes zu diametral entgegengesetzten Behauptungen. Sie erklären das gesamte Finanzmarktspiel zum reinen Nullsummenspiel, bei dem stets nur vorher bereits vorhandener kapitalistischer Reichtum die Hände wechselt. Bei Lucas Zeise bleibt diese Rücknahme der in dem VWL-Gerede der Mehrung von Angebot und Nachfrage versteckten Einsicht, die Mehrung von Kapitalmarktwaren stelle eine eigene Quelle gesamtgesellschaftlicher Kapitalerzeugung dar, vergleichsweise vage. Er schreibt:

> »Die Tatsache, dass spekulative Exzesse sich entwickeln und die ganze Gesellschaft erfassen können, hat sehr viel damit zu tun, dass in der Phase des Booms anscheinend alle die Gewinner sind. Die Gesellschaft wirkt insgesamt reicher.« (Zeise 2008, S.11)

Solange Zeise die konkreten wirtschaftlichen Mechanismen schildert, wachsen bei ihm Angebot und Nachfrage, die VWL-Chiffren für den kapitalistischen Reichtum, im Gefolge der Finanzmarktdynamik tatsächlich. Sobald sich sein marxistisches Gewissen zu Wort meldet, soll es jedoch nur noch so aussehen, als ob es so sei.

Bei Mario Candeias, dessen Texte der gleiche Zwiespalt durchzieht, fällt das Dementi der empirischen Einsicht deutlich schärfer aus. Auch Candeias spricht zunächst davon, dass »seit den 1970er Jahren und der schrittweisen Liberalisierung und globalen Integration der Finanzmärkte immer neue Finanzmarktinnovationen entwickelt wurden, um dem Problem der Überakkumulation zu begegnen.« (Candeias 2008, S.2) So weit, so richtig. Sobald Candeias die rein empirische Ebene verlässt und sich an einer theoretischen Einordnung versucht, wandelt in seiner Argumentation die Flucht in die Finanzmärkte indes spontan ihren Charakter. Was gerade noch als prekärer, mit neuen Widersprüchen erkaufter Ausweg für das Gesamtkapital verstanden wurde, wird nun als reine

Sonderlösung für bestimmte Kapitalfraktionen gedeutet. Das Ausweichen in den Finanzüberbau eröffnet diesem Verständnis zufolge zwar den Spekulanten neue Spielräume der Kapitalakkumulation; es soll aber von Anfang an und zu jedem Zeitpunkt auf Kosten des fungierenden Kapitals und damit des Gesamtkapitals gegangen sein. Zur Begründung genügt Candeias ein einziger Satz: »Derartige Aktivitäten«, so heißt es apodiktisch von allen Finanzmarktaktivitäten, »erzeugen keinen Reichtum, stattdessen beruht ihre Renumeration auf ihrer Fähigkeit sich einen Teil des andernorts erzeugten Reichtums zu sichern.« (Candeias 2008, S.2) Sinnlich-stofflichen Reichtum schaffen die Finanzmärkte offensichtlich nicht. Aber gilt das deswegen auch für den Reichtum an Kapital? Candeias kommt gar nicht auf Idee, dass das zwei verschiedene Paar Stiefel sind.

Ein artverwandtes Bild bieten die Schriften von François Chesnais. Auf der einen Seite betont er die »Autonomie des Finanzsektors«. (Chesnais 2004, S. 225) Auch wenn man das vom Urheber eines Begriffs wie »finanzdominiertes Akkumulationsregime« eigentlich erwarten müsste, wird diese Autonomie aber auch nicht ansatzweise akkumulationstheoretisch verstanden, sondern »als gewichtiges institutionelles Konstrukt« rein soziologisch gedeutet. (Chesnais 2004, S.225) Chesnais verschwendet keinen Gedanken darauf, inwiefern die erfolgreiche Ausgabe von Aktien oder handelbaren Schuldtiteln die Bildung von zusätzlichem gesellschaftlichem Kapital bedeutet und wie sich das auf diesem Wege entstandene Kapital von dem unterscheidet, dass auf tatsächlicher Arbeitsvernutzung und Mehrwertproduktion beruht. Die »Selbständigkeit des Finanzsektors«, kann für ihn ex definitione nur darin bestehen, die Geldkapitalisten in die Lage zu versetzen, sich auf Kosten des fungierenden Kapitals ein immer größeres Stück vom gesamtkapitalistischen Kuchen abzuschneiden. Die Vermehrung vom Geldkapital im Finanzüberbau wird als das Ergebnis vorangegangener Mehrwertaneignung interpretiert und die relative Selbständigkeit der Finanzindustrie gegenüber der Bewegung des fungierenden Kapitals akkumulationstheoretisch ausdrücklich in Abrede gestellt. Dass es Formen von Kapitalbildung geben kann, die einen anderen Inhalt haben als die Aneignung vorher produzierten Mehrwerts, schließt Chesnais kategorisch aus:

> »Ungeachtet der Höhe der Mittel, die für die Erhaltung der Vorherrschaft der Finanzmärkte eingesetzt werden, kann diese Vorherrschaft die Zwänge und Widersprüche der ›realen‹, unmittelbaren Sphäre nicht transzendieren. Die Autonomie ermöglicht dem finanziellen Anlagekapital oder der ›konzentrierten Ersparnis‹, sich gegenüber dem in der Produktion engagierten Kapital und also auch gegen die Arbeit zu behaupten und eine Beteiligung an der Gewinnverteilung zu fordern und durchzusetzen, die ausschließlich durch das Eigentum an Vermögen legitimiert ist und deren Empfänger die Bedingungen selbst festlegen. Die unmittelbare Form dieses Vorgangs ist die Aneignung eines Teils des Profits und sein eigentlicher Ursprung eine höhere Mehrwertrate. Wenn man sich jedoch Wert und Mehrwert aneignen will, so müssen diese vorgängig in genügender Menge produziert werden. Dies bedeutet, dass der Zyklus des Kapitals vollendet und die Produktion kommerzialisiert werden müssen. Hier liegt eine wichtige Einschränkung der Autonomie des Finanzsektors.« (Chesnais 2004, S.225)

Die Annahme, jede Vermehrung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals ließe sich stets auf vorgängige tatsächliche Arbeitsvernutzung zurückführen, definiert das Hauptmerkmal unserer Epoche weg und ist nur gewaltsam mit den empirischen Entwicklungen der letzten drei Jahrzehnte zur Deckung zu bringen. Allein die Größenverhältnisse sprechen eigentlich eine recht deutliche Sprache. Welche gigantische Steigerung der globalen Mehrwertproduktion müsste in den letzten drei Jahrzehnten stattgefunden haben, wenn sie das Material für den steilen Anstieg der globalen Finanzvermögen von 12 auf 231 Billionen Dollar geliefert haben soll? Wie kann der Gesamt-»Wert« der im Umlauf befindlichen Derivate das Zwölffache des globalen BIP erreichen, wenn dieser nur umverteilten Mehrwert repräsentieren soll? Schließlich liegt die Mehrwertmasse stets deutlich niedriger als das BIP, das sämtliche Arten von Gewinnen und Einkommen addiert. Genauso gut könnte man davon ausgehen, dass man aus einem Liter Milch 100 kg Käse machen kann.

3. Die VWL und ihre antinomische Sicht der Finanzindustrie

Der Wald- und Wiesen-Marxismus argumentiert vom Standpunkt einer positiven Arbeitswerttheorie aus, wie sie von Adam Smith und David Ricardo vertreten wurde und die er fälschlicherweise mit der Marx'schen Kritik des Werts ineins setzt. Die VWL hat sich von der Arbeitswertlehre längst verabschiedet, ebenso von der Unterscheidung von Wert und Preis. Auf die erscheinende Oberfläche fixiert, hat nach ihrem Verständnis alles, was einen Preis hat, auch einen Wert. »Wertschöpfung« bezeichnet in der Volkswirtschaftslehre demnach auch nichts weiteres als die Summe aller beim Verkauf von Waren und Dienstleistungen erzielten Gewinne, sowie außerdem noch Zinsen und Einkommen (vgl. etwa Stobbe 1994, S. 96). Alles verdiente Geld, gleich wo und wie es erwirtschaftet wurde, repräsentiert diesem Verständnis nach gleichermaßen neu entstandenen kapitalistischen Reichtum. Der herrschende Wertschöpfungsbegriff ebnet damit nicht nur sämtliche Differenzen innerhalb der sogenannten Realökonomie ein, auch der Unterschied von Realökonomie und Finanzindustrie ist restlos ausgelöscht. Ob Daimler Autos produziert oder die Deutsche Bank im Kreditgeschäft aktiv wird, die den Beschäftigten gezahlten Löhne und die erwirtschafteten Gewinne gelten in beiden Fällen als Teil der gesamtkapitalistischen Wertschöpfung und zählen zum neu geschaffenen gesellschaftlichen Reichtum.

Die herrschende Wertschöpfungsvorstellung wirft offensichtlich Äpfel und Birnen zusammen. Das macht sie zwar – für eine ernsthafte Theorie – als Ausgangspunkt für eine Analyse der besonderen Stellung der Kapitalmarktwaren im System des kapitalistischen Reichtums von vornherein untauglich, verschafft jedoch der VWL angesichts einer vorwiegend von der Finanzindustrie getragenen Kapitalakkumulation gegenüber dem traditionellen Marxismus einen gewissen Vorteil. Denn wer, wie letzterer, auf der Grundlage der Arbeitswerttheorie an der Identität von Kapitalakkumulation und tatsächlicher Wertakkumulation festhält, bezieht einen Standpunkt, den die kapitalistische Entwicklung praktisch widerlegt hat. Die »Wertschöpfungsvorstellung« der VWL ist dagegen durch ihre

Verwaschenheit und Inhaltsleere davor gefeit, durch die dramatische Verschiebung von der realwirtschaftlichen zur finanzindustriellen Kapitalakkumulation falsifiziert zu werden.

Zwei Basisannahmen der modernen VWL erweisen sich dagegen als weit weniger resistent: Sowohl das der VWL zugrundeliegende Reichtumskonzept als auch die seit vielen Jahrzehnten allgemein anerkannte Vorstellung vom Geld als bloßem Zeichen sind mit der Annahme, es könne außerhalb der Realwirtschaft eine Kapitalbildung vonstatten gehen, unvereinbar. Bleiben wir zunächst beim ersten Axiom. In ihren Eingangskapiteln interpretieren die VWL-Lehrbücher den Warenreichtum als simplen Reichtum an Gebrauchsgütern und deuten die herrschende Produktionsweise als ein auf die Mehrung des Güterreichtums und die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse ausgerichtetes Wirtschaftssystem. Die Modellwelten der VWL – man denke in diesen Kontext nur an die Grenznutzenlehre – setzten kapitalistischen Reichtum beharrlich mit sinnlich-stofflichem Reichtum ineins.[3] Wenn kapitalistischer Reichtum aber identisch mit stofflichem Reichtum sein soll, dann bleibt unerfindlich, wie dann gleichzeitig eine Vermehrung von Waren, die überhaupt keine sinnlich-stoffliche Dimension haben, direkt zu einer Mehrung des gesamtgesellschaftlichen Reichtums beitragen kann. Dass die Finanzindustrie eine eigene Quelle kapitalistischen Reichtums darstellt, ist entweder nur eine Fata Morgana, oder die Reichtumsvorstellung der VWL ist unhaltbar.

---

[3] Der Monetarismus vertritt diese Verwechslung besonders energisch. Dass man den »Geldschleier« beiseite schieben muss, um zu den tatsächlichen wesentlichen marktwirtschaftlichen Prozessen zu gelangen, gehört zu den Grundannahmen dieses Ansatzes. Aber auch die keynesianischen Gegenspieler teilen diese Grundannahme. So heißt es in einem Standardwerk: »Geld ist ein Mittel, um Dinge zu erwerben, nicht aber Selbstzweck. Das Märchen von König Midas, in dem der Geizhals die Güter vergißt, die er mit Gold kaufen kann, und wünscht, daß alles, was er berührt, zu Gold wird (selbst seine Lieblingstochter), zeigt, daß ein solches Mittel auch zum Selbstzweck pervertieren kann.« (Samuelson 1981, S. 78) In Wirklichkeit ist es aber natürlich der Selbstzweck der Verwandlung von Geld in mehr Geld, der im Kapitalismus aller Güterproduktion zugrunde liegt: Das ist keine Perversion der Marktwirtschaft, sondern macht gerade ihr Wesen aus.

Und auch das in der VWL allgemein anerkannte nominalistische Geldkonzept kollidiert mit dem Gedanken einer inner-finanzindustriellen Mehrung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals. Die moderne bürgerliche Ökonomik hält es für selbstverständlich, dass sich spätestens mit der Demonetarisierung des Goldes das Geldwesen als reines Geldzeichenwesen entpuppt habe. Dieser Interpretation zufolge misst Geld zwar den »Wert« der Waren, stellt selber aber in keiner Weise selber eine Ware dar, sondern ist als bloßes Symbol zu betrachten. Wie kann die Mehrung bloßen Symbolreichtums aber unmittelbar eine Mehrung des tatsächlichen Reichtums der kapitalistischen Gesellschaft darstellen? In der Finanzmarktwelt existiert Kapital bekanntlich ausschließlich in monetärer Gestalt. Dementsprechend muss, solange das gesamte Geldwesen als reines Zeichenwesen verstanden wird, eine unmittelbar der Steigerung der finanzindustriellen Produktion entspringende Vermehrung des gesamtkapitalistischen Reichtums als völlig widersinnig erscheinen. Wer konsistent argumentieren will, kann unmöglich gleichzeitig eine nominalistische Geldtheorie vertreten und jenem Wirtschaftssektor, der sich ausschließlich mit den vermeintlichen Zeichen beschäftigt, die Fähigkeit zuerkennen, aus sich heraus neuen gesellschaftlichen Reichtum hervorzubringen.

Der VWL-Mainstream reagiert auf die theoretische Herausforderung, vor die ihn der von der finanzindustriellen Akkumulationsdynamik getragene Kapitalismus unserer Tage stellt, ähnlich wie sein linker Seitenarm. Auch im marktwirtschaftsfrommen Diskurs fallen Empirie und Theorie auseinander. Die praktisch orientierten Ökonomen wissen selbstverständlich genau, wie abhängig das Wirtschaftswachstum heute vom Blühen der Finanzindustrie ist. Folgerichtig ergreifen die mit Krisenverwaltung befassten Wirtschaftsexperten ausschließlich Maßnahmen, die einen gemeinsamen Fluchtpunkt haben: die Sicherung der weiteren Vermehrung von Kapitalmarktwaren. In den Modellwelten der VWL-Theorie findet dagegen die Mehrung des gesellschaftlichen Kapitals nach wie vor ausschließlich in der Realwirtschaft statt und geht auf die dort stattfindende Reichtumsproduktion zurück. Den Finanzmärkten wird wie eh und je eine reine »Kapitalsammel- und Kapitalvermittlungsfunktion« (Baecker 2008, S. 1)

zugeschrieben. Auch in den zeitgenössischen VWL-Lehrbüchern beschränkt sich die gesamtgesellschaftliche Rolle der Geld- und Kapitalmärkte darauf, das *vorhandene* Kapital vor dem Brachliegen zu retten und für seine Weiterleitung an geeignete realwirtschaftliche Einsatzorte zu sorgen. In dieser Sicht fördert die Existenz von Finanzmärkten zwar indirekt die Neuschaffung gesellschaftlichen Kapitals; diese findet aber ausschließlich in der »realwirtschaftlichen« Sphäre statt und entspringt dabei niemals den finanzindustriellen Operationen selber. Den Finanzmarktakteuren fließt zwar für ihre Verdienste bei der Bereitstellung von Kapital ein Teil des zusätzlich erzeugten Reichtums zu, gesamtgesellschaftlich betrachtet erscheint deren Anteil indes immer nur als Transferleistung aus der Realwirtschaft.

Die Vertreter der VWL haben guten Grund für diese Vogel-Strauß-Politik. Man kann nicht die Schaffung von Kapitalmarktwaren als mögliche eigene Quelle kapitalistischen Reichtums anerkennen, ohne sich von den Axiomen der bürgerlichen Ökonomik zu verabschieden. Der Renovierungsversuch geriete schon im Ansatz zum Abrissunternehmen. Wer das Kapitalmarktgeschehen theoretisch als etwas anderes fassen will als eine bloße Umverteilung des in der Realwirtschaft entstandenen kapitalistischen Reichtums, muss dazu, ob er will oder nicht, den Boden der VWL verlassen.

4. Der Zugang der Kritik der Politischen Ökonomie

Vor die Wahl gestellt, theoretisches Harakiri zu begehen oder den Kopf in den Sand zu stecken, entscheiden sich die Vertreter der VWL für letzteres. Das ist in gewisser Weise nachvollziehbar. Aber warum eifern linke Ökonomen, die sich auf Marx berufen, diesem Vorbild nach? An der Grundausrichtung der Kritik der Politischen Ökonomie liegt es jedenfalls nicht. Als radikaler Kritiker der Grundannahmen der bürgerlichen Ökonomik hat Marx genau die Axiome als pure Ideologie entlarvt, derentwegen die VWL die Kapitalmarktwaren – sprich Kredite, Aktien und Derivate – a priori aus dem Kreis möglicher Träger des

kapitalistischen Reichtums hinausdefiniert. Es genügt vollkommen, sich an die Marx'schen Grundaussagen über den Charakter des kapitalistischen Reichtums und des Geldes zu halten, und schon steht keines der Verbotsschilder mehr, die der VWL das Nachdenken über einen möglichen Beitrag der Kapitalmarktwaren zur Kapitalakkumulation untersagen.

Im Gegensatz zur VWL unterscheidet die Marx'sche Kritik der Politischen Ökonomie kategorial streng zwischen sinnlich-stofflichem Reichtum einerseits und abstraktem Reichtum andererseits. Im Kapitalismus stellt nicht der simple Güterreichtum den eigentlichen gesellschaftlichen Reichtum dar, sondern etwas davon Grundverschiedenes. Gleich im ersten Kapitel des *Kapitals* arbeitet Marx dieses besondere Wesensmerkmal des kapitalistischen Reichtums an den Gütermarktwaren heraus. Nur auf den ersten Blick erscheint die für den Verkauf produzierte Leinwand oder der als Ware geschneiderte Rock als ein »selbstverständliches triviales Ding«. Bei näherem Hinsehen entpuppt diese Ware sich als ein äußerst »vertracktes Ding«, »voll metaphysischer Spitzfindigkeiten und theologischer Mucken«. (MEW 23, S. 85) Zwar kommt jeder Gütermarktware ein sinnlich-stofflicher Gebrauchswert zu, es ist aber keineswegs dieser sinnlich-stoffliche Gebrauchswert, der die Gütermarktware zu einem Element des kapitalistischen Gesamtreichtums macht. Dazu wird sie erst, indem sie die »übersinnliche«, rein gesellschaftliche Qualität entwickelt, Tauschwert zu verkörpern: »Der Gebrauchswert ist überhaupt nicht das Ding qu'on aime pour lui-même [das man um seiner selbst willen liebt] in der Warenproduktion. Gebrauchswerte werden hier überhaupt nur produziert, weil und sofern sie materielles Substrat, Träger des Tauschwerts sind.« (MEW 23, S. 201) Auch auf einem kapitalistisch produzierten Fahrrad können Menschen von A nach B gelangen, auch für den anonymen Markt produzierte Karotten können essbar sein. Das ist aber nicht das, was in der kapitalistischen Logik zählt. Als simple Gebrauchsgegenstände, die bestimmte sinnliche Bedürfnisse befriedigen, gehören Karotte und Fahrrad so wenig zum kapitalistischen Reichtum wie die Sonne am Himmel.

Aktien, Schuldtitel oder Futures kann man bekanntlich weder essen, noch lassen sie sich als Transportmittel nutzen, und sie taugen auch nicht zur Befriedigung irgendeines der vielen anderen sinnlichen Bedürfnisse, die der Konsument entwickeln könnte. Die Kapitalmarktwaren unterscheiden sich insofern grundlegend von den Gütermarktwaren und bilden eine eigene Warenklasse, als bereits ihr Gebrauchswert vollständig außerhalb der Welt des Sinnlich-Stofflichen liegt. Sämtliche Kapitalmarktwaren haben ein und denselben »metaphysischen«, genuin gesellschaftlichen Gebrauchswert: Sie versprechen ihrem Verkäufer, dass sich ihm das für den Ankauf verwandte Geld in sich vermehrendes Geld verwandelt, also in Kapital.[4]

Vom Standpunkt der VWL, vom Standpunkt der Verwechslung von sinnlich-stofflichem Reichtum mit abstraktem kapitalistischem Reichtum, ist die Annahme, Waren, die frei von jeder sinnlich-stofflichen Dimension sind, könnten nie und nimmer ein eigenes Element des kapitalistischen Gesamtreichtums darstellen, nur folgerichtig. Vom Standpunkt der Kritik der Politischen Ökonomie entpuppt sich indes der Grund für diese Vorab-Ausbürgerung als absurd. Wenn schon die Gütermarktwaren nur als Tauschwert und damit in ihrer metaphysischen Eigenschaft Träger von kapitalistischem Reichtum sind, warum sollen sich dann die Kapitalmarktwaren ausgerechnet dadurch als mögliche Elemente des kapitalistischen Reichtums disqualifizieren, dass bereits ihr Gebrauchswert außerhalb der Welt des Sinnlich-Stofflichen angesiedelt ist?

Der Gedanke, die Vermehrung von Kapitalmarktwaren könnte einen unmittelbaren Beitrag zur Kapitalakkumulation leisten, kollidiert auch mit dem nominalistischen Geldkonzept, das seit Jahrzehnten in der VWL Konsens ist. Dieser Ausscheidungsgrund löst sich ebenfalls in Luft auf, sobald man sich geldtheoretisch an den Grundkategorien der Kritik der Politischen Ökonomie

4 Die Eigenschaft, einen rein gesellschaftlichen Gebrauchswert zu besitzen, teilen die Kapitalmarktwaren mit einer anderen Ware, die für die kapitalistische Produktionsweise eine Schlüsselrolle spielt, nämlich der Ware Arbeitskraft. Deren besonderer Gebrauchswert besteht in der Potenz, eine über ihren eigenen Reproduktionskosten liegende Masse an Wert erzeugen zu können. Auch das ist ein durch und durch unsinnlicher Gebrauchswert.

orientiert. Die Kritik der Politischen Ökonomie ist nämlich mit der Vorstellung vom Geldwesen als einem bloßen Geldzeichenwesen grundsätzlich unvereinbar. Damit der Warenreichtum im Geld zu einer allgemeinen Darstellungsform gelangen kann, muss das Geld selber Warencharakter haben, so die geldtheoretische Grundannahme innerhalb der Marx'schen Theorie.[5] Wenn es sich beim

[5] Anders als die VWL behauptet, stellt die Existenz von Papiergeld und privatem Buchgeld den Warencharakter des Geldes keineswegs in Frage. Die Geldware kann zwar, wie Marx im *Kapital* konstatiert, in bestimmten Funktionen (etwa in der des Zirkulationsmittels) durch Stellvertreter ersetzt werden, damit verwandelt sich das Geldwesen aber keineswegs in ein bloßes Zeichenwesen. Diese Geldzeichen stehen nämlich nicht für sich, sie verdanken ihre Fähigkeit zur stellvertretenden Darstellung abstrakten Reichtums und damit ihre gesellschaftliche Gültigkeit erst ihrem Bezug auf die eigentliche Geldware. Selbst wenn, wie im zeitgenössischen Geldsystem, bei der Abwicklung der privaten Geschäfte ausschließlich Geldsurrogate Verwendung finden, bedeutet es keineswegs die Emanzipation des Geldwesens von der Existenz einer Geldware und die Außerkraftsetzung dieses Zusammenhangs; die eigentliche allgemeine Ware verschwindet nur aus den Beziehungen der privaten Marktsubjekte, um sich bei den für die Geldsurrogate verantwortlichen Notenbanken zu konzentrieren. Beim Golddeckungssystem des 19. Jahrhunderts war die Abhängigkeit des abgeleiteten »Werts« des als gesetzlichen Zahlungsmittels dienenden Geldzeichens und der damaligen Geldware – dem Edelmetall – noch unmittelbar greifbar. Damals waren die Notenbanken verpflichtet, jede ausgegebene Note auf Verlangen ihres Inhabers gegen ein bestimmtes Quantum Gold einzulösen. Das im Besitz der Notenbanken befindliche Währungsgold diente dem Geldwesen als Grundlage. Das Gold hat im Laufe des 20. Jahrhunderts die Rolle der Königsware sukzessive abtreten müssen. Von Restbeständen von Währungsgold einmal abgesehen, besteht das Gros der Währungsreserven aus den von den Zentralbanken im Rahmen ihrer »Geldschöpfung« angekauften oder bei ihnen als Sicherheit hinterlegten Kapitalmarktwaren. Anders als bei den goldkonvertiblen Banknoten des 19. Jahrhunderts ist die Validität des gesetzlichen Zahlungsmittels bei der neuen allgemeinen Ware nicht mehr unmittelbar an den in den Goldreserven inkorporierten Wert gekoppelt. Das macht aber den Unterschied zwischen bloßem Geldzeichen und allgemeiner Ware keineswegs gegenstandslos und macht aus dem Geldzeichen kein frei schwebendes, für sich stehendes Geld. Nach der Demonetarisierung des Goldes hängt die Validität des heutigen Papiergeldes davon ab, ob die von Zentralbanken als abstrakter Allgemeinheit des Monetären angekauften Kapitalmarktwaren abstrakten Reichtum darstellen können oder nicht. Dieser Zusammenhang lässt sich allerdings erst nach der Klärung der in diesem Text behandelten grundsätzlichen Frage nach der Stellung der Kapitalmarktwaren im System des abstrakten Reichtums genauer untersuchen.

Geld aber nicht um ein dem Warenkosmos äußerlich gegenüberstehendes bloßes Zeichen handelt, sondern das Geld durch seine Verkoppelung mit einer Geldware selber ein integraler Bestandteil des Warenuniversums ist, dann wäre es völlig abwegig, Kapitalmarktwaren ihres rein monetären Charakters wegen aus dem System des abstrakten Reichtums, aus dem System des Warenreichtums, herausfallen zu lassen.

Als radikale Kritik der kapitalistischen Reichtumsform ist die Kritik der Politischen Ökonomie frei von jenen Denkverboten, welche die VWL an einer ernsthaften Analyse der Kapitalmarktwaren und ihrer Stellung im System des kapitalistischen Reichtums hindern. Statt diesen privilegierten Zugang zu nutzen, folgt die Zunft der linken Ökonomen den marktwirtschaftsfrommen Kollegen. Warum? Dafür ist vor allem die fehlende Distanz zum herrschenden ökonomischen Diskurs verantwortlich. Die laufende linke Debatte stellt viel eher einen Seitenarm des Mainstreams dar als eine Gegenströmung zu diesem. Bei den vielen linken Wirtschaftsexperten, die lieber mit Keynes als mit Marx argumentieren, ist das offensichtlich. Aber auch diejenigen, die unter Berufung auf Marx das Finanzmarktgeschehen zum reinen Nullsummenspiel erklären, ist das, näher besehen, keineswegs anders. Sie reproduzieren allesamt eine schon im traditionellen Arbeiterbewegungsmarxismus gängige Verwechslung, deuten die Kritik der Politischen Ökonomie zu einer positiven Arbeitswertlehre in der Tradition von Smith und Ricardo um und ignorieren deren Kern: die radikale Kritik der kapitalistischen Reichtumsform. Vom Standpunkt einer Einproduktionsfaktoren-Theorie, die in der Arbeit die einzige Quelle kapitalistischen Reichtums zu erkennen glaubt, ist es selbstverständlich evident, was von Kapitalmarktwaren zu halten ist. Auch wenn das landläufig so verhandelt wird, ist dieser Standpunkt keineswegs der Standpunkt der Kritik der Politischen Ökonomie. Diese Art Marxismus beruft sich in Wirklichkeit nur auf eine ältere Fassung der bürgerlichen Ökonomik, um sich an der kapitalistischen Wirklichkeit genauso zu blamieren, wie es diese in ihrer modernen Version als VWL selbst tut.

5. Die Marx'sche Kritik am Kapitalbegriff der bürgerlichen Ökonomik

Die für die bürgerliche Ökonomik charakteristische Verwechslung von kapitalistischem und sinnlich-stofflichem Reichtum schlägt sich – wie könnte es anders sein? – auch in deren Kapitalbegriff nieder. Sobald es ums volkswirtschaftliche Ganze geht, gilt der VWL Kapital nur als ein anderes Wort für die bei der Herstellung von Gütermarktwaren verwendeten Produktionsmittel. So heißt es im Gabler Wirtschaftslexikon kurz und bündig:

> »Kapital wird definiert als Produktionsfaktor neben Arbeit und Boden. Unter Kapital wird in diesem Zusammenhang der Bestand an Produktionsausrüstungen verstanden, der zur Güter- und Dienstleistungsproduktion eingesetzt werden kann.«[6]

Im Lichte dieses dinglichen Kapitalverständnisses erscheint die Vorstellung, Kapitalbildung könne nur in der Realwirtschaft stattfinden, als unmittelbar evident. Wenn Kapital mit den Produktionsmitteln in ihrer simplen Dinglichkeit identisch ist, dann muss alle Kapitalbildung natürlich in der Sphäre ansiedelt sein, in der Maschinen und Rohstoffe hergestellt werden.

Marx hat diese Gleichsetzung als Ausdruck fetischistischen Denkens enthüllt:

> »Kapital ist kein Ding, so wenig wie Geld ein Ding ist. Im Kapital, wie im Geld, stellen sich bestimmte gesellschaftliche Produktionsverhältnisse als Verhältnisse von Dingen zu Personen dar oder erscheinen bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse als gesellschaftliche Natureigenschaften von Dingen.« (Marx 1970, S. 32)

Kapital entspringt nie der stofflichen Produktion als solcher. Kapital ist vielmehr nichts anderes als die rastlose Bewegung der Verwandlung von Geld in mehr Geld, und dieses verdinglichte Selbstzweckverhältnis ist wiederum nur Ausdruck dafür, dass Menschen als isolierte Privatproduzenten und Warenbesitzer zueinander in Beziehung treten.

---

6 http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/kapital.html

Indem die Kritik der Politischen Ökonomie Kapital als gesellschaftliches Verhältnis begreift, gelangt sie zu einem Verständnis des Kapitalbildungsprozesses, der von der herrschenden Sicht in zweierlei Hinsicht grundlegend abweicht. Zum einen entwirft sie ein ganz anderes Bild davon, wie die über die Produktion von Gütermarktwaren vermittelte Kapitalbildung vonstatten geht, also vom Prozess der Wertverwertung; zum andern eröffnet sie aber auch einen Zugang zu etwas, was die bürgerliche Ökonomie gar nicht kennt: gesamtgesellschaftliche Kapitalbildung ohne Wertbildung.

Der erste Aspekt steht eindeutig im Zentrum der Marx'schen ökonomiekritischen Schriften. Den zweiten Gesichtspunkt, die Existenz eigener, nicht auf Arbeitsvernutzung zurückgehender Formen der Kapitalbildung, streift Marx lediglich, ohne zu einer systematischen Betrachtung zu gelangen. Im 3. Band des *Kapitals* erwähnt er bei der Behandlung der Grundrente, dass die Verwandlung von Naturressourcen in Privateigentum deren Besitzern nicht nur eine Rente verschafft und damit die Möglichkeit, anderswo entstandenen Mehrwert abzuschöpfen; indem diese Naturressource einen Preis erhält, kommt es gleichzeitig zu einer »Kapitalisierung der Renten« (MEW 25, S. 636). In der Gestalt des Bodenpreises verwandelt sich die Aussicht auf künftige Grundrente in Kapital.[7]

Für unser Problem wichtiger ist aber ein anderer Gedanke, den Marx ebenfalls nur en passant äußert, in dem aber das Grundgeheimnis des finanzmarktdominierten Kapitalismus aufscheint. Am Beispiel des Aktienkapitals kommt er darauf zu sprechen, dass in der Gestalt von Anteilsscheinen neben das fungierende Kapital »papierne Duplikate« treten, »die selbst als Waren verhandelbar sind und daher selbst als Kapitalwerte zirkulieren« und eine eigene, »von der Wertbewegung des wirklichen Kapitals, auf das sie Titel sind«, unabhängige Bewegung vollführen. (MEW 25, S. 494) Marx bezeichnet einen solchen, durch die Duplifizierung eines Ausgangskapitals bei der Ausgabe eines Eigentumstitels entstandenen merkwürdigen Kapitaltypus, als fiktives Kapital. Auch wenn der

[7] Es sprengt leider den Rahmen dieses Textes, auf diese Form der Kapitalbildung und ihre Stellung im Gesamtsystem des kapitalistischen Reichtums genauer einzugehen, obwohl sie gerade aktuell wieder eine wichtige Rolle spielt (Stichwort »Landgrabbing«). Diese Aufgabe muss einer späteren Arbeit überlassen bleiben.

etwas unglücklich gewählte Begriff das fälschlicherweise suggerieren mag, existiert diese Art von gesellschaftlichem Zusatzkapital keineswegs nur als bloße Vorstellung in den Köpfen. Sobald ein Zahlungsversprechen als Ware zirkuliert, stellt diese Ware-gewordene Beziehung zweier Kapitalisten genauso echtes Kapital dar, wie auf reale Mehrwertabpressung zurückgehendes Kapital. Die Vermehrung solcher Kapitalmarktwaren kann sogar zum eigentlichen Träger der gesamtgesellschaftlichen Kapitalakkumulation werden. Das klingt gespenstisch. In diesem Vorgang kommt indes nur der gespenstische Grundcharakter des kapitalistischen Reichtums zu sich, wie ihn Marx schon im Fetischkapitel des ersten Bandes des *Kapitals* dargelegt hat.

6. Zur Methode der Kritik der Politischen Ökonomie

Die Aussage, das Kapital sei ein gesellschaftliches Verhältnis und kein Ding, wird in der marxistischen Diskussion regelmäßig bemüht. Allerdings denkt man bei diesem Satz ausschließlich an das Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital. In dieser Reduktion wirkt indes das falsche Verständnis fort, von dem sich Marx so entschieden abgegrenzt hat. Dass Kapital auch der Erzeugung von Kapitalmarktwaren entspringen könnte, also der Schaffung von Waren, die ausschließlich eine soziale Beziehung darstellen und keinerlei sinnlich-stoffliche Dimension haben, bleibt undenkbar.

Es wäre sicherlich einfacher, dieses verkürzte Verständnis zu überwinden und die linke Diskussion um das finanzmarktdominierte Akkumulationsregime auf ein solides theoretisches Fundament zu stellen, wäre Marx in seinen ökonomiekritischen Schriften auf die Frage der Kapitalmarktwaren genauer eingegangen. Sein großangelegtes Hauptwerk ist aber nun einmal Fragment geblieben, und seine systematische Darstellung der Kritik der Politischen Ökonomie bricht auf einer Stufe ab, auf der von der Existenz von Kapitalmarktwaren noch konsequent abstrahiert wird. Nicht zuletzt sind jene Passagen im dritten Band des *Kapitals* zum Aktienkapital, welche die Antwort auf unser Problem vorwegnehmen,

leider (noch) nicht in den systematischen Gang der Marx'schen Argumentation integriert.

Dass die Marx'sche Darstellung der Kritik der Politischen Ökonomie gerade an dem für die Analyse des heutigen Kapitalismus so zentralen Punkt Lücken aufweist, ist sicherlich auch den Zeitumständen geschuldet, unter denen sein Werk entstanden ist. Im Kapitalismus des 19. Jahrhunderts steckte die Schaffung handelbarer Eigentumstitel noch in den Kinderschuhen. Das Aktienkapital beschränkte sich auf ganz wenige Schlüsselindustrien, vor allem auf das Eisenbahnwesen, und abgesehen davon gab es außer Staatspapieren damals kaum weiter verbreitete handelbare Schuldtitel. Der Anteil der Akkumulation von Eigentumstiteln an der Gesamtakkumulation war also zu vernachlässigen. Allein aufgrund der damals geringen praktischen Relevanz ist es nicht weiter verwunderlich, dass Marx der Schlüsselfrage unserer Epoche noch keine besondere Aufmerksamkeit zollte; viel wichtiger ist freilich ein anderer, theorieimmanenter Grund, nämlich die besondere Methodik der Kritik der Politischen Ökonomie. Damit im Laufe der Darstellung die konkrete Totalität der kapitalistischen Gesellschaft als »Zusammenfassung vieler Bestimmungen«, als »Einheit des Mannigfaltigen« (MEW 42, S.35) sichtbar wird und immer klarere Konturen gewinnt, war Marx gezwungen, bei der Entwicklung seines Gedankengangs im *Kapital* eine ganz bestimmte Reihenfolge einzuhalten. Er geht im *Kapital* von den abstraktesten und allgemeinsten Bestimmungen der kapitalistischen Produktionsweise aus, entwickelt daraus immer konkretere Bestimmungen und nähert sich auf diese Weise sukzessive der erscheinenden Oberfläche des gesellschaftlichen Prozesses an. Bei dieser Vorgehensweise kann die Kritik der Politischen Ökonomie auf die Existenz von Kapitalmarktwaren und deren Bedeutung für den kapitalistischen Gesamtprozess aber erst eingehen, nachdem fast alle anderen Etagen des Gesamtgebäudes bereits stehen. Die Analyse der Kapitalmarktwaren fügt sich hier als eine Art Schlussstein in der Darstellung des Kapitals im Allgemeinen ein; zum Setzen dieses Schlusssteins ist Marx selber nicht mehr gekommen.

Marx hat selbstverständlich nicht erst im Laufe seiner Arbeit am *Kapital* entdeckt, dass der Warenkosmos noch andere Bewohner beherbergt als die Wa-

re Arbeitskraft und die bei der Arbeitskraftanwendung entstehenden Waren. Ihm war von vornherein klar: Es liegt in der Logik der kapitalistischen Produktionsweise, die Warenform zu verallgemeinern und ihr alles zu unterwerfen. Auf der Grundlage der kapitalistischen Produktionsweise verwandeln sich auch die ursprünglich ohne menschliche Arbeit entstandenen Naturressourcen (z.B. Grund und Boden) in Waren, und sogar das Kapital selbst wird in seiner Geldgestalt zur Ware. Geldkapital lässt sich bekanntlich in den unterschiedlichsten Formen veräußern. Die entfaltete Form stellt die soziale Beziehung dar, die dann entsteht, wenn sich das in den Händen des Geldkapitalisten befindliche Geld gegen eine Kapitalmarktware austauscht, also einen juristisch fixierten monetären Anspruch, der selber handelbar geworden ist.

Schon bei der Verwandlung von Geldkapital in eine Ware handelt es sich um eine logisch nachgeordnete Dimension jenes allgemeinen Kommodifizierungsprozesses, der mit der Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise einhergeht. Diese Metamorphose setzt die Existenz von Kapital und damit sowohl die Umformung der Gesellschaft in eine Gesellschaft isolierter Privatproduzenten als auch die Unterordnung der stofflichen Produktion unter den Selbstzweck der Erzeugung von Wert voraus. Deshalb musste Marx beim »Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten« in seinem Hauptwerk zunächst einmal vom Übergreifen des Kommodifizierungsprozesses auf das Kapital selber völlig abstrahieren. Erst wenn der Wertverwertungsprozess und die Bewegung des fungierenden Kapitals abgehandelt sind, ist die Stufe der Darstellung erreicht, auf der sich das Problem der Ware Geldkapital aufrollen und in das Gesamtsystem einordnen lässt.[8]

[8] Logischer Ausgangspunkt der Marx'schen Darstellung im *Kapital* ist die Kernstruktur der kapitalistischen Gesellschaft, nämlich die spezifische Beziehungsform isolierter Privatproduzenten. Aufgrund der Auflösung der Gesellschaft in eine Gesellschaft isolierter Privatproduzenten verwandeln sich die vielen Dinge, die Menschen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse schaffen müssen, in Waren. In diesen Waren vergegenständlicht sich, wie im 1. Abschnitt vom ersten Band des *Kapitals* entwickelt, der Privatcharakter der gesellschaftlichen Arbeit, und das macht sie zu Trägern von Wert. Indem Marx die Ware Arbeitskraft einführt und deren besonderen Gebrauchswert untersucht, ihre Fähigkeit über ihre Reproduktionskosten hinaus Wert zu setzen,

Aber auch bei seiner Fragment gebliebenen Untersuchung der Ware Geldkapital springt Marx keineswegs direkt zu dem sozialen Verhältnis, das mit dem Auftreten von Kapitalmarktwaren entsteht. Stattdessen schiebt er noch eine Zwischenetappe ein: In seinen einleitenden Überlegungen zum zinstragenden Kapital untersucht Marx zunächst einmal, wie Kapital als Ware veräußert wird, ohne dabei einer anderen Ware gegenüberzutreten. Vor dem Übergang zur nächsten logischen Stufe, die den bei der Ausgabe und dem Kauf von Kapitalmarktwaren entstehenden Typus einer sozialen Beziehung zum Gegenstand haben müsste, bricht die Marx'sche Darstellung der Kritik der Politischen Öko-

kann er im folgenden Abschnitt vom Wert zum sich verwertenden Wert, zum Kapital, übergehen. Auf dieser logischen Entwicklungsstufe, der Darstellung des Gütermarktwaren produzierenden Kapitals im Allgemeinen, endet bereits der noch von Marx selber publizierte Teil des *Kapitals*. Im 2. Band und der ersten Hälfte des 3. Bandes trägt Marx vor allem zwei weiteren Charakteristika der kapitalistischen Produktionsweise Rechnung. Zum einen werden Gütermarktwaren nicht nur produziert, sie müssen auch zirkulieren, was sich u.a. in einer Spaltung des fungierenden Kapitals in industrielles Kapital und Handelskapital niederschlägt. Zum anderen existiert das Gütermarktwaren-produzierende Kapital als viele Kapitale, deren Reproduktion sich sowohl stofflich wie wertmäßig verschlingt. Was die Tauschwertseite angeht, resultiert daraus aufgrund der unterschiedlichen organischen Zusammensetzung der verschiedenen Einzelkapitale u.a. das berüchtigte Transformationsproblem. Welchen Anteil am Gesamtmehrwert das einzelne Kapital auf sich ziehen kann, hängt nicht allein vom jeweils eingesetzten variablen Kapital ab, sondern maßgeblich ist die Größe des Einzelkapitals überhaupt. Damit tritt der Mehrwert an der Oberfläche des gesellschaftlichen Prozesses gar nicht unmittelbar in Erscheinung, sondern stellt sich dort als abweichende Größe dar, als Profit. Und auch der Tauschwert der Gütermarktware erfährt dieses Schicksal. Für das quantitative Verhältnis, in dem sich die Gütermarktwaren jeweils gegen die allgemeine Ware, Geld, austauschen, ist gar nicht der jeweilige Tauschwert maßgeblich, wie Marx noch im 1. Band des *Kapitals* unterstellt hat. Die Preise der Gütermarktwaren oszillieren vielmehr um eine davon abweichende Größe, um die Summe aus Kostpreis und Durchschnittsprofitrate. Bei all diesen Konkretionsschritten, wird eine Annahme aus dem 1. Band des *Kapitals* indes immer noch fortgeschrieben. Bis tief in den 3. Band des *Kapitals* hinein geht die Marx'sche Darstellung von einem Warenkosmos aus, der neben der allgemeinen Ware, dem Geld, nach wie vor ausschließlich aus zwei Warentypen besteht: aus der Arbeitskraft und den bei deren Verausgabung entstehenden Waren. Erst nach rund 1600 Seiten wird dieser Problemhorizont mit den Abschnitten V und VI von Band 3 überschritten.

nomie ab. Es ist kein allzu großes Kunststück, auf Marxens Schultern sitzend, das Versäumte nachzuholen. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass man die Marx'sche Methode ernst nimmt und seine Vorarbeit nutzt, statt die Warenformanalyse als esoterische, für die konkrete Analyse irrelevante Übung beiseite zu schieben, wie es leider einer schlechten marxistischen Tradition entspricht. Deshalb wird im Folgenden zunächst einmal die Quintessenz der Marx'schen Analyse der Ware Geldkapital rekapituliert. Danach wird skizziert, was sich durch das Auftreten von Kapitalmarktwaren am Verhältnis, das Marx in seinen einleitenden Überlegungen zum zinstragenden Kapital vorgestellt hat, verändert. Was macht die besondere neue Qualität der Beziehung von allgemeiner Ware und Kapitalmarktware aus?

7. Die Ware Geldkapital – eine Ware eigener Art

Geld ist, wie Marx schon im 1. Abschnitt des *Kapitals* entwickelt, keine Ware wie jede andere. Mit der Annahme der Geldgestalt nimmt der Wert die »Form unmittelbarer allgemeiner Austauschbarkeit« (MEW 23, S. 84) an. In Geld verwandelt, kann sich der Wert jeder Ware gegen jede andere Ware austauschen, und das hebt das Geld als die »Königin« unter den Waren aus dem »Warenpöbel« heraus. Aufgrund dieser Sonderstellung als allgemeiner Ware und »absolutem Dasein des Tauschwerts« (MEW 23, S.150) kommt dem Geld auch im Kreislauf des fungierenden Kapitals eine besondere Position zu. Es ist »Ausgangspunkt und Schlußpunkt jedes Verwertungsprozesses.« (MEW 23, S.169) Das fungierende Kapital strebt dem Ziel der Geldvermehrung zu, indem es mehrfach seine Gestalt wechselt. Anders als der Schatzbildner, der »das Geld vor der Zirkulation zu retten sucht« und einfach festhält, kann der fungierende Kapitalist »die rastlose Vermehrung des Werts«, nur erreichen »indem er es stets von neuem der Zirkulation preisgibt« (MEW 23, S.168). Beim industriellen Kapital wird das zunächst in der Form der allgemeinen Ware vorliegende Gesamtkapital in einen konstanten und einen variablen Kapitalteil aufgespalten, wobei sich ersterer gegen die besondere Ware Arbeitskraft austauscht und letzterer gegen

Rohstoffe und Maschinen. Erst mit dem Verkauf der mithilfe dieser Ingredienzien geschaffenen neuen besonderen Waren und der Rückverwandlung des Kapitals in die allgemeine Ware Geld hat das industrielle Kapital seine Bewegung abgeschlossen und sein Ziel erreicht. Und auch das Handelskapital schlüpft auf dem Weg zum Profit zwischenzeitlich in die Haut besonderer Waren. Diese für den Verwertungsprozess unerlässlichen Verwandlungen heben die Sonderstellung des Geldes als Alpha und Omega der kapitalistischen Produktion aber keineswegs auf, sondern bestätigen sie nur. Erst bei der Rückverwandlung in allgemeine Ware zeigt sich, ob das Ausgangskapital nur als Kapital fungieren sollte oder ob es tatsächlich als solches fungiert hat. Die Geldform ist die eigentliche, die universelle Kapitalform, das Warenkapital, dagegen nur eine stets von Entwertung bedrohte und daher prekäre Darstellungsform.

Im dritten Band des *Kapitals* knüpft Marx an diese Grundüberlegung an. Er beginnt den fünften Abschnitt, in welchem er das zinstragende Kapital einführt, mit der Feststellung, dass dem Geld aufgrund seiner Sonderstellung als Ausgangs- und Endpunkt der Wertverwertung ein zusätzlicher Gebrauchswert zukommt, von dem seine Darstellung bis dato abstrahiert hat:

> »Geld – hier genommen als selbständiger Ausdruck einer Wertsumme, ob sie tatsächlich in Geld oder Waren existiere - kann auf Grundlage der kapitalistischen Produktion in Kapital verwandelt werden und wird durch diese Verwandlung aus einem gegebnen Wert zu einem sich selbst verwertenden, sich vermehrenden Wert. Es produziert Profit, d.h. es befähigt den Kapitalisten, ein bestimmtes Quantum unbezahlter Arbeit, Mehrprodukt und Mehrwert, aus den Arbeitern herauszuziehn und sich anzueignen. Damit erhält es, außer dem Gebrauchswert, den es als Geld besitzt, einen zusätzlichen Gebrauchswert, nämlich den, als Kapital zu fungieren. Sein Gebrauchswert besteht hier eben in dem Profit, den es, in Kapital verwandelt, produziert.« (MEW 25, S. 350f.)

Die VWL unterscheidet zwischen drei Geldfunktionen: der Funktion des Geldes als Zahlungsmittel, als Wertaufbewahrungsmittel sowie als Wertmaßstab. Damit trägt sie auf ihre Weise den unterschiedlichen Gebrauchswerten des Geldes Rechnung. Jenen Zusatzgebrauchswert, den das Geld mit Subsumtion der

sinnlich-stofflichen Reichtumsproduktion unter das Diktat der Wertverwertung erhält, seinen Gebrauchswert als potentielles Kapital, blendet die bürgerliche Ökonomik allerdings systematisch aus. Das kann sie insofern ohne weiteres, als die VWL ja kapitalistischen Reichtum mit simplem Güterreichtum verwechselt, und dieser Zusatzgebrauchswert des Geldes ferner weder in den Kaufbeziehungen auf dem Arbeitskraftmarkt noch auf den Gütermärkten realisiert wird.[9] Zwar treibt allein die Aussicht auf Profit die fungierenden Kapitalisten auf diese Märkte, trotzdem finden auf dem Güter- und dem Arbeitskraftmarkt ausschließlich Transaktionen statt, in denen der Gebrauchswert des Geldes als simples Kaufmittel genutzt wird, jedoch nie unmittelbar sein Gebrauchswert als potentielles Kapital:

> »In keinem einzelnen Moment der Metamorphose, für sich betrachtet, verkauft der Kapitalist die Ware als Kapital an den Käufer, obgleich sie für ihn Kapital vorstellt, oder veräußert er das Geld als Kapital an den Verkäufer. In beiden Fällen veräußert er die Ware einfach als Ware und das Geld einfach als Geld, als Kaufmittel von Ware.« (MEW 25, S. 354)

Eine warenproduzierende Gesellschaft ist eine Gesellschaft der Gebrauchswert-Transfers. Was die vielen besonderen Gütermarktwaren angeht, springt das unmittelbar ins Auge: »Um Ware zu produzieren muss er [der Produzent] nicht nur Gebrauchswert produzieren, sondern Gebrauchswert für andere.« (MEW 23, S. 55) Ein Apfel, eine Werkzeugmaschine, ein Taschentuch verwandeln sich nicht in Ware, weil sie für ihre *Produzenten* einen sinnlich-stofflichen Gebrauchswert hätten, sondern ihr Gebrauchswert für den potentiellen *Käufer* macht sie zur Ware. Und auch bei der Ware Arbeitskraft fallen Anwendung und Eigentum notwendigerweise auseinander. Damit sie Ware wird, darf sie für ihren Eigentümer nur Träger von Tauschwert sein, während sie ihren Gebrauchswert in den Händen des Kapitalisten entfaltet. Beim Geld endlich liegt es in der Natur seines primären Gebrauchswerts als universelles Tauschmittel, dass die Nutzung

[9] Aus dem gleichen Grund kann und muss auch Marx von diesem Gebrauchswert abstrahieren, solange er den Kreislauf des fungierenden Kapitals betrachtet, also auf den ersten 1600 Seiten seines Hauptwerkes.

dieses Gebrauchswerts unmittelbar mit dessen Weitergabe ineins fällt. Indem der Käufer dem Verkäufer eine bestimmte Geldsumme abtritt, setzt er diesen in den Stand, seinerseits diese Geldsumme als Tauschmittel zu verwenden und als Käufer aufzutreten.[10] Solange man die Welt der Gütermarktwaren und den Kreislauf des fungierenden Kapitals im Auge hat, sperrt sich jedoch ein Gebrauchswert dem Prinzip der allgemeinen Übertragbarkeit aller Gebrauchswerte: Ausgerechnet der Gebrauchswert des Geldes als potentielles Kapital bleibt dort entweder ungenutzt oder kann nur in Gestalt der Geldzahlung von dem realisiert werden, der den Gütermarkt schon im Besitz dieser Geldsumme betreten hat.

Das Kapital ist darauf programmiert, auf seinem Siegeszug alles verkäuflich zu machen und an die Stelle von Eigenproduktion und Eigennutzung marktvermittelten Reichtum zu setzen. Die Entdeckung eines neuen Gebrauchswerts an

[10] Indem der Wert einer Gütermarktware Geldgestalt annimmt, erreicht er den Zustand der universellen Austauschbarkeit. Als universelles Kaufmittel kann sich das Geld gegen sämtliche auf dem Markt befindlichen Waren austauschen. Dieser Gebrauchswert muss freilich nicht unmittelbar genutzt werden. Die universelle Austauschbarkeit des Geldes erstreckt sich auch auf besondere Waren, die noch gar nicht auf den Markt getreten sind; sie impliziert, dass eine bestimmte Summe Geldes auch morgen und übermorgen noch ihrem Besitzer als Kaufmittel dienen kann. Es bleibt diesem überlassen, ob er den Gebrauchswert als Kaufmittel sofort nutzt oder das auf einen späteren Zeitpunkt verschiebt. In diesem Fall schiebt sich vor die Nutzung des Geldes als reales Kaufmittel die Zwischennutzung als potentielles, jederzeit abrufbares Kaufmittel. Das noch nicht zum Markte getragene Geld dient als Wertaufbewahrungsmittel. Der Gebrauchswert des Geldes als Wertaufbewahrungsmittel ist vom Gebrauchswert als Kaufmittel abhängig und diesem nachgeordnet. Geld, das seinen Gebrauchswert als Kaufmittel ganz oder teilweise verlöre, verlöre damit unweigerlich auch seinen Gebrauchswert als Wertaufbewahrungsmittel.

Anders sieht es bei der Nutzung des Geldes als Rechenmittel und Wertmaßstab aus. Bei dieser nachgeordneten Gebrauchswertübertragung fehlt tatsächlich die Übertragung von einer Person auf eine andere. Das ist allerdings dem speziellen, nicht-exkludierenden Charakter dieses Gebrauchswerts geschuldet. Bei der Nutzung von Geld als Rechenmittel und Wertmaßstab wird bloß vorgestelltes Geld ideell genutzt. Der ideelle Gebrauch bloß vorgestellten Geldes setzt beim Nutzer keinen tatsächlichen Geldbesitz voraus und steht damit allen Waren- und Geldsubjekten jederzeit gleichermaßen offen. Diese Ausnahme bestätigt aber nur die Regel: Nichts kann als Ware fungieren, ohne Gebrauchswertübertragung.

einer bereits etablierten Ware hat zur Folge, dass auch dieser wieder veräußerbar gemacht wird. Die Entwicklung von Methoden, die die Nutzung von Mais für die Treibstoffproduktion erlauben, machte keineswegs die Maisbauern an der Zapfsäule zu Selbstversorgern, vielmehr verkaufen diese ihr Produkt nicht mehr nur als Futtermittel, sondern auch als Energiepflanze. Für die Ware Mais ist ein neuer Markt entstanden. Der mit der Unterwerfung der stofflichen Produktion unter das Kapital entstandene Gebrauchswert des Geldes als potentielles Kapital macht da keine Ausnahme.[11] Das Kapital hat Mittel und Wege gefunden, auch diesen veräußerbar zu machen. Während aber die Entdeckung neuer sinnlich-stofflicher Gebrauchswerte nur eine quantitative Erweiterung des Warenkosmos bedeutet, gewinnt der Kommodifizierungsprozess mit der Verwandlung potentiellen Geldkapitals in eine Ware eine ganz neue Qualität. Indem sich das Kapital in seiner Geldgestalt selber zur Ware macht, wird der Kommodifizierungsprozess selbstreferentiell, und ein ganz neuer Typus von Ware entsteht: »In dieser Eigenschaft als mögliches Kapital, als Mittel zur Produktion des Profits, wird es [das Geld] Ware, aber eine Ware sui generis.« (MEW 25, S. 351)

Gleich zu Beginn seiner Überlegungen zum zinstragenden Kapital betont Marx, dass sich die Ware Geldkapital fundamental von den auf den Gütermärkten gehandelten Waren unterscheidet und eigenen Bewegungsgesetzen folgt. Das ist freilich nicht alles. Er legt auch gleich klar, warum die Ware Geldkapital eine völlig anders strukturierte soziale Beziehung vermittelt als die Gütermarktwaren. Aufgrund ihres spezifischen Gebrauchswerts nimmt bei der Ware Geldkapital die Gebrauchswertübertragung eine ganz eigentümliche Form an, die sich ganz grundlegend von allen anderen Waren unterscheidet. Bei der Veräußerung von Geldkapital wird dessen Gebrauchswert als potentielles Kapital einerseits auf den Käufer übertragen, andererseits aber auch vom Verkäufer selber genutzt.

[11] In einer Gesellschaft, in der die Ware die omnipräsente Reichtumsform ist, ist es unvermeidbar, dass auch das Kapital selbst zur Ware wird. Deshalb hatte Marx nicht von ungefähr für Proudhon, den Urvater der heute wieder so populären Zinskritik, nur Hohn und Spott übrig. Wer die Ware als natürliche Reichtumsform akzeptiert und gleichzeitig kritisiert, dass Geld als Kapital zur Ware wird, will seinen Pelz waschen, ohne sich nass zu machen.

Die Verwandlung von Geld in mehr Geld ist der einzige Grund, warum der Eigentümer des Geldkapitals dieses überhaupt veräußert.

Dass der Käufer des Geldkapitals dank des Verkaufs über den Gebrauchswert der erworbenen Ware verfügt, ist alles andere als ungewöhnlich. Eine solche Gebrauchswertweitergabe findet bei jedem Verkauf statt. Spezifisch für die Ware Geldkapital ist dagegen, dass der Verkäufer den Gebrauchswert seiner Ware zwar weggibt, aber nur um ihn gleichzeitig für sich zu realisieren. Der Geldkapitalist verkauft die in seinem Eigentum befindliche allgemeine Ware (eben Geld), damit sie ihm als Kapital dient und sein Geld vermehrt zu ihm zurückkehrt. Es kommt also zu einer Doppelnutzung des Gebrauchswerts des Geldkapitals, und die macht aus »derselben Geldsumme [...] Kapital für zwei Personen«. (MEW 25, S.366)

In der Welt der Gütermarktwaren, wie sie Marx im ersten Band des *Kapitals* analysiert hat, herrscht eine andere Logik. Dort umfasst der Gebrauchswerttransfer im Kaufakt stets eine vollständige Übertragung der beteiligten Gebrauchswerte. Das betrifft zunächst einmal die verkauften besonderen Waren. Wer Tomaten oder Fahrräder veräußert, behält kein Fitzelchen ihres Gebrauchswerts für sich zurück. Daran ändert sich auch dann nichts, wenn kein Kauf, sondern eine Vermietung stattfindet. In diesem Fall wird nämlich nicht ein Gegenstand veräußert, sondern nur ein zeitlich befristetes Nutzungsrecht an einem Gegenstand wird Ware. Für die Dauer des Mietvertrages verzichtet der Vermieter aber auf die Eigennutzung der überlassenen Wohnfläche oder des überlassenen Autos, genauso wie der Apfelbauer auf den Verzehr des verkauften Apfels verzichtet. Und auch der Gebrauchswert des Geldes wird bei einem Gütermarktwarenkauf vollständig abgetreten. Der Käufer nutzt zwar im Kauf den Gebrauchswert des Geldes als Zahlungsmittel zunächst einmal selbst, doch indem er das tut, geht dieser Gebrauchswert vollständig und unwiederbringlich an den Verkäufer über. Dieser verlässt den Markt mit dem Geld, mit dem der Käufer den Markt betreten hat.

Außer dass zwischen Käufer und Verkäufer ein Händewechsel von Gebrauchswerten stattfindet und beide Beteiligten zu jedem Zeitpunkt exklusiv über den

jeweils in ihrem Besitz befindlichen Gebrauchswert verfügen, weist das tête-à-tête von Geld und besonderer Ware auf dem Gütermarkt noch ein zweites Charakteristikum auf: Die Geldsumme des einen und die besondere Ware des anderen repräsentieren gleich große Tauschwertquanta. Im Märchen *Hans im Glück* mag Hans seinen Goldklumpen letztlich gegen einen Stein weggeben, und auch im tatsächlichen Gütermarktgeschehen mag es immer wieder zu Übervorteilungen kommen; ihrer Grundlogik nach, darauf beharrt die Kritik der Politischen Ökonomie, stellen Gütermarktware und Geld jedoch Äquivalente dar, sprich: gleich große Werte. Diese beiden Merkmale, die Tauschwertäquivalenz von Geld und besonderer Ware sowie der Händewechsel von Gebrauchswerten, die zu jedem Zeitpunkt immer nur in der exklusiven Verfügung von Käufer oder Verkäufer stehen, macht aus dem Kauf einer Gütermarktware eine Austauschbeziehung.

Gesellschaftlich betrachtet, gehen von einem solchen als Tauschbeziehung strukturierten Kaufakt zwei Wirkungen aus: Geld zirkuliert, und die an diesem Austauschprozess beteiligte besondere Ware realisiert im Kaufakt ihren Wert. Seine Funktion als Realisationsinstanz macht den Gütermarkt für die dort gehandelten besonderen Waren zu einem Ort der Selektion. Soweit sie einen Käufer finden, erlangen die als Ergebnis isolierter Privatarbeiten entstandenen besonderen Waren Anerkennung als Bestandteile des kapitalistischen Reichtums, und ihr Wert wird als gesellschaftlich gültiger Wert bestätigt; zeigt sich der Markt hingegen ungnädig und bleiben die besonderen Waren unverkäuflich, dann bleibt ihnen die gesellschaftliche Anerkennung verwehrt, und es kommt zu einer Entwertung. Um ihren Wert zu realisieren, müssen die Gütermarktwaren erfolgreich das Nadelöhr des Verkaufs passieren. Das heißt freilich nicht, dass diese Form kapitalistischen Reichtums dort erst entstünde oder irgendeine Art von Zuwachs erführe;[12] als bloße Austauschbeziehung kann der erfolgreich vollzogene Verkauf von Gütermarktwaren den kapitalistischen Reichtum genauso wenig vergrößern, wie er die Masse des Geldes vermehrt.

---

12 Das ist auch der Grund warum Marx für diesen Vorgang den Begriff der »Realisation« eingeführt hat.

8. Ware ohne Austausch

Wie schon skizziert, hebt ein bestimmtes Merkmal die Ware Geldkapital aus der übrigen Warenwelt heraus: Als einzige Ware im gesamten Warenuniversum wird Geldkapital veräußert, damit sowohl Käufer wie Verkäufer den Gebrauchswert dieser Ware nutzen können. Diese Doppelnutzung derselben Geldsumme ist allerdings nur möglich, weil beide eine höchst eigentümliche soziale Beziehung eingehen, die sich fundamental von dem Verhältnis unterscheidet, in das Käufer und Verkäufer einer Gütermarktware zueinander treten. In seinen Eingangsüberlegungen zur Analyse des zinstragenden Kapitals versucht Marx diesen spezifischen Charakter genauer zu bestimmen. Dabei betont er gleich mehrfach, dass im Gegensatz zum Verkauf einer Gütermarktware bei der Veräußerung von Geldkapital »kein Austausch vorgeht« (MEW 25, S.359).

Und in der Tat: Beim Verkauf von Geldkapital fehlt bereits das allgemeinste und abstrakteste Merkmal jeder Austauschbeziehung. Von einer Austauschrelation kann man nur da sprechen, wo der besonderen Ware fremdes Geld oder zumindest eine andere besondere Ware gegenübertritt. Als einzige Ware im gesamten Warenuniversum lässt sich Geldkapital auch ohne ein tête-à-tête mit einer anderen Ware veräußern. Der Verkauf von Geldkapital ist stattdessen »Folge einer speziellen Abmachung zwischen Käufer und Verkäufer« (MEW 25, S.361), die allein diese Ware betrifft und die gemeinsame Nutzung ihres Gebrauchswerts regelt.

Die genauen Modalitäten dieser juristischen Abmachung können zwar im Einzelnen höchst unterschiedlich ausgestaltet sein, der zentrale Punkt ist aber immer der gleiche: Käufer und Verkäufer der Ware Geldkapital schließen einen juristischen Vertrag, der eine »Übermachung« (MEW 25, S. 353) des Geldkapitals unter Vorbehalt späterer Rückübertragung zum Inhalt hat. Das Geldkapital wird also nicht ein für allemal »weggezahlt«, sondern nur »entäußert … unter der Bedingung, nach einer bestimmten Zeitfrist erstens zu seinem Ausgangspunkt zurückzukehren, zweitens aber als realisiertes Kapital zurückzukehren«. (MEW 25, S. 356) Zunächst einmal gibt der Geldkapitalist »sein Kapital weg, überträgt es ... ohne ein Äquivalent zu erhalten« (MEW 25, S.359) an den Käu-

fer. Im Gegenzug verpflichtet sich der Käufer der Ware Geldkapital dazu, zu einem späteren Zeitpunkt eine ebenso einseitige Geldkapital-Übertragung an den Verkäufer zu leisten. Die erste einseitige Übertragung verschafft dem Käufer Zugang zum Gebrauchswert des Geldkapitals. Die Vereinbarung der zweiten gegenläufigen Übertragung sorgt dafür, dass auch der Verkäufer in den Genuss des Gebrauchswerts seines Geldkapitals gelangt. Dazu genügt freilich die bloße Rückübertragung des weggegebenen Geldbetrags allein noch nicht. Damit die Doppelnutzung des Gebrauchswerts durch Käufer und Verkäufer gewährleistet ist, muss die juristische Vereinbarung von Käufer und Verkäufer so ausgestaltet sein, dass der Käufer an den Verkäufer eine größere Geldsumme abtritt, als er von diesem vorher erhalten hat.[13]

Von zufälligen Schwankungen einmal abgesehen, umfasst der Kauf von Gütermarktwaren den Händewechsel gleichgroßer Werte. Tausch heißt Äquivalententausch. Beim Verkauf der Ware Geldkapital ist das Äquivalenzprinzip aber gleich in doppelter Hinsicht außer Kraft gesetzt. Zunächst einmal, weil bei dieser Art von Verkauf an die Stelle der gleichzeitigen wechselseitigen Übertragung von Geld und Ware zwei zeitlich getrennte *einseitige* Übertragungen treten. Aber auch als Gesamtprozess betrachtet, ist beim Verkauf von Geldkapital das Äquivalenzprinzip gesprengt. Der Verkauf hat im Gegenteil zur unabdingbaren Voraussetzung, dass sich die beiden Transaktionen nicht ausgleichen, sondern schließlich mehr Geld beim Verkäufer landet, als er weggeben hat.

Zwischen dem Verkauf der Ware Geldkapital und dem von Gütermarktwaren besteht aber noch ein anderer fundamentaler Unterschied. Als Tausch hat der Verkauf von Gütermarktwaren stets den Charakter eines einmaligen Aktes. Die

---

[13] In der Regel erfolgt diese zweite Übertragung in mehreren Schritten und nicht auf einmal. Wird Geldkapital nur befristet verkauft, also verliehen, wie beim Kredit, dann zerfällt die einseitige Übertragung von Geld vom Käufer auf den Verkäufer in zwei Elemente: in die Rückübertragung der ursprünglichen Geldsumme (Tilgung) und die Zinszahlung. Erfolgt die Überlassung von Geldkapital unbefristet, man denke etwa an den Kauf von Anteilsscheinen eines Unternehmens, fällt das Rückzahlungselement weg. Dafür fließt dem Geldkapitalverkäufer aber auch unbefristet periodisch Geld zu. Er erhält einen Anteil an den laufenden Gewinnen des Unternehmens.

Veräußerung findet zu einem bestimmten Zeitpunkt statt. Demgegenüber erfährt der Verkauf aufgrund der Zerlegung in zwei getrennte einseitige Übertragungen bei der Ware Kapital eine zeitliche Streckung. Der Verkauf ist bei dieser Sorte Ware kein punktförmiges Ereignis, sondern ein Akt, der sich über einen ganzen Zeitraum erstreckt. Die erste einseitige Übertragung des Geldkapitals vom Verkäufer auf den Käufer markiert den Beginn des Verkaufs, die letzte vereinbarte Zahlung des Käufers an den Verkäufer das Ende dieses Akts.

Der Verkauf erfährt bei der Ware Geldkapital gegenüber den Gütermarktwaren aber nicht nur eine zeitliche Streckung; mit dieser zeitlichen Streckung gewinnt die Veräußerung eine ganz neue Bedeutung im Warenleben. Auch für die Gütermarktwaren stellt der Verkauf ein Schlüsselereignis dar. Erst im Austausch gegen Geld erfährt dieser Warentypus seine gesellschaftliche Anerkennung. Eine Tomate, die als Ware produziert wurde, aber unverkäuflich bleibt, kann ihren Wert nicht realisieren und wird zum bloßen wertlosen Ding degradiert. Trotzdem reduziert sich das Warendasein nicht auf die Schicksalsstunde des Austauschs. Der erfolgreiche Verkauf bildet bei den Gütermarktwaren vielmehr eine Durchgangsstation auf einem wesentlich längeren Weg. Sämtliche Gütermarktwaren existieren schon vor dem Verkauf. Die Erzeugung der Ware und ihre Veräußerung sind bei der Gütermarktware klar geschiedene, aufeinander folgende Prozesse. Die Warenproduktion geht dem Verkauf zeitlich voraus. Das Brötchen und das Sofa müssen schon erzeugt sein, damit sie sich gegen Geld eintauschen lassen, und sie werden nur getauscht, weil sie als Produkte isolierter Privatarbeit bereits als Wertträger hergestellt wurden. Nach dem Tausch gehen Käufer und Verkäufer getrennte Wege. Das Ende ihrer ökonomischen Beziehung bedeutet freilich keineswegs schon das Ende der Gütermarktware und ihres Werts. Auf sie wartet noch eine weitere Etappe: ihre Konsumtion. Die Ware und Tauschwert vergehen keineswegs schon auf dem Ladentisch, sondern erst in der Obhut des Käufers durch die Nutzung ihres Gebrauchswerts. Der Rotwein und der Wert, den er verkörpert, verschwinden mit dem Entkorken der Flasche. Das Auto verliert sukzessive seinen Wert, indem es über die Straßen rollt. Erst der Konsum bedeutet für den Warenkörper das definitive Ende. Findet

dieser als produktives Kapital Verwendung, dann überlebt die Wertseele aber sogar noch den konsumtiven Tod ihres ursprünglichen Warenkörpers. Sie wird in der Gestalt der neuen Waren, die das anwendende Kapital produziert, wieder geboren.

Der Lebenslauf der Ware Geldkapital schnurrt dagegen auf den zum Zeitraum erweiterten Verkauf zusammen. Diese Ware existiert überhaupt nur im Zustand des Verkauftseins. Die beiden einseitigen »Übermachungen« markieren Beginn und Ende ihrer Lebenszeit. Beim Geldkapital ist die Herstellung der Ware ihrer Veräußerung nicht vorgeschaltet; beides fällt bei dieser Art von Ware vielmehr zusammen. Die Ware Geldkapital entsteht überhaupt erst, indem der Geldkapitalverkäufer Geld einseitig, unter dem juristisch fixierten Vorbehalt der Rückübertragung, an den Käufer weggibt. Zwar existiert das Geld, das der Geldkapitalist in spe verkaufen möchte, bereits vor seinem Verkauf und unabhängig von diesem, aber nur als simples Geld, nicht als Ware Geldkapital. Diese Metamorphose erfolgt erst, indem der Verkäufer mit dem Käufer in Beziehung tritt. Jeden Tag werden Abermillionen von Gütermarktwaren verkauft. Noch nie hat die Begegnung von Käufer und Verkäufer auf diesen Märkten aber der Warenwelt einen neuen Bewohner geschenkt. Bei den Geld- und Kapitalmärkten handelt es sich dagegen um Waren-erzeugende Märkte. Für die Ware Geldkapital ist der Markt also nicht nur Realisationsinstanz, sondern zugleich ihre Produktionssphäre. Aber nicht nur ihre Geburt verschiebt sich bei der Ware Geldkapital in die Zirkulation hinein, sondern auch ihr Tod. Sowohl für den Käufer wie für den Verkäufer verliert die Geldsumme mit dem Ende des Verkaufs ihren Gebrauchswert als Kapital. Diese Ware haucht dementsprechend ihr Leben schon in dem Moment aus, in dem ihre Realisation ihren Abschluss findet und die in der Abmachung zwischen Käufer und Verkäufer vorgesehene Rückübertragung von Geldkapital vom Käufer auf den Verkäufer vollständig umgesetzt ist.

Es genügt, an einen Kredit zu denken, um sich diese vom Standpunkt der Gütermarktware aberwitzig anmutende Konstellation zu vergegenwärtigen. Solange das Geld beim späteren Kreditgeber brach herumliegt, ist es simples Geld. Erst mit der Kreditgewährung verwandelt es sich in die Ware Geldkapital. Die

laufende Tilgung lässt den Umfang des noch verkauften Geldkapitals sukzessive schrumpfen. Mit der letzten Tilgungszahlung ist dieses Exemplar einer Geldkapitalware schließlich ganz verschwunden.[14] Der Geldkapitalist hat zwar sein Geld wieder in der Hand und sogar Zinsen eingeheimst, aber dort fungiert es nicht mehr als Geldkapital, sondern hat sich in simples Geld zurückverwandelt. Nur ein abermaliger Verkauf kann ihm seinen Gebrauchswert als Geldkapital zurückgeben. Diese Art von Ware hat demnach überhaupt keine andere Existenzform als die Beziehung von Käufer und Verkäufer. Während die Gütermarktwaren erst in der Konsumtion erlöschen, verschwindet die Ware Geldkapital mit dem Ende der Beziehung, die sie zwischen Käufer und Verkäufer vermittelt hat. Mit anderen Worten: Während der Schlussakkord im Leben der Gütermarktware ihre Konsumtion ist und die Realisation nur eine Durchgangsstation darstellt, ist für die Ware Geldkapital schon die Realisation die Endstation.[15]

Die Ware Geldkapital weist eine ganze Reihe von Eigentümlichkeiten auf. Sie alle haben einen gemeinsamen Ausgangspunkt: die Doppelnutzung des Gebrauchswerts der gleichen Geldsumme durch Käufer und Verkäufer. So sehr dieser Unterschied die von den Gütermarktwaren vertrauten Verhältnisse auch durcheinander wirbelt, in einer Hinsicht besteht kein Unterschied zwischen der Ware Geldkapital und den Gütermarktwaren: Für das Gebrauchswertpotential einer Ware ist die Zahl der Nutzer unerheblich. Einer Flasche Mineralwasser ist kein Tropfen mehr zu entlocken, nur weil zwei Menschen ihre Gläser füllen wollen und nicht nur einer. Der sekundäre Gebrauchswert des Geldes als potentielles fungierendes Kapital, der die Grundlage der Metamorphose von Geldkapital zu einer eigenen Ware bildet, macht da keine Ausnahme. Auch er lässt sich nur einmal realisieren: »Der Profit wird nicht verdoppelt durch das

[14] Der Ausdruck Tilgung bringt schön auf den Punkt, was die Realisation bei der Ware Geldkapital bedeutet, nämlich ihre Annullierung und damit ihr Verschwinden.

[15] Bei den Gütermarktwaren ist die Realisation identisch mit dem Austausch, bzw. der Zahlung; bei der Ware Geldkapital mit den einseitigen Übertragungen vom Käufer auf den Verkäufer. Die einleitende einseitige Übertragung vom Verkäufer auf den Käufer erzeugt die Ware Geldkapital.

doppelte Dasein derselben Geldsumme als Kapital für zwei Personen«. (MEW 25 S. 366)

Damit beide diesen Gebrauchswert des Geldkapitals nutzen können, müssen Käufer und Verkäufer der Ware Geldkapital den möglichen Profit unter sich aufteilen. Operiert ein fungierendes Kapital mit seinem eigenen Geldkapital, behält es den Profit ganz. Operiert es mit Leihkapital, dann spaltet sich der Profit in Zins und Unternehmergewinn auf. So platt und banal dieses Gebrauchswert-splitting auch ist, umso verrückter sind seine Folgen auf der Tauschwertseite. Aufgrund der Teilung des Gebrauchswerts existiert der abstrakte Reichtum, den die Ausgangsgeldsumme repräsentiert, plötzlich doppelt. Einmal für ihren Käufer und einmal für ihren Verkäufer. Warum der Käufer kapitalistischen Reichtum in Händen hält, wissen wir schon. Er verfügt über den ursprünglichen Geldbetrag, den der Geldkapitalist an ihn weggegeben hat. Bei ihm ist die Ursprungsgeldsumme gelandet. Der Geldkapitalist hat sein Geld aber nicht verschenkt. Er hat sich für das weggegebene Geld einen juristischen Anspruch auf Geld gegenüber dem Käufer eingehandelt. Dieser monetäre Anspruch stellt nun sein Kapital dar, ein Kapital, das neben dem ursprünglichen Kapital existiert. Dieses Kapital gewordene gespenstische Spiegelbild des ursprünglichen Kapitals, das Marx als fiktives Kapital bezeichnet, verschwindet erst mit der Abgeltung der Ansprüche des Geldkapitalisten wieder.

9. Zweierlei Spiegelbild

Die Weggabe unter juristisch fixiertem Vorbehalt verwandelt das abgetretene potentielle Geldkapital also nicht nur in eine Ware; durch die Veräußerung des Geldkapitals entsteht gleichzeitig in den Händen des Geldkapitalverkäufers ein Duplikat des veräußerten Geldkapitals. Damit ist die akkumulationstheoretisch alles entscheidende Frage aber noch nicht beantwortet: Welche Bedeutung kommt diesem Duplikat zu? Entsteht mit ihm ein selbstständiges Kapital, das eine eigene Bewegung vollführt, oder bleibt das Abbild ökonomisch passiv und hat keine Eigenbedeutung im Wirtschaftsleben? Existiert das Duplikat also nur

in der Privatperspektive der beiden am Verkauf der Ware Geldkapital beteiligten Personen, oder stellt es auch gesamtkapitalistisch betrachtet zusätzliches Kapital dar? Die Antwort auf die Frage hängt davon ab, welchen Grundtyp von Kapitalduplikat man im Auge hat. Ist von Kapitalduplikaten die Rede, die bis zu ihrer schließlichen Einlösung die Hand des Geldkapitalverkäufers niemals verlassen können, oder um solche, die selber Warencharakter annehmen und auf eigenen Märkten zirkulieren, wie etwa Staatspapiere oder Aktien?

Solange der monetäre Anspruch untrennbar an der Person des Geldkapitalverkäufers haftet und sich nicht an Dritte abtreten lässt (z.B. bei einem Privatkredit), nimmt nur das dem Geldkapitalkäufer überlassene Ursprungskapital am Wirtschaftskreislauf teil. Das Kapitalduplikat bleibt stumm und starr neben dem wirtschaftlichen Prozess liegen, bis es schließlich mit dem Rückfluss des Geldkapitals zu seinem ursprünglichen Besitzer wieder verschwindet. Diese ökonomische Passivität kommt nicht von ungefähr, sondern entspringt dem Charakter dieses Kapitalduplikats. Es existiert nur als vertragliche Vereinbarung zwischen zwei besonderen Personen und bleibt damit genauso ein dem kapitalistischen Reichtum erzeugenden wirtschaftlichen Prozess äußerliches, juristisches Phänomen wie ein Ehevertrag oder ein Erbanspruch. Dementsprechend stellt das Kapitalduplikat zwar als Garant künftiger Geldeingänge vom Privatstandpunkt des Geldkapitalverkäufers Kapital dar; für den kapitalistischen Gesamtprozess existiert aber nach wie vor nur ein Kapital, nämlich das weitergeleitete Ausgangskapital.

Ganz anders sieht es aus, sobald das Spiegelbild des Ursprungskapitals die Gestalt einer Kapitalmarktware annimmt. Mit der Verwandlung in eine handelbare Ware verwandelt sich die Zahlungsverpflichtung in eine innerökonomische Größe und gewinnt gesamtkapitalistische Bedeutung. In diesem Fall hat sowohl das Ursprungskapital teil an der gesamtgesellschaftlichen Waren- und Kapitalzirkulation als auch sein Spiegelbild. Als Kauf eines handelbaren Zahlungsversprechens gewinnt die beim Verkauf der Ware Geldkapital eintretende Duplizierung eine neue Qualität: Das Ausgangskapital existiert jetzt nicht nur doppelt, sondern existiert nun vor allem *innerhalb* der kapitalistischen Ökono-

mie doppelt. Das wiederum hat akkumulationstheoretisch weitreichende Folgen. Die als Kapitalmarktwaren im Umlauf befindlichen Zahlungsversprechen stellen, gesamtkapitalistisch betrachtet, nämlich genauso vollgültiges Kapital dar wie das fungierende Kapital. Die tatsächliche Wertakkumulation bei der Produktion von Gütermarktwaren ist also nicht die einzige denkbare Quelle, aus der sich die gesamtgesellschaftliche Kapitalakkumulation speisen kann. Auch die Vermehrung von Kapitalduplikaten in Kapitalmarktwarengestalt kommt als Träger des gesamtkapitalistischen Akkumulationsprozesses infrage.

In der kapitalistischen Wirklichkeit kommen beide Typen von Kapitalduplikaten vor. Die Kapitalmarktwaren sind seit dem 19. Jahrhundert freilich zur dominierenden Form aufgestiegen, während nicht übertragbare monetäre Ansprüche längst nur noch eine marginale Rolle spielen. Selbst personengebundene Eigentumstitel können heutzutage ein mehr oder weniger handelbares Kapital darstellen, z.B. wenn eine Bank den Eigentumstitel als Sicherheit akzeptiert. Dann wird dieser gewissermaßen verflüssigt und nimmt so am Wirtschaftsgeschehen teil. Eine weitere Möglichkeit ist auch der Verkauf eines solchen Eigentumstitels an ein Inkassobüro – eine gängige Praxis bei hartnäckigen Rückzahlungsschwierigkeiten. Diese Verschiebung hin zu den Kapitalmarktwaren ist mehr als nur zufällig: Sie liegt in der Logik kapitalistischer Entwicklung. Die Durchsetzungsgeschichte des Kapitalverhältnisses ist bekanntlich identisch mit dem Siegeszug der Warenform. Dieser Prozess macht auch vor der Ware Geldkapital nicht halt. Warum hätte er ausgerechnet die bei der Veräußerung von Geldkapital entstehenden Kapitalduplikate außen vor lassen sollen?

Logisch betrachtet, ist die Kapitalmarktware als die entwickeltere Form des Kapitalduplikats Ergebnis eines zweistufigen Kommodifizierungsprozesses. Zuerst wird aus Geld in seiner Funktion als Geldkapital eine eigene Ware; in einem zweiten Schritt verwandeln sich dann auch die bei der Veräußerung von Geldkapital entstehenden Kapitalduplikate in Waren. Die Marx'sche Darstellung im dritten Band des *Kapitals* bricht mit dem ersten Teil dieses Doppelschritts ab. Bei seiner Analyse des zinstragenden Kapitals abstrahiert Marx konsequent von der Möglichkeit der Verwandlung von monetären Ansprüchen in eine eigene

Art von Ware. Im 24. Kapitel, das den Kreislauf des zinstragenden Kapitals beschreibt, verfolgt er allein den weiteren Weg des weggegebenen Geldkapitals. Er kann das, weil er dort die monetären Ansprüche als rein juristische Größen – und damit als personengebundene Eigentumstitel – fasst, die dementsprechend keine eigene innerökonomische Bewegung vollführen. In der marxistischen Diskussion wird diese ökonomische Passivität fälschlicherweise als eine für jede Art von Eigentumstitel allgemeingültige Bestimmung verstanden. In Wirklichkeit trifft Marx aber lediglich aus methodischen Gründen eine vereinfachende Annahme, die typisch ist für seine Art, im *Kapital* zu argumentieren. Das Absehen von den eigentlichen Kapitalmarktwaren erlaubt es ihm, die Verwandlung von Geldkapital in eine Ware für sich zu betrachten und damit den Übergang von der Welt des fungierenden Kapitals zum Finanzüberbau.

Von dieser Vorgehensweise lässt sich freilich weder darauf schließen, dass Marx die Existenz von handelbaren Eigentumstiteln entgangen wäre, noch dass er für deren Charakter und als innerökonomische Größe blind gewesen wäre. Das wird spätestens bei der Lektüre jener leider nicht mehr systematisch in die Darstellung integrierten Passagen deutlich, in denen Marx im dritten Band des *Kapitals* über die Beschränkung seiner Analyse auf nicht handelbare Eigentumstitel hinausgeht und beispielsweise das Aktienwesen kurz streift. Weit davon entfernt, diesen Kapitalduplikaten ihr ökonomisches Eigengewicht abzusprechen, betont er gerade deren Eigenleben:

> »Die Eigentumstitel auf Gesellschaftsgeschäfte, Eisenbahnen, Bergwerke etc. sind [...] zwar [...] Titel auf wirkliches Kapital. Indes geben sie keine Verfügung über dies Kapital. Es kann nicht entzogen werden. Sie geben nur Rechtsansprüche auf einen Teil des von demselben zu erwerbenden Mehrwerts. Aber diese Titel werden ebenfalls papierne Duplikate des wirklichen Kapitals, wie wenn der Ladungsschein einen Wert erhielte neben der Ladung und gleichzeitig mit ihr. Sie werden zu nominellen Repräsentanten nicht existierender Kapitale. Denn das wirkliche Kapital existiert daneben und ändert durchaus nicht die Hand dadurch, daß diese Duplikate die Hände wechseln. Sie werden zu Formen des zinstragenden Kapitals, weil sie nicht nur gewisse Erträge sichern, sondern auch, weil durch Verkauf

> ihre Rückzahlung als Kapitalwerte erhalten werden kann. Soweit die Akkumulation dieser Papiere die Akkumulation von Eisenbahnen, Bergwerken, Dampfschiffen etc. ausdrückt, drückt sie Erweiterung des wirklichen Reproduktionsprozesses aus, ganz wie die Erweiterung einer Steuerliste z.B. auf Mobilareigentum die Expansion dieses Mobilars anzeigt. Aber als Duplikate, die selbst als Waren verhandelbar sind und daher selbst als Kapitalwerte zirkulieren, sind sie illusorisch, und ihr Wertbetrag kann fallen und steigen ganz unabhängig von der Wertbewegung des wirklichen Kapitals, auf das sie Titel sind.« (MEW 25, S. 494)

10. Kapitalmarktwaren – Waren 2ter Ordnung

An jedem Verkauf auf den Gütermärkten sind zwei Waren beteiligt: das Geld, die allgemeine Ware, und ein Träger eines bestimmten Gebrauchswerts, eine besondere Ware. Bei der Veräußerung von Geldkapital gegen einen nicht übertragbaren monetären Anspruch wird die allgemeine Ware als potentielles Kapital verkauft, ohne einer besonderen Ware gegenüberzutreten. Gleichzeitig wechselt der Geldbesitzer seine Funktion. Während auf den Gütermärkten der Geldbesitzer stets als Käufer firmiert, hat er bei diesem speziellen Verkauf den Part des Verkäufers inne. Die Verwandlung der Eigentumstitel in handelbare Waren stellt in zweierlei Hinsicht die von den Gütermärkten vertrauten Verhältnisse wieder her. Zum einen treten wie auf den Gütermärkten beim Verkauf die allgemeine Ware und eine besondere Ware in Beziehung zueinander. Zum anderen findet sich der Besitzer der allgemeinen Ware wieder in der gewohnten Position als Käufer wieder, weil er mit dem Eigentumstitel eine Ware kauft. Allerdings handelt es sich dabei um einen ganz besonderen Typus von Ware; daher kann nicht von einer Rückkehr zu der in der Welt der Gütermarktwaren herrschenden sozialen Beziehung die Rede sein.

Zunächst einmal existiert diese Abteilung des Warenkosmos überhaupt nur aufgrund der Verwandlung des Geldkapitals in eine Ware. Die dort gehandelten Waren stellen also einen abgeleiteten Warentypus dar: Waren 2ter Ordnung. Während auf den Gütermärkten eine bunte Vielfalt verschiedenster Gebrauchs-

werte umgeschlagen wird, herrscht auf diesem Markt absolute Monotonie. Auf den Geld- und Kapitalmärkten tummeln sich ausschließlich Waren mit ein und demselben Gebrauchswert: Ihr Kauf stellt ihren Käufern die Verwandlung von Geld in mehr Geld in Aussicht. Vor allem aber schlägt sich der sonderbare Ursprung dieser Waren in ihren besonderen Eigenschaften nieder. Als Spiegelbilder der Ware Geldkapital bieten sie nicht nur ihren potentiellen Käufern deren Gebrauchswert, darüber hinaus weisen sie auch all die Merkwürdigkeiten auf, die wir schon an dieser Ware entdeckt haben. Das betrifft zunächst einmal den eigentümlichen Lebenslauf: Wie schon die Ware Geldkapital, so existieren auch die Waren 2ter Ordnung nur im Zustand des Verkauftseins. Sie entstehen mit ihrem Erstverkauf, um mit ihrer Realisierung zu verschwinden. Als Spiegelbild des ursprünglichen Geldkapitals haben die Waren 2ter Ordnung aber nicht nur ihren Preis, sie stellen, solange ihre Verkäuflichkeit nicht bedroht ist, gültiges gesellschaftliches Kapital dar. Dieses Kapital bildet sich zusätzlich zum ursprünglichen Geldkapital des Geldkapitalverkäufers mit der Emission dieser Ware, um sich mit deren Realisierung wieder aufzulösen.

11. Die übersehene Dimensionen des Kapitalfetischs

In der kapitalistischen Gesellschaft treten nicht die Menschen bewusst in Beziehung zueinander, sondern ihre Arbeitsprodukte vermitteln den sozialen Zusammenhang. Marx bezeichnet diese Verkehrung als Fetischismus. Das Problem des Fetischs könnte man als das Leitmotiv der Kritik der Politischen Ökonomie bezeichnen. Schon im 1. Kapitel des *Kapitals* macht sich Marx an die Dechiffrierung des *Warenfetischs* und dessen entfaltete Form, des *Geldfetischs.* Im dritten Band des *Kapitals* schließlich kommt er im Zusammenhang mit seiner Darstellung des zinstragenden Kapitals auf die letzte der drei aufeinander aufbauenden Fetischformen zu sprechen, den *Kapitalfetisch.*

All diese Fetischgestalten haben gemeinsam, dass der reale gesellschaftliche Vermittlungszusammenhang für die Protagonisten unsichtbar wird und sich für

sie stattdessen als Eigenschaft von Dingen darstellt. Im Kapitalfetisch ist diese Verrücktheit, wie Marx betont, auf die Spitze getrieben. Die Verwandlung von Geld in mehr Geld, das Ergebnis komplexer sozialer Beziehungen, erscheint in der Gestalt des zinstragenden Kapitals als eine dem Geld von Natur aus anhaftende Eigenschaft:

> »Das Kapital erscheint als mysteriöse und selbstschöpferische Quelle des Zinses, seiner eignen Vermehrung. Das Ding (Geld, Ware, Wert) ist nun als bloßes Ding schon Kapital, und das Kapital erscheint als bloßes Ding; das Resultat des gesamten Reproduktionsprozesses erscheint als eine, einem Ding von selbst zukommende Eigenschaft [. . .] Im zinstragenden Kapital ist daher dieser automatische Fetisch rein herausgearbeitet, der sich selbst verwertende Wert, Geld heckendes Geld, und trägt es in dieser Form keine Narben seiner Entstehung mehr. Das gesellschaftliche Verhältnis ist vollendet als Verhältnis eines Dings, des Geldes, zu sich selbst. [...] Es wird ganz so Eigenschaft des Geldes, Wert zu schaffen, Zins abzuwerfen, wie die eines Birnbaums, Birnen zu tragen. Und als solches zinstragendes Ding verkauft der Geldverleiher sein Geld.« (MEW 25, S. 405)

In dieser häufig zitierten Passage hat Marx eine ganz bestimmte Dimension des Kapitalfetischs im Auge, nämlich wie sich der reale gesellschaftliche Vermittlungszusammenhang im herrschenden Bewusstsein darstellt und darstellen muss. Das gesellschaftliche Vermittlungsverhältnis, das Kapital erst zu Kapital macht, ist dort ausgelöscht. Die Verwandlung von Geld in mehr Geld, die in Wirklichkeit das Resultat ganz spezifischer sozialer Beziehungen ist, erscheint stattdessen als eine dem Kapital in seinen verschiedenen Darstellungsformen innewohnende Natureigenschaft. Dabei wird unsichtbar, dass erst die Beziehung zur Arbeitskraft und ihrer Mehrwert schöpfenden Potenz aus dem fungierenden Kapital sich verwertenden Wert macht. Daher die Imagination, die sachlichen Produktionsmittel würden aus sich heraus Wert hervorbringen. Diese fetischistische Vorstellung hat zwei Stützen. Zum einen das kapitalistische Kommando über die Arbeitskraft – ein Punkt, den Marx bereits im ersten Band des *Kapitals* entwickelt. Weil das fungierende Kapital sich die lebendige Arbeit einverleibt und unterwirft, stellen sich die Produktivkräfte der Arbeit als Produktivkräfte

des Kapitals dar. Damit erscheint im bürgerlichen Denken, das nicht zwischen Gebrauchswert und Tauschwert unterscheidet, auch der besondere Gebrauchswert der Arbeitskraft, Mehrwert erzeugen zu können, als eine dem Kapital als solchem innewohnende Potenz. Im dritten Band des *Kapitals* tritt ein zusätzlicher Gesichtspunkt ins Blickfeld. Das fungierende Kapital scheint mit der natürlichen Fähigkeit zur Selbstvermehrung ausgestattet zu sein, weil das herrschende Denken die besondere Bewegung des zinstragenden Kapitals in das fungierende Kapital hineinprojiziert. Indem Geldkapital Ware wird, steht jedem Geldbesitzer die Möglichkeit offen, sein Geld ohne den Umweg über die Produktion von Gütermarktwaren zu vermehren. Diese mit der Existenz des zinstragenden Kapitals gegebene Tatsache wird zur Natureigenschaft von jedwedem Geldkapital mystifiziert und damit auch dem fungierenden Kapital zugeschrieben, das ja seine Laufbahn stets in Geldgestalt beginnt und beschließt.

So richtig und wichtig diese Kritik des notwendigen falschen Bewusstseins auch ist, der Kapitalfetisch hat noch eine weitere Dimension, die in der Marx'schen Darstellung zwar angelegt, aber noch nicht ausformuliert ist. Unsere Analyse hat diese Dimension sichtbar gemacht: Das Auftreten von Kapitalmarktwaren macht den Kapitalfetisch zum Realfetisch. Natürlich kann sich Geld nicht aus sich selbst heraus vermehren, sondern nur als Resultat gesellschaftlicher Verhältnisse. Die Mehrwertabpressung bei der Produktion von Gütermarktwaren stellt aber keineswegs die einzige soziale Beziehung dar, der Kapital entspringen kann. Die soziale Beziehung zwischen dem Emittenten und dem Verkäufer einer Ware 2ter Ordnung entpuppt sich auf ihre ganz eigene verrückte Weise ebenfalls als kapitalbildend. Mit der Vermehrung dieser Waren 2ter Ordnung hat sich das Kapital eine von vorausgegangener Wertverwertung unabhängige Quelle der Kapitalakkumulation geschaffen, und zwar nicht nur vom Standpunkt des Einzelkapitals aus, sondern gesamtgesellschaftlich betrachtet. Als der spezifische Fetisch der Waren 2ter Ordnung wird der Kapitalfetisch zu einer handfesten materiellen Gewalt mit weitreichenden akkumulationstheoretischen Konsequenzen: Das Auftreten dieses neuen Warentypus sprengt nämlich die Deckungsgleichheit von Wert- und Kapitalakkumulation!

Leider hat es die marxistische Diskussion bis dato versäumt, die Marx'sche Kritik der Politischen Ökonomie weiterzutreiben, und legt sich über dieses zweite Moment des Kapitalfetischs keine Rechenschaft ab. Stattdessen macht sie sich das VWL-Axiom zu eigen, Kapitalakkumulation und Wertakkumulation seien dasselbe. Solange man mit dieser unvollständigen Kapitalfetischanalyse, dem finanzmarktdominierten Akkumulationsregime zu Leibe rückt, bleiben dessen Mysterien ein Buch mit sieben Siegeln. Schlimmer noch: Ausgerechnet die Berufung auf die vom Wald- und Wiesenmarxismus weitgehend ignorierte Fetischkritik kann dann sogar als höhere theoretische Rechtfertigung für die Ignoranz gegenüber dem realen kapitalistischen Prozess herhalten. Elmar Altvater etwa verkündet allen Ernstes ex cathedra:

> »Die oft angenommene Entkopplung der monetären von der realen Ökonomie ist eine große Illusion, dem Fetischismus von Geld und Kredit geschuldet, dem blendenden Schein – als ob die hohen Renditen aus den Finanzbeziehungen selbst stammten, aus den Banktresoren geholt werden könnten und nicht in der realen Wirtschaft produziert werden müssten« (Altvater 2008).

Mit der Berufung auf die Marx'sche Fetischkritik suggeriert Altvater, er würde sich vom radikal formkritischen Standpunkt der Politischen Ökonomie aus gegen die herrschende Sicht wenden. In Wirklichkeit vertritt er jenen Wald- und Wiesenmarxismus, der die Marx'sche Fetischkritik noch nie ernst genommen hat. Am entscheidenden Punkt, der Mystifizierung der »Realwirtschaft« zur vermeintlich einzigen Quelle der Kapitalschöpfung, deckt sich Altvaters Argumentation dementsprechend völlig mit dem Ammenmärchen aus den VWL-Lehrbüchern. Beide setzten umstandslos tatsächliche Wertakkumulation und Kapitalakkumulation gleich. Als Fetisch der Ware 2ter Ordnung besteht der Kapitalfetisch aber nicht in dem falschen *Schein*, wonach Kapital sich auch ohne vorgängige Verwertung durch die Produktion von Gütermarktwaren bilden könnte; stattdessen bewirkt der besondere Fetisch der Kapitalmarktwaren, dass sich Kapitalbildung *tatsächlich* von vorgängiger Wertproduktion ablösen kann.

Die mit dem Auftreten von Kapitalmarktwaren entstehende zusätzliche Fetischdimension lässt sich auf einen kurzen Nenner bringen. Bei der Ausgabe von Kapitalmarktwaren kommt es zu einer Verkehrung in der zeitlichen Abfolge von Wert- und Mehrwertproduktion einerseits und Kapitalbildung andererseits. Mit der erfolgreichen Platzierung einer Ware 2ter Ordnung auf den Kapitalmärkten stellt sich *künftiger Wert* bereits *heute als Kapital* dar, und zwar gesamtgesellschaftlich betrachtet. Produktive Arbeit, die noch gar nicht geleistet ist und möglicherweise auch nie geleistet werden wird, nimmt Kapitalgestalt an. *Kapitalbildung beruht hier also nicht auf Wertproduktion, sondern ist das Resultat von Wertantizipation*.

Im Börsenjargon ist gelegentlich davon die Rede, auf den Geld- und Kapitalmärkten würde mit »Zukunft« gehandelt. In dieser Phrase scheint eine Ahnung von dem Geheimnis auf, das hinter der von der Finanzindustrie getragenen Kapitalakkumulation steckt. Die VWL, die für das wirtschaftliche Ganze zuständige Disziplin, ist indes nicht in der Lage, die in dieser Phrase aufscheinende zeitliche Umkehrung mit ihren Kategorien auch nur ansatzweise zu fassen zu bekommen. Warum – das liegt eigentlich auf der Hand. Die VWL setzt abstrakten Reichtum mit simplem Güterreichtum gleich. In der Welt des Güterreichtums herrscht aber unhintergehbar die immergleiche zeitliche Logik: Etwas muss erst einmal hergestellt werden, bevor es genutzt werden kann. Ein noch nicht geschriebenes Computerprogramm kann niemand auf seinem Rechner installieren, in einem erst im Planungsstadium befindlichen Haus lässt sich schlecht wohnen. An dieser zeitlichen Reihenfolge ändert sich auch dann nichts, wenn sich das Kapital der Güterproduktion bemächtigt und aus ihr Warenproduktion macht. Der in den Gebrauchswert von Gütermarktwaren verwandelte sinnlich stoffliche Reichtum steht nach wie vor erst am Ende der Produktion. Ein Teppich, der nächste Woche gewebt werden soll, stellt genauso wenig einen Gebrauchswert dar, wie ein halbmontiertes Auto. Weil der Gebrauchswert nun einmal der Träger des Tauschwerts ist, gilt diese zeitliche Abfolge selbstverständlich auch für den eigentlichen Inhalt des in der Gestalt von Gütermarktwaren existierenden Reichtums. In der Bewegung des fungierenden Kapitals reproduziert sich

dementsprechend die in der Welt des sinnlich-stofflichen Reichtums herrschende zeitliche Abfolge. Erst müssen Waren produziert und erfolgreich verkauft werden, dann erst lässt sich der neu geschaffene Wert akkumulieren. Von einem Standpunkt, der den kapitalistischen Gesamtreichtum mit dem Gesamtreichtum an Gütermarktwaren gleichsetzt, versteht sich ganz von alleine, dass auch der gesamtkapitalistische Akkumulationsprozess nur nach diesem Muster funktionieren kann. Eine Mehrung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals, die auf noch gar nicht produziertem Wert beruht, erscheint als genauso aberwitzig wie die Vorstellung, man könne Birnen von einem noch gar nicht gepflanzten Baum ernten.

Aber abstrakter Reichtum ist nun einmal etwas ganz anderes als simpler Güterreichtum. In der Natur steht die Birnenernte selbstverständlich erst am Ende eines langen Prozesses, der mit dem Pflanzen des Birnbaumsetzlings beginnt. In der Fetischwelt der Waren 2ter Ordnung gelten andere Gesetze. Dort ist diese Absurdität Realität. Die Kapitalmärkte werden ausschließlich von Vertretern jener Wunderflora besiedelt, bei der die Frucht zum Pflücken und Verspeisen zur Verfügung steht, bevor der Birnbaumsetzling überhaupt Wurzeln geschlagen hat.

Literatur

Altvater, Elmar (2008): Nicht tot zu kriegen, http://www.das-kapital-lesen.de/?p=66

Baecker, Dirk (2008): Womit handeln Banken?, Frankfurt/M. 2008

Candeias, Mario (2008: Krise im oder des neoliberalen Finanzkapitalismus?, Rosa-Luxemburg-Stiftung, September 2008, http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Themen/Wirtschaft/Candeias300908.pdf

Chesnais, François (2004): Das finanzdominierte Akkumulationsregime: theoretische Begründung und Reichweite, in: Zeller, Christian (Hg.): Die globale Enteignungsökonomie. Münster, S. 217-254

Marx, Karl (1970): Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses, Frankfurt, Verlag Neue Kritik 1970

MEW 23 = Marx, Karl (1983a): Das Kapital, Band 1, Marx-Engels-Werke Bd. 23, Berlin 1983

MEW 25 = Marx, Karl (1986): Das Kapital, Band 3, Marx-Engels-Werke Bd. 25, Berlin 1986

MEW 42 = Marx, Karl (1983b): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, in: Marx-Engels-Werke Bd. 42, Berlin 1983

Samuelson, Paul A. (1981): Volkswirtschaftslehre 1, Köln 1981

Stobbe, Alfred (1994): Volkswirtschaftliches Rechnungswesen, Berlin; Heidelberg; New York 1994

Zeise, Lucas: Ende der Party, Köln 2008

Julian Bierwirth

Henne und Ei

Der Wert als Einheit von Handlung und Struktur

Zusammenfassung

Die Auseinandersetzung um das Verhältnis von Handlung und Struktur prägt die sozialwissenschaftliche Theoriebildung seit ihrer Entstehung im 19. Jahrhundert. Dabei wird die Wertkritik zumeist der strukturtheoretischen Seite zugeschlagen. Häufig wird ihr vorgeworfen, sie reduziere die handelnden Subjekte auf bloße Anhängsel der warengesellschaftlichen Totalität. Tatsächlich jedoch ist der kapitalistische Formzusammenhang keinesfalls bloß eine »soziale Struktur«, die das Handeln determiniert, sondern eine bestimmte Form der Vergesellschaftung, die sich über ein historisch-spezifisches Verhältnis von Privatheit und Gesellschaftlichkeit konstituiert, in welchem der Widerspruch zwischen Struktur und Handlung angelegt ist.

Der vorliegende Beitrag stellt einen ersten Versuch dar, dieses widersprüchliche Verhältnis zu entschlüsseln. Ausgehend von der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie zeichnet er zunächst nach, dass die allgemeine Warenproduktion auf der logischen Voraussetzung einer Zersplitterung des gesellschaftlichen Zusammenhangs in vereinzelte Einzelne beruht. Die produzierten Güter werden nur deshalb zu Waren, weil sie, wie Marx zeigt, das Resultat voneinander unabhängiger Privatarbeiten sind. Weil sich somit der gesellschaftliche Zusammenhang in der widersprüchlichen Form der allgemeinen Verfolgung privater Interessen konstituiert, nehmen die gesellschaftlichen Beziehungen die Form eines Verhältnissen von Dingen an, die sich den Einzelnen gegenüber verselbstständigen.

Einleitung

Die Wertkritik steht in dem Ruf, eine strukturalistische Schlagseite zu haben. Die handelnden Subjekte, die durch ihr Handeln die gesellschaftlichen Verhältnisse hervorbringen, so der Vorwurf, tauchten im besten Fall als Anhängsel einer totalitären gesellschaftlichen Struktur auf. Tatsächlich liegt diese Interpretation zunächst einmal nahe. Zum einen, weil die Wertkritik in der Tradition der Kritischen Theorie steht und diese tatsächlich die Unterordnung der Individuen unter die gesellschaftliche Totalität zu ihrem (wenn auch kritischen) Ausgangspunkt gemacht hat; zum anderen aber auch, weil sich viele Texte der frühen Wertkritik noch bis in die 1990er Jahre hinein durchaus so lesen lassen, als würde hier ein Determinismus der wertförmigen Gesellschaftsstruktur angenommen. Doch bereits in der ersten Hälfte der 1990er Jahre begann die Auseinandersetzung um die Konstitution des modernen Subjekts und seiner Ich-Identität innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft.

Zentral für die wertkritische Theoriebildung war dabei das Verständnis der historischen Spezifik der gleichursprünglichen Konstitution von warenproduzierender Gesellschaft und den vereinzelten HandlungsträgerInnen. Die Spezifik des Kapitalismus besteht nicht nur in der Wertform als Ausdruck des kapitalistischen Produktionsverhältnisses, sondern zugleich in der Vereinzelung der kapitalistischen Handlungsmonaden. Der logische Zusammenhang eines Verständnisses vom Kapitalismus als spezifischer Gesellschaftsform und die damit einhergehende Konstitution von gesellschaftlicher Struktur und individueller Handlungsperspektive soll im Folgenden anhand der Marx'schen *Kritik der Politischen Ökonomie* nachgezeichnet werden.

1. Die Eigentümlichkeit des privaten Interesses

Marx beginnt seine Analyse im *Kapital* mit der Darstellung der Besonderheit, mit der die kapitalistische Gesellschaft sich von nicht-kapitalistischen Sozialformationen abgrenzt. Er bezeichnet die »Gesellschaften, in welchen kapitalistische

Produktionsweise herrscht«, als den zentralen Gegenstand seiner Kritik (vgl. MEW 23, S. 49). Damit liefert er bereits einen ersten Anhaltspunkt über die Besonderheit dieser Gesellschaft: Sie ist in erster Linie durch ihre Produktionsweise charakterisiert. Marx wendet sich daher den Ergebnissen der kapitalistischen Produktion zu, den Waren.

Im Rahmen der Auseinandersetzungen um das Marx'sche Werk in den letzten Jahrzehnten wurde oftmals angemerkt, dass es sich bei der Warenproduktion um eine spezifisch kapitalistische Produktionsweise handelt (vgl. Backhaus 2011, Heinrich 2003, Elbe 2008). In anderen Gesellschaften hingegen sei die Produktion durch andere Parameter strukturiert. Das ist sicherlich richtig, lädt jedoch gleichzeitig dazu ein, an einem anderen Missverständnis festzuhalten: dass nämlich die Produktion als solche die Determinante jeder Gesellschaft sei.[1] Tatsächlich handelt es sich aber bereits um ein Spezifikum des kapitalistischen Weltsystems, demzufolge der Produktion eine zentrale Rolle im sozialen Gefüge zukommt.

> »Diese sakrale Rolle der Produktion aber ist nichts weniger als eine überzeitliche, von der ›menschlichen Natur‹ gesetzte Konstante. [...] Das unbedingte ›Primat der Produktion‹ verbindet die bürgerliche Epoche keineswegs mit allen vorgängigen und künftigen Gesellschaftsformationen. Die Apotheose des Produzenten zum eigentlichen gesellschaftlichen Menschen macht gerade das Besondere an der entwickelten Warengesellschaft aus. Die kapitalistische Gesellschaft gesellt sich daher keineswegs [...] zu den übrigen historischen Typen von Produktionsgesellschaften; sie ist vielmehr in einem durch und durch totalitären Sinne die Produktionsgesellschaft par excellence. Jahrtausendelang war die Erzeugung von stofflichem Reichtum an die Erfüllung ebenso klar wie eng umrissener konsumtiver Bedürfnisse gekoppelt. Erst unter der Ägide des Kapitals verselbständigt sich die

1 Diese Annahme geht zurück auf das Stufenmodell des Historischen Materialismus. Hier wird davon ausgegangen, dass die Welt von einer über alle historischen Epochen hinwegreichenden geschichtlichen Fortschrittsdynamik ergriffen sei, die sich im Wesentlichen durch die Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen charakterisieren lasse. Zur wissenschaftshistorischen Einordnung und Kritik des Historischen Materialismus vgl. Höner 2004.

> Produktion zu einer eigenständigen, von anderen Lebensäußerungen systematisch abgegrenzten Sphäre, reißt sich gleichzeitig von der Kette und avanciert zum zentralen Medium von Gesellschaftlichkeit. Für die kapitalistische Gesellschaft läßt sich tatsächlich von einem ›Primat der Produktion‹ sprechen. Diese Vorherrschaft ist jedoch gerade das Kritikable an dieser Vergesellschaftungsform und macht deren (selbst)zerstörerische Potenz aus.« (Lohoff 1993, S. 119)

Lediglich innerhalb warenproduzierender Gesellschaften ist es angebracht, die Produktion und ihre Widersprüchlichkeiten in den Blick zu nehmen; denn von hier aus lässt sich paradigmatisch die spezifische Konstellation der gesellschaftlichen Beziehungen im Kapitalismus dechiffrieren.

Marx beginnt seine Untersuchung über die kapitalistische Produktion mit der Tätigkeit des Produzierens, der Arbeit, und ihrem stofflichen Ergebnis, der Ware. Beide zeichnen sich durch eine doppelte Bestimmung aus, die Marx »Doppelcharakter« nennt. Die Ware, so Marx, sei einerseits Wert, andererseits Gebrauchswert. Die Arbeit stelle sich dar einerseits als konkrete Arbeit und andererseits als abstrakte Arbeit. Als konkrete oder nützliche Arbeit bezeichnet Marx die Tatsache, dass sich aufgrund der qualitativ je unterschiedlichen Arbeiten qualitativ je unterschiedliche Gebrauchsmöglichkeiten ergeben: »Die Arbeit, deren Nützlichkeit sich so im Gebrauchswert ihres Produkts oder darin darstellt, daß ihr Produkt ein Gebrauchswert ist, nennen wir kurzweg nützliche Arbeit« (MEW 23, S. 56). Der Gebrauchswert ist bei ihm dementsprechend bestimmt als die »Nützlichkeit eines Dings« (MEW 23, S. 49).

Im Kapitalismus ist es nun aber nicht nur so, dass die Dinge lediglich nützliche Gebrauchsgegenstände sind.[2]Sie zeichnen sich darüber hinaus als Waren dadurch aus, gegen andere Waren tauschbar zu sein. Diese Austauschbarkeit, so Marx, sei nun aber nichts anderes als die beständige Gleichsetzung der Waren. Diese Gleichsetzung wiederum sei nur möglich, wenn diese Waren tatsächlich etwas Gleiches enthielten. Und dieses Gleiche könne gerade nicht ihr Gebrauchswert

2 Bereits die Wahrnehmung von Dingen als allgemeinen Objekten zum allgemeinen Gebrauch, der der Charakterisierung eines Gegenstandes als Gebrauchswert innewohnt, ist ein Charakteristikum der kapitalistischen Moderne. Vgl. hierzu Bierwirth 2013

sein, denn der ist für jede einzelne Ware gerade unterschiedlich: »Sieht man nun vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten« (MEW 23, S. 52). Nur dass diese Abstraktion eben auch voraussetzt, von der konkreten Nützlichkeit der Arbeit zu abstrahieren. Die Arbeit selbst ist »reduziert auf gleiche menschliche Arbeit, abstrakt menschliche Arbeit« (ebd.). Und eben diese Abstraktion, in der die Tätigkeit nicht mehr in ihrer qualitativen (nützlichen) Dimension gilt, sondern lediglich als bloße »Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ohne Rücksicht auf die Form ihrer Verausgabung« (ebd.), bringt die allgemeine Austauschbarkeit der Waren hervor. Sie gelten als Waren und haben einen Wert, gerade weil »in ihrer Produktion menschliche Arbeitskraft verausgabt, menschliche Arbeit aufgehäuft ist« (ebd.).[3]

Im Rahmen seiner Wertformanalyse diskutiert Marx nun einige Besonderheiten, die sich durch die gesellschaftliche Praxis der Warenproduktion ergeben. Nachdem er zunächst aufgezeigt hat, dass Wert und Gebrauchswert unterschiedliche Dimensionen von Reichtum in der kapitalistischen Gesellschaft beschreiben, untersucht er nun, inwieweit diese Dimensionen aufeinander verwiesen sind. Er bezeichnet diese Besonderheiten als »Eigentümlichkeiten« und benennt ihrer drei. Sie alle entstehen durch die Notwendigkeit, die allgemeine Austauschbarkeit von Ware und Arbeit in einem konkreten Etwas ausdrücken zu müssen. Der auf abstrakte Arbeit zurückgehende Wert einer Ware lasse sich jedoch nicht durch den ebenfalls auf abstrakte Arbeit zurückgehenden Wert einer anderen Ware ausdrücken. Um gesellschaftlich wirksam zu werden, müsse der Wert direkt auf die »Gegenständlichkeit« anderer Waren bezogen werden:

> »Indem z.B. der Rock als Wertding der Leinwand gleichgesetzt wird, wird die in ihm steckende Arbeit der in ihr steckenden Arbeit gleichgesetzt. [...] Es genügt indes nicht, den spezifischen Charakter der Arbeit auszudrücken, woraus der Wert der Leinwand besteht. Menschliche Arbeitskraft im flüssigen Zustand oder menschliche Arbeit bildet Wert, aber ist nicht Wert. Sie wird Wert in geronnenem Zustand, in gegenständlicher Form. Um den

[3] vgl. auch Bierwirth 2011

> Leinwandwert als Gallerte menschlicher Arbeit auszudrücken, muß er als eine ›Gegenständlichkeit‹ ausgedrückt werden, welche von der Leinwand selbst dinglich verschieden und ihr zugleich mit andrer Ware gemeinsam ist.« (MEW 23, S. 65f.)

Die abstrakte Allgemeinheit der Arbeit kann sich also nicht in sich selber darstellen, sondern braucht dazu die »Gegenständlichkeit« - und das heißt eben: die konkrete »Stofflichkeit« eines (anderen) Gebrauchswertes: »Der Wert der Ware Leinwand wird daher ausgedrückt im Körper der Ware Rock, der Wert einer Ware im Gebrauchswert der andren« (MEW 23, S. 66).

Obwohl Marx also den Gebrauchswert und den Wert strikt voneinander scheidet, so verweist er doch auf ihr gegenseitiges Aufeinanderbezogensein. Ganz ausdrücklich hält er zudem diese Notwendigkeit als Besonderheit fest: »Die erste Eigentümlichkeit, die bei Betrachtung [...] auffällt, ist diese: Gebrauchswert wird zur Erscheinungsform seines Gegenteils, des Werts« (MEW 23, S. 70). Und was für die Ware gilt, gilt auch für die warenproduzierende Tätigkeitsform, die Arbeit:

> »Um z.B. auszudrücken, daß das Weben nicht in seiner konkreten Form als Weben, sondern in seiner allgemeinen Eigenschaft als menschliche Arbeit den Leinwandwert bildet, wird ihm die Schneiderei, die konkrete Arbeit, die das Leinwand-Äquivalent produziert, gegenübergestellt als die handgreifliche Verwirklichungsform abstrakt menschlicher Arbeit. Es ist also eine zweite Eigentümlichkeit der Äquivalentform, daß konkrete Arbeit zur Erscheinungsform ihres Gegenteils, abstrakt menschlicher Arbeit wird« (MEW 23, S. 72f).

Diese Verkehrung impliziert jedoch eine Bedingung, die Marx selber im Rahmen seiner Analyse im Kapital nicht systematisch einführt, sondern unterschwellig im Rahmen seiner Diskussion um den »Doppelcharakter der in den Waren dargestellten Arbeit« hat einfließen lassen. Er diskutiert hier das Verhältnis von Arbeitsteilung im Allgemeinen und Arbeitsteilung in der Warenproduktion. Dabei betont er, dass Warenproduktion zwar eine spezifische Form der Arbeitsteilung darstelle, aber keineswegs mit Arbeitsteilung überhaupt gleichgesetzt

werden könne. »In der altindischen Gemeinde« etwa und auch »in jeder Fabrik« werde zwar arbeitsteilig produziert, die einzelnen Produkte würden aber nicht als Waren aufeinander bezogen. Denn: »Nur Produkte selbständiger und voneinander unabhängiger Privatarbeiten treten einander als Waren gegenüber.« (MEW 23, S. 56f)

Die Warenproduktion selbst hat somit eine Voraussetzung: Die produzierten Güter werden nur deshalb zu Waren, weil die sie produzierenden Arbeiten »selbständige […] und voneinander unabhängige […] Privatarbeiten« sind. Diese Bestimmung bedarf weiterer Erläuterungen, auf die Marx jedoch zunächst verzichtet. Im Rahmen der Wertformanalyse kommt er auf sie zurück:

> »Indem aber diese konkrete Arbeit, die Schneiderei, als bloßer Ausdruck unterschiedsloser menschlicher Arbeit gilt, besitzt sie die Form der Gleichheit mit andrer Arbeit, der in der Leinwand steckenden Arbeit, und ist daher, obgleich Privatarbeit, wie alle andre, Waren produzierende Arbeit, dennoch Arbeit in unmittelbar gesellschaftlicher Form. Ebendeshalb stellt sie sich dar in einem Produkt, das unmittelbar austauschbar mit andrer Ware ist. Es ist also eine dritte Eigentümlichkeit der Äquivalentform, daß Privatarbeit zur Form ihres Gegenteils wird, zu Arbeit in unmittelbar gesellschaftlicher Form.« (MEW 23, S. 73)

Die Arbeit ist so beides zugleich: Sie repräsentiert gesellschaftliche Allgemeinheit und den Standpunkt der Privatarbeit. Jene, die Allgemeinheit repräsentierende Arbeit, hat zugleich den Charakter privater Arbeit. Und umgekehrt ist der Standpunkt der Privatheit und der in privater Form verrichteten Arbeit gleichzeitig der Standpunkt der gesellschaftlichen Allgemeinheit. Arbeit ist im Kapitalismus darauf bezogen, Waren zu produzieren. Sie existiert als Privatarbeit nur, um mit anderen Privatarbeiten gleichgesetzt zu werden und so die Wert-Vergesellschaftung zu konstituieren.

Denn das im Kapitalismus gültige »Primat der Produktion« besteht ja nicht darin, dass Menschen Dinge für sich produzieren, sondern vielmehr darin, dass sie ihre Produkte losschlagen müssen, um an ihrer statt nun Waren zu erstehen, die ihnen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dienen sollen. Ihre privat produ-

zierten Produkte sind Waren, und als solche können sie für ihre ProduzentInnen nur von Nutzen sein, wenn sie verkauft werden:

> »Die Ware ist Gebrauchswert, [...] aber als Ware ist sie zugleich nicht Gebrauchswert. Wäre sie Gebrauchswert für ihren Besitzer, d.h. unmittelbar Mittel zur Befriedigung seiner eignen Bedürfnisse, so wäre sie nicht Ware. [...] Für ihn ist sie Gebrauchswert nur noch als Tauschwert. Als Gebrauchswert muß sie daher erst werden, zunächst für andere. [...] Andererseits muß sie Gebrauchswert für ihn selbst werden, denn außer ihr, in den Gebrauchswerten fremder Waren, existieren seine Lebensmittel. Um als Gebrauchswert zu werden, muß die Ware dem besonderen Bedürfnis gegenübertreten, wofür sie Gegenstand der Befriedigung ist.« (MEW 13, S. 28f., Hervorh. i. Orig.)

In eben diesem Sinne hat Marx es als »Eigentümlichkeit« ausgewiesen, dass private Arbeit immer auch gesellschaftliche Allgemeinheit konstituiere. Sie wird in ihrer Konkretheit gerade dadurch konstituiert, dass sie für die Einzelnen den Charakter einer äußeren Sachnotwendigkeit annimmt. »Notwendig« wird die Sache durch die oben bereits erwähnte Tatsache, dass die Menschen ihre sozialen Beziehungen lediglich mittelbar als isolierte Privatproduzenten herstellen.

Innerhalb einer an Marx anknüpfenden Gesellschaftskritik hat vor allem Moishe Postone die Bedeutung der Arbeit als Medium der Vermittlung gesellschaftlicher Verhältnisse im Kapitalismus in den Blick genommen. Er schreibt:

> »In der warenförmigen Gesellschaft sind die Vergegenständlichungen der Arbeit des Einen die Mittel, um von Anderen produzierte Güter zu erwerben. Man arbeitet, um andere Produkte zu erwerben. Das Produkt des Einen dient den Anderen als Gut: als Gebrauchswert. Es dient dem Produzenten als Mittel, um die Arbeitsprodukte der Anderen zu erwerben. In genau diesem Sinne ist ein Produkt eine Ware: es ist zugleich ein Gebrauchswert für die Anderen und ein Tauschmittel für den Produzenten.« (Postone 2003, S. 231)

Postone arbeitet das instrumentelle Verhältnis der Tauschpartner und die darin liegende systematische Trennung der Privatproduzenten deutlich heraus. Dabei

rekonstruiert er die Marx'sche Kritik unter dem Aspekt, dass die eigene Arbeit im Kapitalismus als Voraussetzung dafür gilt, auf die Arbeit anderer zugreifen zu können:

> »Dies bedeutet, daß die Arbeit des Einen eine zweifache Funktion hat: einerseits ist sie eine spezifische Art der Arbeit, die besondere Produkte für Andere produziert. Andererseits dient Arbeit, unabhängig von ihrem besonderen Inhalt, dem Produzenten als Mittel, die Produkte Anderer zu erwerben. Mit anderen Worten: in der warenförmigen Gesellschaft wird Arbeit auf ganz besondere Weise zum Mittel, Güter zu erwerben. Hinsichtlich der Produkte, die die Käufer dank ihrer Arbeit erwerben, abstrahieren sie von der Besonderheit der Arbeit der Produzenten. Es besteht keine innere Beziehung zwischen der spezifischen Beschaffenheit der verausgabten Arbeit und der spezifischen Beschaffenheit des Produkts, das mittels dieser Arbeit erworben wird« (ebd.).

Auf diese Weise, so Postone, konstituiert die Arbeit mit ihrem Doppelcharakter von konkreter und abstrakter Arbeit eine soziale Beziehung, in der die privaten ProduzentInnen als vereinzelte Einzelne gesetzt sind. Im Verhältnis der Privatproduzenten hat die Arbeit rein instrumentell vermittelnden Charakter:

> »*Arbeit selbst konstituiert eine gesellschaftliche Vermittlung anstelle transparenter gesellschaftlicher Verhältnisse*. Eine neue Form von Interdependenz entsteht: Niemand konsumiert, was er produziert, und dennoch fungiert die Arbeit des Einen – oder deren Produkte – als das notwendige Mittel, um Produkte von Anderen zu erhalten. Damit besetzen die Arbeit und ihre Produkte im Resultat die Funktion der Vermittlung anstelle manifester gesellschaftlicher Verhältnisse. [...] Im Kapitalismus vermitteln sich die Arbeit und ihre Produkte selbst: sie sind gesellschaftlich, sich selbst vermittelnd. Diese Form gesellschaftlicher Vermittlung ist einzigartig« (ebd., S. 232; Hervorh. i. Orig.).

Für Postone bedeutet diese Form gesellschaftlicher Vermittlung, dass die soziale Praxis im Kapitalismus als Prozess analysiert werden muss, in dem die privaten ProduzentInnen mit ihrem privaten Interesse in ein strukturelles Verhältnis

gesetzt werden zu einer sich durch diese Setzung ergebende und durch das Handeln der ProduzentInnen sich reproduzierende gesellschaftliche Dynamik.

Marx hat zum Verhältnis gleichsam privater und gesellschaftlich-allgemeiner Produktion bereits in den *Grundrissen* einige Überlegungen angestellt, die seine im *Kapital* nur angedeutete Analyse präzisieren. Er nimmt dort die oft diskutierte Differenz von warenproduzierenden und nicht-warenproduzierenden Sozietäten[4] zum Ausgangspunkt seiner Darstellung. Die »festen persönlichen (historischen) Abhängigkeitsverhältnisse« würden im Kapitalismus abgelöst durch »die allseitige Abhängigkeit der Produzenten voneinander« (MEW 42, S. 89). Diese »allseitige Abhängigkeit« entstehe dadurch, dass die PrivatproduzentInnen nicht die Dinge produzieren, die sie selber zum Leben brauchen, sondern lediglich Waren, die sie gegen andere Arbeitsprodukte einzutauschen gedenken:

> »Die Produktion sowohl jedes einzelnen ist abhängig von der Produktion aller andern; als die Verwandlung seines Produkts in Lebensmittel für ihn selbst abhängig geworden ist von der Konsumtion aller andern. [. . .] Diese wechselseitige Abhängigkeit ausgedrückt in der beständigen Notwendigkeit des Austauschs und in dem Tauschwert als allseitigem Vermittler« (MEW 42, S. 89f.).

Dass Marx in den *Grundrissen* die Differenzierung von Wert und Tauschwert noch nicht vorgenommen hat, ändert nichts an seiner bereits hier erreichten Erkenntnis, dass die privat produzierenden Individuen und die im (Tausch-)Wert ausgedrückte gesellschaftliche Allgemeinheit einander zugehörige und nur miteinander denkbare Formbestimmungen des warenproduzierenden Kapitalismus sind.

Die Tatsache, dass Menschen unabhängig voneinander im privaten Interesse privater Arbeit nachgehen und über diese Arbeit ihre Gesellschaftlichkeit herstellen, macht für Marx das Spezifikum der kapitalistischen Produktion aus. Diese gesellschaftliche Formbestimmung, die den Standpunkt der vereinzelten Einzelnen ebenso wie deren gesellschaftliche Vermittlung über Arbeit und Ware voraussetzt und hervorbringt, nennt Marx »Wert«.

---

[4] vgl. Bierwirth 2013

2. Fetischismus: Verkehrung und Mystifizierung

Marx selber präzisiert sein Verständnis zum Verhältnis von Privatstandpunkt und gesellschaftlicher Allgemeinheit, wenn er den »Fetischcharakter der Warenwelt« analysiert:

> »Gebrauchsgegenstände werden überhaupt nur Waren, weil sie Produkte voneinander unabhängig betriebner Privatarbeiten sind. Der Komplex dieser Privatarbeiten bildet die gesellschaftliche Gesamtarbeit. Da die Produzenten erst in gesellschaftlichen Kontakt treten durch den Austausch ihrer Arbeitsprodukte, erscheinen auch die spezifisch gesellschaftlichen Charaktere ihrer Privatarbeiten erst innerhalb dieses Austausches. Oder die Privatarbeiten betätigen sich in der Tat erst als Glieder der gesellschaftlichen Gesamtarbeit durch die Beziehungen, worin der Austausch die Arbeitsprodukte und vermittelst derselben die Produzenten versetzt. Den letzteren erscheinen daher die gesellschaftlichen Beziehungen ihrer Privatarbeiten als das, was sie sind, d.h. nicht als unmittelbar gesellschaftliche Verhältnisse der Personen in ihren Arbeiten selbst, sondern vielmehr als sachliche Verhältnisse der Personen und gesellschaftliche Verhältnisse der Sachen.« (MEW 23, S. 87)

Marx bringt hier die Handelnden ins Spiel.[5] Die »Produzenten« verrichten »Privatarbeiten«, und diese bilden ihrerseits »die gesellschaftliche Gesamtarbeit.«[6]

---

[5] Innerhalb der Neuen Marx-Lektüre gilt oftmals das 2. Kapitel des *Kapital* als das erstmalige Auftreten der HandlungsträgerInnen. Marx schreibt hier: »Die Waren können nicht selbst zu Markte gehn und sich nicht selbst austauschen. Wir müssen uns also nach ihren Hütern umsehn, den Warenbesitzern« (MEW 23, 99). Diese Einschätzung übersieht jedoch, dass die Waren vor ihrem Tausch produziert werden müssen und auch hierfür also »Handlungen« notwendig sind.

[6] Der direkte Kontakt dieser privaten Produzenten erfolgt jedoch erst »durch den Austausch ihrer Arbeitsprodukte«, weshalb die Gesellschaftlichkeit der privaten Produktion erst hier »erscheinen« kann. Dass die Gesellschaftlichkeit erst im Austausch erscheint, bedeutet nun aber keinesfalls, dass sie erst hier entstehen würde. Erscheinen und somit eine »Erscheinungsform« haben kann nur etwas, das vorher bereits gesellschaftliche Relevanz hatte. Vgl. Postone 2003, S. 257 – 265 sowie zur Begriffsbestimmung Heinrich 2008

Hier schließt Marx ganz offensichtlich an seine Überlegungen zur »dritten Eigentümlichkeit« an. Er betont nun, dass die durch den Bezug der Privatarbeiten aufeinander entstehenden Verhältnisse den Handelnden »als das, was sie sind« erscheinen würden, nämlich als ein versachlichtes Verhältnis, in dem die Gesellschaftlichkeit der Menschen erst über den Umweg der Sachen (oder präziser: der Waren) hergestellt wird. Dieser Zustand, so Marx, sei zu unterscheiden von dem, was er als »unmittelbar gesellschaftliche Verhältnisse der Personen« bezeichnet.

Doch auch wenn die Verselbständigung der gesellschaftlichen Verhältnisse den Menschen erscheint, bedeutet das noch nicht, dass ihnen die Bedeutung bzw. der Konstitutionszusammenhang dieser Verselbständigung klar ist. »Es steht«, so Marx, »dem Werte nicht auf der Stirn geschrieben, was er ist. Der Wert verwandelt vielmehr jedes Arbeitsprodukt in eine gesellschaftliche Hieroglyphe«. (vgl. MEW 23, S. 88) Auf diese Weise verschleiert der Kapitalismus das »Wesen« der gesellschaftlichen Beziehungsform, die in der Vermittlung der Privatarbeiten besteht, zu einem »sachlichen Verhältnis der Personen«. Die historische Spezifik dieses Verhältnisses erscheint den Menschen als überhistorischer Zusammenhang immer gleicher Vergesellschaftungsprinzipien. Er wird ihnen zur zweiten Natur:

> »Was nur für diese besondre Produktionsform, die Warenproduktion, gültig ist, daß nämlich der spezifisch gesellschaftliche Charakter der voneinander unabhängigen Privatarbeiten in ihrer Gleichheit als menschliche Arbeit besteht und die Form des Wertcharakters der Arbeitsprodukte annimmt, erscheint, vor wie nach jener Entdeckung, den in den Verhältnissen der Warenproduktion Befangenen ebenso endgültig, als daß die wissenschaftliche Zersetzung der Luft in ihre Elemente die Luftform als eine physikalische Körperform fortbestehn läßt.« (MEW 23, S. 88)

Die gleichursprüngliche Konstitution erscheint daher zunächst nicht als eben diese, sondern als überhistorisches Gegenüber von individuellen HandlungsträgerInnen einerseits und gesellschaftlicher Struktur andererseits.

Marx hat in der weiteren dialektischen Entwicklung im Kapital die Logik des modernen Fetischismus im Hinblick auf die Gegenüberstellung von Ware und Geld diskutiert. Er hat gezeigt, wie wir bereits gesehen haben, dass sich der Wert einer Ware nur darüber darstellen kann, dass er sich auf den konkreten

Warenkörper einer anderen Ware bezieht. Durch diesen Prozess wird aber von der konkreten Besonderheit der einzelnen Ware abstrahiert. Die Ware wird mit etwas gleichgesetzt, das sie nicht ist – und gleichzeitig doch ist. Um diesen Widerspruch Wirklichkeit werden zu lassen, braucht es eine »allgemeine Ware«, über die diese Operation bewerkstelligt werden kann – das Geld (vgl. Backhaus 2011 [1997], S. 52ff.). Der Austauschprozess ist der Ort, an dem das Geld »produziert« wird, wie Marx sagt:

> »Er produziert eine Verdopplung der Ware in Ware und Geld, einen äußeren Gegensatz, worin sie ihren immanenten Gegensatz von Gebrauchswert und Wert darstellen. In diesem Gegensatz treten die Waren als Gebrauchswerte dem Geld als Tauschwert gegenüber. Andrerseits sind beide Seiten des Gegensatzes Waren, also Einheiten von Gebrauchswert und Wert. Aber diese Einheit von Unterschieden stellt sich auf jedem der beiden Pole umgekehrt dar und stellt dadurch zugleich deren Wechselbeziehung dar.« (MEW 23, S. 119)

Auf diese Weise erzeugt die Widersprüchlichkeit der kapitalistischen Binnenkategorie »Wert« ihre Erscheinungsformen: Ware und Geld. Da die privat verausgabte Arbeit der kapitalistischen Arbeitssubjekte nur deshalb verausgabt wird, um die Arbeitsprodukte auszutauschen und darüber die gesellschaftliche Vermittlung herzustellen, muss sich in der Warengesellschaft neben den vielen besonderen Waren auch die allgemeine Ware, das Geld, konstituieren. Die je besonderen Waren tauschen sich jeweils gegen ein entsprechendes Äquivalent »Geld« ein. In der Gegenüberstellung von Waren und Geld erscheint es daher so, als seien die Waren lediglich durch ihre Besonderheit, das Geld jedoch durch seine Funktion zur Herstellung gesellschaftlicher Synthesis charakterisiert. Insofern stellen sich die gesellschaftlichen Beziehungen im Kapitalismus den Menschen auf fetischistische Weise dar, eine Weise, in der die widersprüchliche Konstellation der warenproduzierenden Ordnung zugleich reflektiert und verschleiert wird. Die Marx'sche Kritik der Politischen Ökonomie enthält daher eine erkenntnistheoretische Dimension. Sie versucht zu zeigen, wie die Gleichzeitigkeit von Verschleierung und Reflexion vonstatten geht:

> »Die erkenntnistheoretische Dimension der Marxschen Kritik ist dem ganzen Kapital immanent, wurde aber nur im Rahmen seiner Warenanalyse entschlüsselt dargestellt. Seine Kategorien sollen verstanden werden als gleichzeitige Ausdrucksformen besonderer verdinglichter gesellschaftlicher Beziehungen und Denkweisen. Dies unterscheidet sie wesentlich von der Hauptströmung marxistischer Tradition, in der die Kategorien als Bestimmungen einer ›ökonomischen Basis‹ begriffen werden und das Denken als Überbauphänomen aufgefaßt wird, das sich aus Klasseninteressen und -bedürfnissen ableitet. [...] Andererseits steht der von Lukács, der Frankfurter Schule und Sohn-Rethel weiterentwickelte Marxsche Ansatz jenen einseitigen Reaktionen auf den traditionellen Marxismus entgegen, die jeden ernst zu nehmenden Versuch aufgegeben haben, Denkformen historisch zu erklären und jeden Ansatz in solche Richtung als ›Reduktionismus‹ ablehnen.« (Postone 2005, S. 183)

Ausgehend von diesen bei Marx – und in Anlehnung an Marx bei Postone – vorfindbaren Überlegungen kann das in der sozialwissenschaftlichen Debatte gängige Problem von Handlungs- und Strukturtheorie als fetischistisches Denken dechiffriert werden: Das gemeinsam durch eine spezifische Gesellschaftsform Konstituierte wird als äußerliches, überhistorisches Gegenüber von Handlung und Struktur gedeutet.

Marx löst den Widerspruch der Handlungs- und Strukturdichotomie auf, indem er auf der Spezifik der kapitalistischen Gesellschaftsform beharrt, die den Hintergrund dieser Dichotomie bildet. Gerade weil diese zu den ihr vorhergehenden Gesellschaften eine qualitative Differenz markiert und uns als eigenständige Gesellschaftsform gegenübertritt, kann er die Unterscheidung von zwei verschiedenen Betrachtungen der kapitalistischen Gesellschaft einführen.

Die eine zielt ab auf die Betrachtung der historischen Genese dieser Gesellschaftsform. Sie kann zeigen, in welcher Reihenfolge die in ihr wirkmächtigen Kategorien historisch entstanden sind und inwieweit sie sich zu dieser Zeit in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung von der Funktion unterschieden haben, die sie heute in der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft einnehmen. Die andere hingegen zielt auf die systematisch-logische Darstellung der Kategorien

ab, die sie innerhalb dieser einmal entwickelten Gesellschaftsformation haben (vgl. MEW 42, S. 36ff.). In dieser Darstellungsweise fungieren die einzelnen Momente gleichsam als »Daseinsformen, Existenzbestimmungen« (MEW 42, S. 40), sind weder Mikro noch Makro, sondern ein dialektisch vermitteltes Verhältnis gegenseitiger Konstitution. Innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft theoretisiert Marx Handlung und Struktur daher auch nicht als Verhältnis, sondern als Identität. Der Wert ist nichts anderes als die soziale Beziehungsstruktur der vereinzelten Einzelnen. Privatarbeit ist nichts weiter als »Arbeit in unmittelbar gesellschaftlicher Form« (MEW 23, S. 59). Beide sind weder aufeinander bezogene Entitäten noch verschiedene Aspekte eines komplexen Ganzen - sie sind das komplexe Ganze. Das betont auch Marx, wenn er in den *Grundrissen* schreibt:

> »Die wechselseitige und allseitige Abhängigkeit der gegeneinander gleichgültigen Individuen bildet ihren gesellschaftlichen Zusammenhang. Dieser gesellschaftliche Zusammenhang ist ausgedrückt im Tauschwert, worin für jedes Individuum seine eigene Tätigkeit oder sein Produkt erst eine Tätigkeit und ein Produkt für die Gesellschaft wird« (MEW 42, S. 90).

Der gesellschaftliche Zusammenhang ist also gerade die Vereinzelung der auf ihre Privatinteressen zurückgeworfenen Subjekte. Diese werden nicht einer von ihnen unabhängigen gesellschaftlichen Allgemeinheit unterworfen – ihre Vereinzelung ist vielmehr identisch mit ihrer Gesellschaftlichkeit. Mit dieser Vereinzelung sind aber gleichursprünglich objektive Formen der »Verwirklichung« der Privatinteressen gesetzt, wie die Sphäre des Rechts, der Politik oder auch die durch den Wert konstituierte Struktur der abstrakten Zeit, um nur einige wesentliche Bereiche zu nennen.

Die Diskussion um den Primat von Subjektivität oder Objektivität für die Erklärung gesellschaftlicher Verhältnisse bleibt jedoch hinter dieser Erkenntnis zurück. Sie reißt die Pole eines zusammengehörigen Ganzen auseinander und versucht im Nachhinein, sie in ihrem Verhältnis zueinander zu bestimmen. Dass die spezifische gesellschaftliche Voraussetzung dieser Polarität mit diesem Vorgehen gar nicht erst in den Blick kommen kann, liegt, wie oben gezeigt, an der Konstitution fetischistischer Verhältnisse in der Warengesellschaft. Das

impliziert, dass soziale Verhältnisbestimmungen, die an die kapitalistische Gesellschaftsformation gebunden sind (wie etwa die Subjekt-Objekt-Dichotomie oder das Handlungs-Struktur-Schema) als natürliche Ordnungen erscheinen. Daher erscheinen den Individuen die entfremdeten, versachlichten Verhältnisse auch nicht als durch ihr Handeln hervorgebracht – sondern ganz schlicht als eine Sache, als ein dingliches Verhältnis, das ohne Zutun menschlicher Aktivität einfach da ist.

Der Wert konstituiert sich also als allgemeines Verhältnis der Privatinteressen und verschleiert gleichsam seine Konstitution. Auch Moishe Postone betont diesen Aspekt:

> »Als Objekt drückt die Ware soziale Verhältnisse aus und verschleiert sie zugleich. Diese Verhältnisse haben keine andere, davon unabhängige Ausdrucksform. Durch diese Form der Vergegenständlichung gewinnen die gesellschaftlichen Verhältnisse des Kapitalismus ein quasi-objektives Eigenleben. Sie bilden eine ›zweite Natur‹, ein System von Herrschaft und Zwängen, das – obwohl gesellschaftlich – unpersönlich, sachlich und ›objektiv‹ ist und deshalb natürlich zu sein scheint. Diese gesellschaftliche Dimension bestimmt die Waren und ihre Produktionsweise.« (Postone 2005, S. 182f.)

»Objektivität« in diesem Sinne meint also stets etwas gesellschaftlich Geschaffenes. Auf diese Weise entstehen im Kapitalismus soziale Zwänge, die als entsprechender Wirkmechanismus mehr sind als bloße Ideologie. Dass diese Zwänge dann jedoch zunächst als ungesellschaftliche Notwendigkeiten erscheinen, gegen die sich nichts ausrichten ließe, fällt demgegenüber in den Gegenstandsbereich der Ideologiekritik.

Den Hintergrund der Form dieser gesellschaftlichen Objektivität, die sich in der Ware ausdrückt und gleichzeitig das soziale Verhältnis der Warengesellschaft verschleiert, bildet – das sei hier nochmals betont - die Vermittlung gesellschaftlicher Verhältnisse über die Arbeit:

> »Der gesellschaftliche Charakter der Tätigkeit, wie die gesellschaftliche Form des Produkts, wie der Anteil des Individuums an der Produktion,

> erscheint hier als den Individuen gegenüber Fremdes, Sachliches; nicht als das Verhalten ihrer gegeneinander, sondern als ihr Unterordnen unter Verhältnisse, die unabhängig von ihnen bestehn und aus dem Anstoß der gleichgültigen Individuen aufeinander entstehn. Der allgemeine Austausch der Tätigkeiten und Produkte, der Lebensbedingung für jedes einzelne Individuum geworden, ihr wechselseitiger Zusammenhang, erscheint ihnen selbst fremd, unabhängig, als eine Sache. Im Tauschwert ist die gesellschaftliche Beziehung der Personen in ein gesellschaftliches Verhalten der Sachen verwandelt; das persönliche Vermögen in ein sachliches.« (MEW 42, S. 91)

Marx argumentiert hier weder, dass Entfremdung[7] und Versachlichung ein bloßer Schein wären, noch argumentiert er, dass sie die Individuen äußerlich unterwerfen würden. Zwar verweist er darauf, dass die Verhältnisse »unabhängig von ihnen« und ihren individuellen Handlungsstrategien bestehen – aber er hebt zugleich hervor, dass die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erst durch die Beziehung der »gleichgültigen Individuen« entstehen. Kurzum, er charakterisiert die kapitalistischen Verhältnisse als von Menschen hervorgebrachte und ihnen in jeder sozialen Situation gleichsam vorausgesetzte.

3. Gesellschaftliche Vermittlung, Totalität und die Formspezifik des Kapitalismus

Marx bestimmt die Produktionsverhältnisse im Kapitalismus als soziale Beziehungsform der vereinzelten Einzelnen in ihren Privatarbeiten und gleichzeitig als objektive Form gesellschaftlicher Allgemeinheit. Das kapitalistische Verhältnis ist also auf doppelte Weise zu charakterisieren: als zugleich subjektiv und objektiv. Einerseits ist es die Arbeit der Menschen, durch die gesellschaftliche Objektivität konstituiert wird. Und doch bildet diese Objektivität stets den Referenzrahmen für diese Handlungen, ohne den sie weder möglich noch verstehbar wären.

7 Zum Zusammenhang von Entfremdungs- und Fetischismustkritik vgl. Postone 2003, S. 245ff.

In den Sozialwissenschaften erscheint diese widersprüchliche Konstitution als Gegeneinander zweier Theoriestränge, die wahlweise der Subjektivität der HandlungsträgerInnen oder der Objektivät der gesellschaftlichen Verhältnisse gerecht zu werden versuchen. Die daraus entstandene Grundsatzdebatte von Handlungs- oder Strukturtheorie hat ein wenig den Charakter einer Henne-Ei-Diskussion. Wer den Handlungen den Primat einräumen möchte, wird mit dem Problem konfrontiert, dass diese Handlungen doch wohl stets auf bereits bestehende gesellschaftliche Strukturen bezogen sind. Und wer diesen Strukturen den Vorrang einräumen möchte, muss sich auf den Hinweis gefasst machen, dass auch sie doch wohl sicherlich durch vorheriges menschliches Handeln entstanden seien. Max Weber gilt hier als Klassiker der Handlungstheorie. Der Ausgangspunkt seiner Soziologie ist der Begriff des »sozialen Handelns«. Dieses hatte Weber bestimmt als ein Handeln, »welches seinem [...] gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist« (vgl. Weber 1956, S. 3). Gesellschaftliche Objektivität bestimmt Weber entsprechend nur als das Verhalten anderer, an dem das eigenen Handeln orientiert werden kann (vgl. Weber 1956, S. 16). Jedwede Form sozialer Objektivität wird aus der Perspektive der HandlungsträgerInnen abgeleitet. So bestimmt Weber etwa den Brauch als »tatsächlich bestehende Chance einer *Regelmäßigkeit* der Einstellung sozialen Handelns« (Weber 1956, S. 21; Hervorh. i.Orig.) und die geltende Ordnung durch den Bezug der Handelnden an der Vorstellung einer »*legitimen Ordnung*« (Weber 1956, S. 22; Hervorh. i.Orig.). Auch Macht und Herrschaft denkt Weber ganz handlungstheoretisch. Macht ist für ihn die »Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen«, und Herrschaft, darauf aufbauend, die »Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts [. . .] Gehorsam zu finden« (Weber 1956, S. 39).

Emile Durkheim macht demgegenüber die Bedeutung gesellschaftlicher Objektivität stark. Aufgabe der Soziologie sei es, soziale Formen von Objektivität zu untersuchen, die dem individuellen Handeln vorausgesetzt seien.[8] Er betont,

[8] Diese Formen von Objektivität setzt er als quasi-natürlich voraus. Entsprechend grenzt er die Soziologie von den »übrigen Naturwissenschaften« ab, die ebenfalls

dass die vielfältigen Pflichten, denen nachzukommen die Menschen aufgefordert sind, außerhalb ihres Willens und ihrer Person stehen. Sie werden von den Individuen bereits vorgefunden und bilden daher eine außer ihnen stehende Objektivität. »Daß sie vor ihm da waren, setzt voraus, daß sie außerhalb seiner Person existieren« (Durkheim 1961, S. 105). Darüber hinaus verfügen diese Formen vorgefundener Objektivität über eine »gebieterische Macht«, mit der »sie sich einem jeden aufdrängen« können, unabhängig davon ob er das wolle oder nicht (vgl. Durkheim 1961, S. 106).

> »Hier liegt also eine Klasse von Tatbeständen von sehr speziellem Charakter vor: sie bestehen in besonderen Arten des Handelns, Denkens und Fühlens, die außerhalb der Einzelnen stehen und mit zwingender Gewalt ausgestattet sind, kraft deren sie sich ihnen aufdrängen. [...] Es läßt sich heutzutage nicht mehr bestreiten, daß die Mehrzahl unserer Gedanken und Bestrebungen nicht unser eigenes Werk sind, sondern uns von außen zuströmen. Sie können nur in uns eindringen, indem sie sich uns aufdrängen.« (Durkheim 1961, S. 107)

Während bei Weber gesellschaftliche Objektivität nur als Ergebnis des Wollens der Einzelnen gedacht werden kann, resultiert bei Durkheim individuelles Handeln aus objektiven Bedingungen, die diesem vorausgesetzt sind. Der Anspruch, die Subjekte und ihre Beweggründe verstehen zu wollen, ist so der Ausgangspunkt der »verstehenden Soziologie« von Weber. Durkheim hingegen setzt die Faktizität des Gegebenen dagegen – ohne dass dabei klar würde, welche Hintergründe und Ursachen die Konstitution der Objektivität überhaupt hat. Bereits Theodor W. Adorno hat im Rahmen seiner Kritischen Theorie auf dieses Problem hingewiesen:

> »Die Antithesis zu Weber indessen bleibt so partikular wie dessen Thesis, weil sie bei der Nichtverstehbarkeit sich beruhigt wie jener beim Postulat der Verstehbarkeit. Statt dessen wäre die Nichtverstehbarkeit zu verstehen,

Formen sozialer Objektivität untersuchen sollen. Genauere Kriterien für die Trennung der Soziologie von den »übrigen Naturwissenschaften« gibt er jedoch nicht an (vgl. Durkheim 1961, S. 105).

> die den Menschen gegenüber zur Undurchsichtigkeit verselbständigten Verhältnisse aus den Verhältnissen zwischen Menschen abzuleiten. Heute vollends hätte die Soziologie das Unverstehbare zu verstehen, den Einmarsch der Menschheit ins Unmenschliche.« (Adorno 2003 [1965], S. 12)

Noch der Begriff der Rolle, so Adorno weiter, trage nicht viel zur Erklärung bei, denn auch Rollen ließen sich nicht verstehen ohne die gesellschaftlichen Strukturen, auf die sie bezogen seien. Jenseits der oberflächlichen Analogien müsse der Zusammenhang soziologischer Begrifflichkeiten mit gesellschaftlichen Meta-Strukturen hergestellt werden. Nur so könne das Verhältnis von Einzelnem und Ganzem gefasst werden:

> »Die Abstraktheit des Tauschwerts geht vor aller besonderen sozialen Schichtung mit der Herrschaft des Allgemeinen über das Besondere, der Gesellschaft über ihre Zwangsmitglieder zusammen. [...] In der Reduktion der Menschen auf Agenten und Träger des Warenaustauschs versteckt sich die Herrschaft von Menschen über Menschen.[...] Der totale Zusammenhang hat die Gestalt, daß alle dem Tauschgesetz sich unterwerfen müssen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen, gleichgültig, ob sie subjektiv von einem ›Profitmotiv‹ geleitet werden oder nicht (Adorno 2003 [1965], S. 13f.).

Adorno betont zu Recht, dass die verschiedenen Handlungsoptionen und Rollen, in denen sich die Menschen wiederfinden, an die kapitalistische Gesellschaftsstruktur gebunden sind. Ohne diese wären viele Situationen, die von der empirischen Sozialforschung beobachtet werden können, überhaupt nicht verstehbar. Er betont so den Zwangscharakter gesellschaftlicher Strukturen, macht sie als historisch geworden gleichzeitig verstehbar – und kann seine Position als eine Synthese aus den Ansprüchen begreifen, aus denen heraus Weber und Durkheim ihre Position formuliert haben. Doch Adorno löst den Widerspruch zwischen der abstrakten Allgemeinheit der Gesellschaft und der Individualität der Subjekte dahingehend auf, dass er die Einzelnen als vom gesellschaftlichen Ganzen unterworfen sieht. Obwohl er historische Wandlungsprozesse in seine Theorie einbezieht, setzt er doch die allgemeine Aufspaltung der Gesellschaft in dichotome Pole von Struktur und Handlung voraus.

Diese Position verdankt sich zwei Grundannahmen, die hinter dem theoretischen Konzept der Kritischen Theorie stehen. Denn diese hat zwar in bestimmten Punkten mit dem traditionellen Marxismus gebrochen, dabei jedoch wesentliche Grundannahmen beibehalten. Das führt zu Ambivalenzen innerhalb der Theoriebildung, aufgrund derer ihr oftmals vorgeworfen wird, »pessimistisch« zu sein und keinerlei Ausweg für emanzipative politische Strategien zuzulassen.

Auf der einen Seite hat die Kritische Theorie die positive Geschichtsphilosophie des Historischen Materialismus negativ gewendet: Wo dieser eine im geschichtlichen Prozess angelegte Entwicklung hin zu einer befreiten Gesellschaft zu erkennen glaubte, sehen Adorno und Horkheimer eine immer tiefergehende Unterwerfung der Menschen unter gesellschaftliche Herrschaft, die ihren letzten Grund in der missglückten Loslösung von den Naturzwängen haben soll. (vgl. Trenkle 2002) So können sie zwar gesellschaftlichen Wandel denken, die historischen Spezifika von kapitalistischer und nicht-kapitalistischen Gesellschaften hingegen verschwimmen. Auch das autonome Handlungssubjekt und die objektivierenden Strukturen der Warengesellschaft werden von der Kritischen Theorie grundsätzlich als überhistorisch theoretisiert.[9] So kann ihnen die gleichzeitige Konstitution von Subjektivät und Objektivität erst gar nicht in den Blick kommen, sondern erscheint als zunehmende Unterordnung der Subjekte unter verallgemeinerte gesellschaftliche Herrschaftsbeziehungen.[10]

9 Die fehlende qualitative Bestimmung der Warenproduktion als Merkmal der kapitalistischen Gesellschaft fällt immer dann auf, wenn Adorno historische Aussagen und Analysen zur Warenlogik ineinander übergehen lässt. Vgl. etwa Adorno 2003 [1968], S. 57 sowie Horkheimer/Adorno 2004 [1944], S. 11ff oder auch S. 66ff.

10 Dass Adorno den Tauschwert – und nicht etwa den Wert – als zentrale Vermittlungsinstanz bestimmt, verweist darüber hinaus auf ein weiteres Problem seines Ansatzes: Er übersieht die historisch-spezifische Funktion der Arbeit in diesem Verhältnis. Darüber hinaus wohnt seinen Überlegungen die Tendenz inne, die Folgen der Tauschabstraktion bereits am einfachen, einzelnen Tausch festzumachen. Auf diese Weise wird nicht nur die Bedeutung der Arbeit für die den Kapitalismus charakterisierende Form sozialer Herrschaft verdunkelt, auch der Charakter der Tauschhandlung als »gesellschaftlicher Praxisform« bleibt so unerkannt (vgl. Müller 1981, S. 198ff.). Auch Moishe Postone hat diese Verengung innerhalb der Kritischen Theorie gezeigt und argumentiert, dass sie eine wesentliche Ursache für den ihr nicht ganz zu Unrecht unterstellten Pessimismus

So kommt es, dass Adorno letztlich doch strukturtheoretisch argumentiert: Die Individuen sind der Totalität der kapitalistischen Tauschgesellschaft unterworfen, die nicht präzise als historisch-spezifische Vergesellschaftungs*form* begriffen wird, sondern als eine Art Kulminationspunkt eines transhistorischen Prozesses. In der Folge dieser Konstruktion bleiben dann auch die Möglichkeiten einer emanzipatorischen Überwindung dieser Konstellation innerhalb der Kritischen Theorie unterbestimmt. Demgegenüber muss festgehalten werden, dass die Dichotomie von Struktur und Handlung durch die kapitalistischen Formbestimmungen hervorgebracht wird. Die Totalität des Kapitalverhältnisses liegt nicht in der Unterdrückung einer vorgängigen Subjektivität begründet, sondern in der gleichzeitigen Hervorbringung von individualistischer Vereinzelung und vermittelnder Struktur. Formkritik darf daher auch nicht mit Strukturtheorie verwechselt werden. Sie untersucht vielmehr den Konstitutionszusammenhang von atomisierter Subjektivität und gesellschaftlichem Vermittlungszusammenhang.

Wertkritik analysiert also den Kapitalismus als eine Gesellschaftsform, die sich nicht einfach durch die wechselseitige Bezogenheit von Handlung und Struktur auszeichnet, sondern durch die gleichzeitige Konstitution von beiden - und sie grenzt sich ab von Theorien, die den Kapitalismus entweder rein aus den Handlungen oder gänzlich aus systemischen Bestimmungen ableiten wollen. Erst der dialektische Bezug von Handlung und Struktur aufeinander, der aus der spezifischen Form gesellschaftlicher Beziehung resultiert, ermöglicht es in dieser Perspektive, den Kapitalismus umfassend verstehen und kritisieren zu können. Postone mit seiner Rekonstruktion des kritischen Kerns der Marx'schen Theorie liest Marx in diesem Sinne nicht als Strukturtheoretiker, der die Welt aus einer Vogelperspektive betrachtet, sondern interpretiert das *Kapital* als komplexe Analyse gesellschaftlicher Praxisformen:

darstellt (vgl. Postone 2003, S. 141–192). Er betont daher die Bedeutung der Arbeit innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft – allerdings nicht wie im traditionellen Marxismus als Standpunkt, sondern vielmehr als Gegenstand der Kritik (Postone 2003, S. 111–122).

> »Nachdem die ersten Bestimmungen der Marxschen kritischen Kategorien erörtert sind, sollte festgehalten werden, daß die Analyse von Ware, Wert, Kapital und Mehrwert im ersten Band des *Kapitals* ›Mikro-‹ und ›Makroebenen‹ der Untersuchung nicht scharf trennt, sondern strukturierte Praxisformen auf der Ebene der Gesellschaft als ganzer analysiert. Diese Ebene der Analyse der fundamentalen, den Kapitalismus charakterisierenden Formen gesellschaftlicher Vermittlung, erlaubt auch die Erarbeitung einer soziohistorischen Theorie der Formen von Subjektivität. Diese Theorie ist nicht-funktionalistisch und widersteht dem Versuch, das Denken allein mit Bezug auf gesellschaftliche Stellung und gesellschaftliche Interessen zu erklären. Statt dessen analysiert sie Denken – beziehungsweise, weiter gefaßt, Subjektivität – als historisch spezifische Formen gesellschaftlicher Vermittlung, das heißt als auf bestimmte Weise strukturierte Formen von Alltagspraxis, welche die gesellschaftliche Welt konstituieren.« (Postone 2003, S. 240f.)

Die Subjekte werden so im wörtlichen Sinne zu Subjekten (lat. subiectum = das Unterworfene), nicht indem sie sich auf eine übergreifende, ihnen übergeordnete Form der Allgemeinheit äußerlich beziehen, sondern indem sie sich gleichzeitig mit dieser als »gesellschaftlichen Praxisformen« konstituieren. Das gilt, wie wir mit Postone gesehen haben, ganz klar für die ökonomischen Subjekte, insofern sie sich auf den Wert als gesellschaftlich-allgemeine Reichtumsform beziehen müssen. Es gilt aber darüber hinaus auch für die Subjekte als denkende, sich die Welt erschließende Wesen. Die kapitalistische Gesellschaft zeichnet sich durch eine verallgemeinerte »Denkform« (Alfred Sohn-Rethel) aus, derer sich die kapitalistischen Subjekte ganz selbstverständlich bedienen und die ihnen zur reinen Selbstverständlichkeit geronnen ist (vgl. Ortlieb 1998, S. 33f.). Dass die Formen moderner Subjektivität, also abstrakte, von den Gegenständen getrennte Ich-Identität bzw. abstraktes Denken überhaupt alles andere als eine Selbstverständlichkeit sind, zeigt sich bei einem Blick in die moderne Philosophiegeschichte. Im Herausbildungsprozess der kapitalistischen Formen waren diese nicht schon immer vorausgesetzt, sondern mussten philosophisch erst noch begründet bzw. legitimiert werden. So hat sich die Vernunftkritik der

Aufklärung beispielsweise in ihren frühen Tagen mit der Frage befasst, wie das Subjekt überhaupt in der Lage sein soll, die sie umgebenden Objekte wahrzunehmen. Kants Antwort auf diese Frage war die Annahme, dass im Subjekt selbst die notwendigen Voraussetzungen vorhanden seien, um die Objektwelt erkennen zu können. In Anlehnung an Alfred Sohn-Rethel haben etliche Autoren, wie etwa Bodo von Greiff, Rudolf Wolfgang Müller, aber auch Eberhard Bolay und Bernhard Trieb versucht, die Formen der Ich-Identität, des abstrakten Denkens und der Subjekt-Objekt-Dichotomie nicht als menschlich-ontologische Voraussetzung zu begreifen, sondern als historisch spezifisch von der Warenform konstituiert zu beschreiben.:

> »Nur wo die einzelnen Gesellschaftsmitglieder sich nicht konkret und direkt auf die reale Einheit der gesellschaftlichen Lebensgewinnung beziehen, da können sie sich als abstrakte Subjekte begreifen, die ›der‹ Welt, einer ebenso abstrakten Totalität alles Nichtsubjektiven, gegenübertreten und sie durch bloße Erkenntnistätigkeit ›begreifen‹ wollen. Die einheitsstiftende Funktion des Wertes als des Subjekts des realen Gesellschaftsprozesses [...] spiegelt sich im Bestreben dieser selben Subjekte als Subjekte des Denkens.« (Müller 1981, S. 207)

Es etabliert sich auf diese Weise ein Zusammenhang aus verdinglichter Vergesellschaftung (die Subjekte stellen ihren Zusammenhang nicht direkt, sondern über die Dinge, die Waren, her) und einem entfremdeten Weltbezug. Dabei imaginieren sich die Subjekte stets als von ihrer Umwelt getrennte und von ihr unabhängige Individuen. So selbstverständlich ihnen das eine ist, so unreflektiert bleibt das andere.

4. Privatheit und Allgemeinheit in der frühen Sozialphilosophie

Die Dichotomisierung von Handlung und Struktur gibt es nicht erst seit Durkheim bzw. Luhmann einerseits und Weber resp. Coleman andererseits. Sie ist vielmehr bereits in der frühbürgerlichen Philosophie und Ökonomietheorie

angelegt. In den *Grundrissen* diskutiert Marx daher deren fetischistische Perspektiven im Hinblick auf die Logik der Warenproduktion. Er fasst hier die an den Handlungen der Einzelnen orientierte Perspektive zusammen mit den Worten:

> »Die Ökonomen drücken das so aus: Jeder verfolgt sein Privatinteresse und nur sein Privatinteresse und dient dadurch, ohne es zu wollen und zu wissen, den Privatinteressen aller, den allgemeinen Interessen.« (MEW 42, S. 90)

Die liberalistische Phrase, auf die Marx hier rekurriert, findet sich idealtypisch vorgedacht bei Adam Smith in dessen bekannter Metapher vom Markt als einer »unsichtbaren Hand«:

> »Und er (der Markt, JB) wird in diesem wie auch in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen er in keiner Weise beabsichtigt hat. Auch für das Land selbst ist es keineswegs immer das schlechteste, dass der einzelne ein solches Ziel nicht bewusst anstrebt, ja, gerade dadurch, dass er das eigene Interesse verfolgt, fördert er häufig das der Gesellschaft nachhaltiger, als wenn er wirklich beabsichtigt, es zu tun. Alle, die jemals vorgaben, ihre Geschäfte dienten dem Wohl der Allgemeinheit, haben meines Wissens niemals etwas Gutes getan.« (Smith 2005 [1776], S. 371)[11]

Eine andere, ins Satirische abgleitende Beschreibung dieser Denkübung findet sich bei dem niederländischen Arzt und Sozialtheoretiker Bernard Mandeville[12], der 1705 ein Gedicht mit dem Titel »The Hive or Knaves turn'd Honesst« veröffentlichte. Mandeville provozierte mit der These, dass nicht die Tugend, sondern im Gegenteil gerade das Laster der wahre Ursprung des Allgemeinwohls sei. Ab 1714 wurde das Gedicht dann, um einige Essays und Kommentare ergänzt,

---

[11] An diesem Zitat von Smith kann auch der Zusammenhang zwischen der liberalen Ideologie und der handlungstheoretischen Sozialwissenschaft deutlich gemacht werden: Gerade weil das Individuum mit seinem Freiheitsanspruch als enorm wichtig gilt, soll auch die Analyse beim Individuum beginnen. Dass es den Einzelnen dabei durchaus dreckig gehen kann, spielt dafür keine Rolle – sie erhalten ihre Wertschätzung einzig daraus, dass sie den Ausgangspunkt der theoretischen Betrachtung bilden.

[12] Zur Biographie Mandevilles vgl. Euchner 1980 [1968], 8ff.

mehrfach neu aufgelegt. Am Beispiel eines (fiktiven) Bienenstocks reflektiert Mandeville die Lebensverhältnisse im London seiner Zeit. Das ist insofern interessant, als er die gesellschaftlichen Verhältnisse im wahrsten Sinne des Wortes naturalisiert: dass Menschen in Wirklichkeit nichts anders als Bienen sein sollen, hat den Effekt, dass die von ihnen hervorgebrachten Herrschaftsverhältnisse nur noch als Teil der Natur in den Blick geraten können.

Bei der von Mandeville vorgenommenen naturalistischen Beschreibung gesellschaftlicher Verhältnisse geht es ebenso um die Kluft zwischen Arm und Reich (»Manch Reicher, der sich wenig mühte/ Bracht' sein Geschäft zu hoher Blüte/ Indes mit Sense und mit Schaufel/ Gar mancher fleißige arme Teufel/ Bei seiner Arbeit schwitzend stand/ Damit er was zum Knappern fand«) wie um die Gleichgültigkeit, mit der die Einzelnen ihre Waren darbieten (»Den Ärzten, wurden sie nur reich,/ War ihrer Kranken Zustand gleich.«) oder den mit der allgemeinen Konkurrenz entstehenden Drang, die KäuferInnen übers Ohr zu hauen (»Schier endlos war des Schwindels Masse,/ Sogar das Zeug, das auf der Gasse/ Als Düngemittel sie erstanden/ Die armen Käufer oftmals fanden/ Vermengt zu einem ganzen Viertel/ Mit bloßen Steinen und mit Mörtel«). Diese verallgemeinerte Konkurrenz habe nun aber zur Folge, dass es im Ergebnis allen vergleichsweise gut erging:

> »Trotz all dem sündlichen Gewimmel
> War's doch im ganzen wie im Himmel [...]
> Wie hat's ein solches Land doch gut
> Wo Macht ganz auf Verbrechen ruht!«
> (Mandeville 1980, S. 84)

Dieser zynischen Interpretation des frühen bürgerlichen Liberalismus, dass der allgemeine Egoismus der Privatinteressen angeblich zum gesellschaftlichen Wohl aller führen würde, stellt Marx in den *Grundrissen* als bloße Ideologie dar. Er betont, dass das Wohl der Allgemeinheit nicht identisch sei mit den »Privatinteressen aller«. »Vielmehr könnte aus dieser abstrakten Phrase gefolgert werden, daß jeder wechselseitig die Geltendmachung des Interesses der andern hemmt und statt einer allgemeinen Affirmation vielmehr eine allgemeine Negation aus

diesem bellum omnium contra omnes resultiert« (MEW 42, S. 90). Wenn alle zunächst an sich denken und auch entsprechend handeln, dann bedeutet dies auch, dass sich alle anderen mit der Verfolgung ihrer individuellen Interessen gegen die Durchsetzung der individuellen Interessen aller übrigen Gesellschaftsmitglieder positionieren. Der Liberalismus blendet diese Möglichkeit jedoch aus und schlägt sich ganz auf die Seite der vermeintlich segenspendenden Wirkungen der privaten Konkurrenzverhältnisse. Er setzt dabei sowohl den Standpunkt der Privatheit als auch den der Allgemeinheit voraus und kann auf diese Weise den Widerspruch zwischen ihnen wegdefinieren. Der Krieg aller gegen alle soll nun zum gesellschaftlichen Wohl aller führen.[13]

Das Verhältnis verallgemeinerter gesellschaftlicher Konkurrenz der Einzelinteressen, das die liberalistische bürgerliche Ideologie in einen Zustand gesellschaftlicher Harmonie umdefiniert, kann aber auch anders gewendet werden. Der bürgerliche Konservatismus möchte die gesellschaftlichen Beziehungen der Privatinteressen, die letztlich auf Mord und Totschlag hinauslaufen, in einem starken Staat aufheben. Damit werden ebenso wie in der liberalistischen Wendung von Privat- und Allgemeininteresse beide Pole vorausgesetzt, aber gleichzeitig ein Gegensatz zwischen ihnen festgehalten. Die prototypische Argumentation hierzu finden wir bei Thomas Hobbes.[14] Bei ihm tauchen die Menschen nicht länger als Bienen auf, wie noch bei Mandeville, sondern als Wölfe. Denn auch Hobbes interpretiert die Konkurrenz, in die die Menschen durch die kapitalistische Gesellschaft gesetzt werden, als »Naturzustand« (Hobbes 1977). In diesem Naturzustand sieht Hobbes Freiheit und Gleichheit anthropologisch situiert:

> »Es ist ein Zustand vollkommener Freiheit, innerhalb der Grenzen des Gesetzes der Natur ihre Handlungen zu regeln und über ihren Besitz und ihre Persönlichkeit so zu verfügen, wie es ihnen am besten erscheint, ohne dabei jemanden um Erlaubnis zu bitten oder vom Willen eines anderen abhängig zu sein.

[13] Es ist innerhalb der philosophiehistorischen Forschung bislang umstritten, ob Mandeville hier eine ernstzunehmende Schrift oder eine Satire vorgelegt hat. Das spielt für den hier diskutierten Zusammenhang jedoch keine Rolle.

[14] Zur Biographie von Thomas Hobbes vgl. Euchner 1977, S. 9-24

> Es ist darüber hinaus ein Zustand der Gleichheit [...] Nichts ist einleuchtender, als daß Geschöpfe von gleicher Gattung und von gleichem Rang, die ohne Unterschied zum Genuß derselben Vorteile der Natur und zum Gebrauch derselben Fähigkeiten geboren sind, ohne Unterordnung und Unterwerfung einander gleichgestellt leben sollen«. (Hobbes 1977, S. 201f)

Dieser Naturzustand, von dem Mandeville angedeutet hat, er würde die allgemeine Wohlfahrt vorantreiben, bedeutet für Hobbes in der Konsequenz einen allgemeinen »Kriegszustand« (Hobbes 1977, S. 209):

> »Das Fehlen eines gemeinsamen, mit Autorität ausgestatteten Richters versetzt alle Menschen in einen Naturzustand: Gewalt ohne Recht, gegen die Person eines anderen gerichtet, erzeugt einen Kriegszustand [. . .]. Wenn aber die unmittelbare Gewalt nicht mehr besteht, so ist der Kriegszustand unter denen, die in einer Gesellschaft leben, beendet, und beide Parteien müssen sich gleichermaßen der gerechten Entscheidung des Gesetzes unterwerfen [...] Wo aber, wie im Naturzustand, eine solche Möglichkeit mangels positiver Gesetze und mit der nötigen Autorität versehener Richter, an die man sich wenden könnte, nicht besteht, dauert der einmal begonnene Kriegszustand fort.« (Hobbes 1977, 212)

Der »Naturzustand« von unabhängigen, freien und gleichen Individuen ist damit für Hobbes gleichsam eine Unmöglichkeit. Gesellschaftlichkeit kann daher für ihn erst dadurch entstehen, dass der Staat als eine die gesellschaftliche Allgemeinheit konstituierende Instanz auftritt und die konkurrierende Individualität (und für Hobbes damit die Gesellschaftlichkeit als solche) auf diese Weise erst ermöglicht. Der Ausgangspunkt dieser Betrachtung ist der gesellschaftliche Allgemeinheitsstandpunkt, dem die Standpunkte der Individuen nachgeordnet sind. Statt auf die liberalistische Auflösung des Gegensatzes von Privat- und Allgemeininteresse in Form der »unsichtbare Hand« setzt Hobbes auf die Prämisse, »dass allein mittels der sichtbaren Hand einer staatlich sanktionierten Rechtsordnung, die aus dem unregulierten Wirken der menschlichen Leidenschaften resultierenden unheilvollen Konsequenzen für Individuum und Gesellschaft zu verhindern sind« (Elbe 2009. S. 2).

Sowohl der bürgerliche Liberalismus als auch der Konservatismus gehen also von dem Gegenüber von Privatheit und Allgemeinheit, von privaten Interessen und allgemeinem Wohl aus. Dieser Ausgangspunkt ist aber freilich nur die Festschreibung des gesellschaftlich unbewusst konstituierten Verhältnisses der Allgemeinheit der Privatarbeiten. Marx hingegen betont die gemeinsamen Voraussetzungen beider Standpunkte und damit die Gleichzeitigkeit von privatem Interesse und gesellschaftlicher Produktion:

> »Die Pointe liegt vielmehr darin, daß das Privatinteresse selbst schon ein gesellschaftlich bestimmtes Interesse ist und nur innerhalb der von der Gesellschaft gesetzten Bedingungen und mit den von ihr gegebnen Mitteln erreicht werden kann, also an die Reproduktion dieser Bedingungen und Mittel gebunden ist. Es ist das Interesse der Privaten; aber dessen Inhalt, wie Form und Mittel der Verwirklichung, [ist] durch von allen unabhängige gesellschaftliche Bedingungen gegeben.« (MEW 42, S. 90)

Wenn Marx schreibt, der Inhalt des privaten Interesses sei gegeben, so ist dies dahingehend zu verstehen, dass die privat Interessierten nur gleichzeitig mit den »unabhängige[n] gesellschaftliche[n] Bedingungen« denkbar sind. Nur weil diese von den Handelnden unabhängig sind, sind eben diese auf die Verfolgung ihrer privaten Interessen formatiert. Und nur weil sie ihrem privaten Interesse nachgehen, können sich die gesellschaftlichen Bedingungen als von ihnen unabhängige konstituieren. Sie stellen so die Verwirklichungsinstanz der Privatinteressen dar, innerhalb derer sich die »Gesellschaftlichkeit« der Privatinteressen objektivieren kann und muss.

Das wissenschaftstheoretische Problem des Zusammenhangs von Struktur und Handlung lässt sich also, allgemein gesprochen, in dem Moment auflösen, in dem wir es in der gesellschaftliche Form verorten, die ihm logisch vorausgesetzt ist: eine verrückte gesellschaftliche Form, die von einem historisch-spezifischen, prozessierenden Widerspruch zwischen Privatheit und Gesellschaftlichkeit konstituiert wird. Erst wenn wir die Warenform als Spezifikum der kapitalistischen Gesellschaft dechiffriert haben, können wir die dynamische Entwicklung der Kapitalakkumulation nachzeichnen, aber auch ihre Voraussetzungen und Brü-

che bestimmen. Und erst wenn wir die Subjektform als spezifisches Produkt der Warengesellschaft erkennen, haben wir die Grundlage gelegt, um die historischen Veränderungen innerhalb der warengesellschaftlichen Binnengeschichte nachzeichnen zu können.

Literatur

Adorno, Theodor W. (2003 [1965]): Gesellschaft. In: ders.: Soziologische Schriften I. Surkamp: Frankfurt am Main

Adorno, Theodor W./ Horkheimer, Max: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main: Fischer

Backhaus, Hans-Georg (2011 [1997]): Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur Marxschen Ökonomiekritik. Freiburg: Ça ira

Bierwirth, Julian (2011): Wert und Arbeit. In: Streifzüge 53/2011. Online abrufbar unter: http://www.streifzuege.org/2011/wert-und-arbeit

Bierwirth Julian (2013): Gegenständlicher Schein. In: Krisis 3/2013. Online abrufbar unter: http://www.krisis.org/2013/julian-bierwirth-gegenstaendlicher-schein

Bolay/Trieb (1988): Verkehrte Subjektivität. Kritik der individuellen Ich-Identität. Frankfurt am Main/New York: Campus

Elbe, Ingo (2009): Der Preis der Freiheit. Thomas Hobbes' politische Philosophie zwischen Machttheorie des Rechts und Rechtstheorie der Macht. Online abrufbar unter: http://www.sozialtheorie.de/IMG/pdf/Elbe_Hobbes.pdf

Elbe, Ingo (2008): Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965, Berlin: Akademie Verlag

Euchner, Walter (1980): Einleitung. In: Mandeville, Bernard 1980 [1968]: Die Bienenfabel. Mit einer Einleitung von Walter Euchner. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Greiff, Bodo von (1977): Gesellschaftsform und Erkenntnisform. Zum Zusammenhang von wissenschaftlicher Erfahrung und gesellschaftlicher Entwicklung. Frankfurt am Main/ New York: Campus

Heinrich, Michael (2003 [1997]): Die Wissenschaft vom Wert: die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition. 3. korr. Aufl., Münster : Westfälisches Dampfboot

Heinrich, Michael (2008): Wie das Marxsche Kapital lesen? Leseanleitung und Kommentar zum Anfang des »Kapital«. Stuttgart: Schmetterling

Höner, Christian (2004): Zur Kritik von Dialektik, Geschichtsteleologie und Fortschrittsglaube. Vorläufige Aspekte einer Kritik des historischen und dialektischen Materialismus. In: Krisis 26/2004. Online abrufbar unter:
http://www.krisis.org/2004/zur-kritik-von-dialektik-geschichtsteleologie-und-fortschrittsglaube

Lohoff, Ernst (1993): Zur Kernphysik des bürgerlichen Individuums. In: Krisis. Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft 13/1993. Online abrufbar unter:
http://www.krisis.org/1993/zur-kernphysik-des-buergerlichen-individuums

Hobbes, Thomas (2002): Leviathan: oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates. 11. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp

Mandeville, Bernard 1980 [1968]: Die Bienenfabel. Mit einer Einleitung von Walter Euchner. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Marx, Karl: Werke. (MEW)

Müller, Rudolf W. (1982): Geld und Geist. Zur Entstehungsgeschichte von Identitätsbewußtsein und Rationalität seit der Antike. Frankfurt am Main: Campus

Postone, Moishe (2003): Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Freiburg: Ça ira

Postone, Moishe (2005):Antisemitismus und Nationalsozialismus. In: ders. (2005): Deutschland, die Linke und der Holocaust. Politische Interventionen. Freiburg: Ça ira

Smith, Adam (2005 [1776]): Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Naturund seiner Ursachen. Aus dem Englischen übertragen und mit einer umfassenden Würdigung des Gesamtwerkes herausgegeben von Horst Claus Recktenwald. München: C.H. Beck

Trenkle, Norbert (2002): Gebrochene Negativität. Anmerkungen zu Adornos und Horkheimers Aufklärungskritik. In: Krisis. Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft 25/2002. Online abrufbar unter:
http://www.krisis.org/2002/gebrochene-negativitaet

Weber, Max (1956): Wirtschaft und Gesellschaft. Studienausgabe, Erster Halbband. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch

Krisis – Kritik der Warengesellschaft

Krisis Beiträge seit 2013:

1 / 2013 Peter Samol
Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate
Zur Widerlegung von Michael Heinrichs »Kritik am Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate« und über die Bedeutung der schrumpfenden Wertmasse für den Krisenverlauf

2 / 2013 Ernst Lohoff
Auf Selbstzerstörung programmiert
Über den inneren Zusammenhang von Wertformkritik und Krisentheorie in der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie

3 / 2013 Julian Bierwirth
Gegenständlicher Schein
Zur Gesellschaftlichkeit von Zweckrationalität und Ich-Identität

4 / 2013 Peter Samol
Ein theoretischer Holzweg
Die seltsame Fassung des Begriffs der »unproduktiven Arbeit« von Robert Kurz und wie er sich als Reaktion auf die Kritik daran in einen noch tieferen Schlamassel begeben hat

1 / 2014 Ernst Lohoff
Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation
Der Fetischcharakter der Kapitalmarktwaren und sein Geheimnis

1 / 2015 Julian Bierwirth
Henne und Ei
Der Wert als Einheit von Handlung und Struktur

1 / 2016 Norbert Trenkle
Die Arbeit hängt am Tropf des fiktiven Kapitals
Eine Antwort auf »*Geht dem Kapitalismus die Arbeit aus?*« von Christian Siefkes

2 / 2016 Julian Bierwirth
Der Grabbeltisch der Erkenntnis
Untersuchung zur Methode des *Gegenstandpunkt*

3 / 2016 Karl-Heinz Lewed
Rekonstruktion oder Dekonstruktion?
Über die Versuche von Backhaus und der Monetären Werttheorie, den Wertbegriff zu rekonstruieren

4 / 2016 Peter Samol
All the Lonely People
Narzissmus als adäquate Subjektform des Kapitalismus

5 / 2016 Ernst Lohoff
Die letzten Tage des Weltkapitals
Kapitalakkumulation und Politik im Zeitalter des fiktiven Kapitals

1 / 2018 Peter Samol
Bitcoinblase und Blockchainballyhoo
Warum Bitcoin und andere Kryptowährungen kein Geld darstellen und dieses auch nicht ersetzen können

2 / 2018 Ernst Lohoff
Die allgemeine Ware und ihre Mysterien
Zur Bedeutung des Geldes in der Kritik der Politischen Ökonomie

1 / 2019 Julian Bierwirth
Die Geburt des Ich
Aspekte von Identität und Individualität

Das komplette Archiv der Krisis seit 1986 findet sich auf www.krisis.org
Ein Teil der Druckausgaben ist noch erhältlich und kann bei u.a. Adresse bestellt werden.

Förderverein Krisis | Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg | krisisweb@yahoo.de

k

www.krisis.org